

Schwäbische Heimat

Oktober-Dezember DM 11,-



1992/4

Denkmalschutzpreis
für das Jahr 1992

«Die Nadel in Ehren» –
Frauenarbeit in der Industrie

Lager der Rentierjäger
an der Schussenquelle

Weber- und Richtstraße – alte
Häuser in der Stuttgarter City

Schwäbische Heimat

43. Jahrgang
Heft 4
Oktober–Dezember 1992

Herausgegeben vom
Schwäbischen Heimatbund
Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Martin Blümcke, Reinhold Fülle, Heidi-Barbara Kloos, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe. Der Mitgliedsbeitrag beträgt DM 40,- im Jahr (für noch in Berufsausbildung Stehende DM 20,-, für juristische Personen DM 80,-). Beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND beträgt der Preis jährlich DM 44,-, für Einzelhefte DM 11,- (zuzüglich Versandkosten, inklusive 7% Mehrwertsteuer).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1, Telefon (0711) 221638.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten:
Postgiroamt Stuttgart (BLZ 60010070) 3027-701,
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 60050101) 2164308,
Deutsche Bank Stuttgart (BLZ 60070070) 1435502.

Druck und Anzeigenverwaltung: TC DRUCK
Tübinger Chronik, Druckerei- und Verlagsgenossenschaft eG, August-Bebel-Straße 9, 7400 Tübingen,
Telefon (07071) 1309-0, Telefax (07071) 1309-90

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Anschrift von Verlag und Redaktion:
Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1
Telefon (0711) 221638
Telefax (0711) 293484

Dieser Ausgabe liegen Prospekte des Konrad-Theiss-Verlags, des DRW-Verlags Weinbrenner und des Schwäbischen Heimatbundes bei.

Inhalt

DIETER DZIPELLAK Zur Sache: Auflösung der Ämter für Wasserwirtschaft und Bodenschutz	329
JÖRG-UWE MEINEKE Aus der Luft betrachtet: Naturschutzgebiet «Kornbühl» auf dem Salmendinger Heufeld	330
ULRICH GRÄF Denkmalschutzpreis 1992 des Schwäbischen Heimatbundes und der Württemberger Hypo	332
HARDY KRÄMER Der Besitz eines Kulturdenkmals – eine Strafe unseres Herrgotts?	342
SUSANNE GOEBEL «Die Nadel in Ehren – sie muß viel ernähren» – Frauenarbeit in der Trikotagen-Industrie auf der Südwestalb	348
ALFRED SCHULER Das altsteinzeitliche Rentierjägerlager an der Schussenquelle in Oberschwaben	356
CHRISTIAN GLASS Museen des Landes: Museum der Stadt Waiblingen	365
HARALD SCHUKRAFT Weber- und Richtstraße – Häuser ärmerer Stuttgarter im Schatten des Richtplatzes	373
CLAUS KRÜGER Der Umbau des Objektes Weber-/Richtstraße zur Geschäftsstelle des Heimatbundes	377
DIETER DZIPELLAK Die Geschäftsstelle des Heimatbundes – vom alten Waisenhaus ins Leonhardsviertel?	381
GERHARD PRINZ Württemberg's Eisenbahnpersonal um 1900	384
GOTTLÖB HAAG Ländlicher Report	392
Luftbild «Rosensteinpark»	393
sh intern	396
Buchbesprechungen	399
Reiseprogramm 1993	410
sh aktuell	415
Anschriften der Autoren und Spendenaufruf	440

Zur Sache: Auflösung der Ämter für Wasserwirtschaft und Bodenschutz – oder wie man sich selbst den Ast absägt, auf dem man sitzt

Haben wir in Baden-Württemberg nicht genügend Aufgaben, bei denen es sich lohnt, heftigst um die beste Lösung zu streiten? Ich meine ja. Jeden Tag wird uns in den Medien geschildert, jeden Tag wird versucht, uns anschaulich vor Augen zu führen, warum alles in dieser Republik so unendlich schwierig ist. Das Geld reicht hinten und vorne nicht, um das Nötigste noch zu bezahlen. Krankenhäuser und Schwimmbäder sollen geschlossen werden, so Stuttgarts Oberbürgermeister Manfred Rommel.

Und was macht die neue Landesregierung? Zuerst einmal eine Koalitionsvereinbarung, in die man all das hineinschreibt, was man gerne hätte. Als äußerst wichtig erscheint das Stichwort «Verwaltungsvereinfachung», und populistisch ist es allemal. Zur Durchführung der «Verwaltungsvereinfachung» braucht man auch einen Minister, der vorher Umweltminister war und jetzt Staatsminister ist. Eine Aufwertung?

Dieser Staatsminister soll, der Koalitionsvereinbarung nach, die Ämter für Wasserwirtschaft und Bodenschutz, die bisher zum Umweltministerium gehören, auflösen beziehungsweise – wie es so schön heißt – in die unteren Verwaltungsbehörden, also in die Land- und Stadtkreise, eingliedern. Und was sagt der neue Umweltminister dazu? Nichts! Zumindest bis jetzt. Nach 150 Tagen Amtszeit sollte er doch gemerkt haben, daß ihm damit seine einzige flächendeckende Unterbehörde und Umweltschutzbehörde weggenommen wird. Oder nicht? Was ist ein Ministerium ohne Repräsentanz vor Ort? Denkt man auch daran, die Landwirtschaftsämter aufzulösen und sie in die Landratsämter und Stadtkreise einzugliedern?

Die Ämter für Wasserwirtschaft und Bodenschutz betreuen Städte, Gemeinden und Kreise beim Was-

ser und Abwasser, beim Abfall und beim Bodenschutz. Das erfordert ein sehr hohes Maß an Fachkenntnissen. Diese Fachkenntnis wird nun von den Kreisverwaltungen erwartet. Ein Amt für Wasserwirtschaft und Bodenschutz betreut bis zu vier Stadt- und Landkreise. Der Aufwand vervierfacht sich jetzt unter Umständen. «Verwaltungsvereinfachung» nennt man das, und dies im Jahr eins des Sparens für die deutsche Einheit in Baden-Württemberg.

Und noch eines: Die Ämter für Wasserwirtschaft und Bodenschutz sind Fachbehörden. Die Umsetzung der Aufgaben lag bei den Städten, Gemeinden und Kreisen. Ist der Landrat oder Kreistag nun Dienstherr dieser neuen Fachabteilung im eigenen Hause, so heißt das noch lange nicht, daß alles besser läuft. Gerade in jüngster Zeit hat sich ja bei der Müllentsorgung eine kommunale Blamage ereignet, wie sie selten in 40 Jahren Baden-Württemberg vorgekommen ist. Eine unabhängige Fachbehörde tut not, um nicht nach den Mehrheitsverhältnissen im Kreistag gutachten zu müssen. Sind die Landratsamtsverwaltungen nicht schon groß genug – und vielleicht auch unübersichtlich?

Die vielbeschworene «Bürgernähe» wird auch noch als letztes Argumentationsaufgebot aus dem Hut gezaubert. Nur eines wird dabei übersehen: Wie viele Bürger haben tatsächlich mit dem Amt für Wasserwirtschaft und Bodenschutz zu tun? Ganz, ganz wenige.

Die Ämter für Wasserwirtschaft und Bodenschutz sind die flächendeckenden Umweltschutzbehörden, also Behörden des Umweltministeriums. Jetzt werden sie abgesägt vom früheren Umweltminister, der dafür zuständig gemacht wurde. Er müßte es doch wissen, denn noch 1991 wurde in seinem Ministerium darüber gesprochen, diesen Ämtern noch mehr Zuständigkeiten zu geben. Warum läßt sich der neue Umweltminister dies nur gefallen? Wurde bei der Koalitionsvereinbarung alles bedacht – auch die Kosten –, wo man doch überall sparen möchte?

Irren ist menschlich. Nur dies auch zuzugeben, ist menschliche Größe. Vielleicht besitzt der neue Umweltminister diese.

Das Titelbild zeigt das sanierte Gebäude Luziengasse 8 in Überlingen, unweit des Münsters gelegen. Als in dem Abbruchkandidaten Balken nachgewiesen wurden, für die Bäume zwischen 1292 und 1314 gefällt wurden, war die Sensation perfekt. Näheres über dieses Objekt, dessen Besitzer zusammen mit vier weiteren mit dem diesjährigen Denkmalschutzpreis des Schwäbischen Heimatbundes und der Württemberger Hypo ausgezeichnet wurden, auf den Seiten 332 ff.

Aus der Luft betrachtet: Naturschutzgebiet «Kornbühl» auf dem Salmendinger Heufeld

Sicher ist der Kornbühl den meisten Lesern der Schwäbischen Heimat bekannt. Selbst von schräg oben betrachtet ist der fast kreisrunde Bergkegel (887 Meter ü. d. M.) eine eindrucksvolle Erhebung über die Schichtfläche des Salmendinger Heufelds. Der Betrachter blickt von West nach Ost, also sozusagen auf die «Rückseite» des Berges, da man ihn normalerweise von der Straße zwischen Salmendingen und Ringingen (Ortsteile von Burladingen, Zollernalbkreis) aus sieht und auch angeht. Der «eingegrünte» Wanderparkplatz ist direkt rechts hinter dem Fuß der Bergkuppe zu erkennen.

Der Kornbühl ist der noch nicht abgetragene Rest eines Schwammriffs des Jurameers. Die umschließenden sanften Täler gehören auch heute noch zum danubischen System: Im Hintergrund das beginnende Laucherttal, um den Kornbühl herum Trockentäler mit nicht erkennbarer Neigung nach rechts zur Lauchert und zur Donau hin. Ausgeformt wurden sie zu Zeiten, als noch nicht viel Wasser im damals weniger zerklüfteten Karstuntergrund einsinken konnte, das Einzugsgebiet größer war und die seinerzeitigen Flüsse daher noch reliefgestaltende Kraft hatten. Nicht mehr im Bild hat sich linker Hand die rhenanische Erosion vom Neckar her bis auf wenige Kilometer entfernt in den Albtrauf gefressen.

Im vorderen Hintergrund liegen links der bewaldete Monkberg und rechts das Köbele mit einer Rodungsinsel und der Gaißhalde. Die beiden Ortschaften im breiten Laucherttal sind Salmendingen mit markanter Kirche und dahinter das ebenfalls noch zu Burladingen gehörende Melchingen mit Pfaffenberg (links) und Kohlhalde (rechts) vor der Grenze zur Reutlinger Alb.

Das Bild wurde nach der Ernte aufgenommen, so daß das bunte Nutzungsmosaik der ringförmig um den Berg gelegten Äcker und Wiesen deutlich hervortritt. Auf den meisten Feldern stehen noch die Stoppeln, z. T. abgeflämmt, einige Felder sind bereits umgepflügt. Andere sind mit Gründünger bestellt. Auffällig ist, daß kaum mehr Heuwiesen in der Feldflur liegen, ein Hinweis, daß die Milchviehhaltung auch in diesem Teil der Alb schon stark zurückgegangen ist. Damit verschwinden die mageren Bergwiesen in einem dramatischen Ausmaß, und es ist kein Ende dieser Entwicklung in Sicht, zumal es nicht gelungen ist, die artenreichen Wie-

sen in das Biotopschutzgesetz aufzunehmen. So gehen wichtige Lebensräume und Trittsteinbiotope immer mehr verloren, obwohl alle Welt von «Biotopvernetzung» redet.

Die ring- und speichenförmig um den Berg gelegten Wirtschaftswege lassen die Reißbrettarbeit des Flurbereinigungsingenieurs erkennen. Die Neueinweisung war zum Zeitpunkt der Befliegung noch nicht erfolgt, die Feldflur zeigt noch das Bild der Realteilung. Heute ist sie bereits historisch und größeren Bewirtschaftungseinheiten gewichen. Immerhin hat die Flurbereinigung die Hecken und Raine kaum angetastet. Aber auch die Bildung größerer Wirtschaftseinheiten muß der Naturschützer kritisch sehen, so notwendig sie zur Rettung der letzten Bauern in dieser Landschaft auch ist. Die Bestände der im Raum Salmendingen noch vorkommenden Wachteln und Rebhühner dürften mit Sicherheit darunter leiden.

Die Bergkuppe trägt an der Süd- und Westflanke eine Wacholderheide, die selbst nach kräftigen, von der Naturschutzverwaltung veranlaßten Pflegeeingriffen noch einen dichten, z. T. verwaldeten Eindruck macht. Die verdeckte Nord- und Ostseite des Berges ist sogar noch viel stärker verwachsen bis hin zu Waldbeständen.

Eine bei Georg Wagner (1960) veröffentlichte Luftaufnahme aus den zwanziger Jahren mit identischer Blickrichtung zeigt dagegen eine bis auf wenige niedrige Wacholder und Einzelbäume kahle Schafweide, wie sie sich über Jahrhunderte hinweg präsentiert haben dürfte. Die einstmals landschaftsprägenden Schaftriften der Alb sind in diesem Jahrhundert nicht nur absolut im großen Ausmaß verschwunden, so in Südwürttemberg-Hohenzollern um mehr als die Hälfte; auch die verbleibenden Reste haben ihr Gesicht stark verändert. Sie werden vielfach vom Vorwald oder künstlich «herausgepflegten» Säulenwacholdern geprägt und sind häufig, wie auch hier, viel blumenbunter. Man nennt dies «Versaumung», die Vorstufe der Verbuschung.

Wenn man die Tier- und Pflanzenwelt der Heiden erhalten will, am Kornbühl z. B. den in Baden-Württemberg fast ausgestorbenen Weißdolch-Bläuling, müssen sie freigehalten und vorsichtig gemäht oder beweidet werden. Wie sensibel man hierbei auf den heutigen Restflächen vorgehen muß, zeigt



unser Beispiel, in dem die Raupen an den gerne abgeweideten Blüten der Esparkette leben, so daß die Population mit einem einzigen zu auftriebsschweren und falsch terminierten Weidegang vernichtet werden könnte, ohne daß ein erneutes Nachrücken aus dem «Heide-Verbund» noch möglich wäre. Solche «Unfälle» sind nie ganz auszuschließen, wenn z. B. Schäfer auf dem Durchzug diese Gebiete mit ihrer Herde befahren.

Mit dem Problem der Verinselung und dem dadurch abreißen den Fortpflanzungskontakt mit anderen Populationen kämpfen Tier- und Pflanzenarten infolge von Klimaveränderungen, was veränderte Konkurrenzverhältnisse bedeutet, von Natur aus (Reliktbildung); heute werden diese Prozesse jedoch vor allem durch menschlich verursachten Lebensraumschwund in kurzer Zeit ausgelöst.

Am Kornbühl begeistert dank der Pflegemaßnahmen jedoch noch immer eine bunte Flora den Besucher. So blühen im Frühjahr Küchenschellen, die wohl an den Felsbändern unterhalb der Kapelle «schon immer» dauerhafte Vorkommen haben und

von dort in die Heide einwanderten, und Frühlingsenzian; im Sommer zeigen die ausgedehnten Bestände des Blutroten Storchschnabels und am Vormittag die leuchtend gelben Blüten des Sonnenröschens neben vielen Orchideen in dieser Fülle, daß ein Weidedruck heute kaum mehr besteht, was ja andererseits wieder die Gehölzeindämmung notwendig macht. Auch der stattliche Gelbe Enzian kommt vor. Mit Deutschem Enzian und Franzenenzian beschließen zwei weitere Enziane im Spätsommer den bunten Reigen.

Gekrönt wird der Kornbühl von der 1507 erstmals urkundlich erwähnten und mehrfach hergerichteten St.-Anna-Kapelle, auch »Salmendinger Kapelle«, die als Wallfahrtsort regionale Bedeutung hat. In früheren Zeiten hauste hier oben sogar ein Klausner. Vor der Kapelle hat der Schwäbische Albverein eine Windrose mit Erklärungen markanter Blickpunkte angebracht. Von hier hat man an klaren Herbst- und Wintertagen einen beeindruckenden Ausblick, der nach Westen zum Schwarzwald und nach Süden weit zur Alpenkette geht.

Die Vielzahl der guten Renovierungen gab auch dieses Jahr wieder Anlaß, fünf Preisträger auszuzeichnen. Aus dem breiten Spektrum von Gebäuden der württembergischen Denkmallandschaft wählte die Jury fünf Gebäude aus, die anschaulich und beispielhaft die Ziele dieses Denkmalschutzpreises verdeutlichen.

Geprägt vom hohen persönlichen Engagement der Gebäudeeigentümer und Architekten, haben die ausgezeichneten Gebäude Signalwirkung für ihre bauliche Umgebung und hinsichtlich ihrer Nutzung exemplarische Bedeutung. Es geht dabei nicht nur um das sichtbare Ergebnis der Renovierungs- und Sanierungsarbeiten an einem Gebäude, sondern mit zu berücksichtigen ist immer auch die Ausgangssituation. Dreh- und Angelpunkt einer Renovierung ist der Erhaltungszustand des Gebäudes, den es zu bewerten gilt. Daraus und aus neuen funktionellen Bedürfnissen ergeben sich denkmalpflegerische Kompromisse, die im vertretbaren Rahmen sein müssen, sollen die Maßnahmen als gelungen anzusehen sein. Nicht zuletzt sind die persönlichen Umstände der Eigentümer mit zu berücksichtigen, die zum Gelingen einer Renovierung wesentlich mit beitragen.

Die fünf Preisträger des Denkmalschutzpreises 1992 repräsentieren ein breites Spektrum unterschiedlicher Haustypen und Hausformen sowie verschiedenartigster Ausgangssituationen im persönlichen Umfeld.

*Tübingen, Jakobs-gasse 14/1 –
aus einer Scheune wird ein Wohnhaus*

Das dreigeschossige ehemalige städtische Speicher-gebäude aus der Mitte des 16. Jahrhunderts steht in der Tübinger Unterstadt gegenüber der Jakobskirche und zeigt mit seiner Größe und mit seinem Erscheinungsbild, daß es sich um ein wichtiges Gebäude in der Stadt handelte. Trotz der Lagernutzung als ehemaliger Salzstadel ist das Fachwerkgebäude auf Repräsentationswirkung und Raumwirkung ausgelegt. Seine Fachwerk-konstruktion zeigt die typischen Elemente des Fachwerks im 16. Jahrhundert mit seinen geschweiften Streben und Fußbändern. Im Inneren imponieren die mächtigen Stützen mit ihren Kopfbügen, die den Grundriß eindeutig gliedern, dreifeldrig an der Traufseite und zweizonig an der Giebelseite.

Typisch für Scheunen und Speichergebäude wie das in der Tübinger Jakobs-gasse sind kleine Fensteröffnungen in den Fachwerkwänden und kleine Dachgauben auf den Dächern, die überwiegend zur Belüftung des Gebäudes vorhanden sind. Die Umnutzung solcher Gebäude etwa zu Wohnzwecken bringt, wenn die ursprüngliche Funktion nicht mehr weitergeführt werden kann, Belichtungsprobleme mit sich. Von daher zählt die Umnutzung solcher Gebäudetypen zu den anspruchsvollen denkmalpflegerischen Aufgaben, die von den Bewohnern Einschränkungen vor allem bezüglich der



Speichergebäude in der Tübinger Unterstadt. Typisch für solche Bauten sind schmale Fensteröffnungen in den Wänden und kleine Dachgauben in den Dächern. Wohnraum im Dachstuhl mit sichtbarer Holzkonstruktion.

Belichtung verlangen, die aber auch bei den Denkmalpflegern Kompromisse voraussetzen, zum Beispiel Belichtungsöffnungen zuzulassen, die vorher so nicht vorhanden waren.

Dieses repräsentative, dreigeschossige Speichergebäude steht seit der Mitte des 16. Jahrhunderts neben der Tübinger Jakobskirche. Vorbildlich wurden moderne Wohnansprüche und vorhandene Bausubstanz vereinigt.



Die gelungene Renovierung wird daran gemessen, wie weit ein solches Gebäude noch seinen ursprünglichen Charakter bewahren kann, wie weit die frühere Funktion ablesbar bleibt und die neuen Bewohner mit ihrer Wohnung trotz aller Einschränkungen zufrieden sind, sie ihre modernen Wohnansprüche in die vorhandene Bausubstanz integrieren können. Dies ist hier beispielhaft gelungen.

Nach dieser ersten Hürde in den Entwurfsüberlegungen zur Renovierung und Umnutzung des Speichergebäudes haben die konstruktiven Schwierigkeiten begonnen. Das ganze Gebäude steht 60 Zentimeter in Firstrichtung aus dem Lot, so daß die notwendigen vertikalen Einbauten wie Schornstein, Brandwand und Treppen mit möglichst geringen Eingriffen in die ansonsten gut erhaltene Holz-



Luke zum Hochziehen und Herablassen von Salzsäcken im Erdgeschoß des ehemaligen Salzstadels; die frühere Funktion des Gebäudes bleibt auch im Innern ablesbar.

konstruktion eingefügt werden mußten. Ganz abgesehen von der Aussage des Statikers, daß das Gebäude eigentlich gar nicht mehr stehen könne. Die statisch erforderlichen Hilfskonstruktionen sind so geschickt kaschiert, daß sie nicht störend in Erscheinung treten.

Für die Eigentümer noch in guter Erinnerung ist die fast anderthalb Jahre währende Gebäudereinigung. Die gesamte Holzkonstruktion mußte von einer dicken Schmutzschicht von Hand abgekratzt werden. Dann gab es eine Bauunterbrechung, da im Erdgeschoß – das Gebäude ist wegen des hohen Grundwasserstandes in diesem Gebiet nicht unterkellert – Fundamentreste und ein Skelett gefunden wurden. Nach Aussage der Mittelalter-Archäologen steht das Bauwerk teilweise auf Resten eines vermutlich frühmittelalterlichen Kirchturmfundaments und im Bereich eines Friedhofes.

All die Schwierigkeiten und Detailprobleme während der Bauzeit sieht man dem Gebäude heute nicht mehr an; es zeigt sich im äußeren Erscheinungsbild als ein Speicherbau mit einer Fachwerkkonstruktion des 16. Jahrhunderts. Im Inneren ist

die originale Holzkonstruktion in die neue Wohnnutzung integriert. Das Gebäude bleibt weiterhin ein Speichergebäude.

*Horb-Dettensee, Vogtei –
aus einem Schloßflügel wird ein Architekturbüro*

Der ehemalige Vogtsitz des Schlosses Dettensee wurde 1585 an die Ringmauer der Südseite angebaut. Er ist Teil einer mit hoher Mauer umfriedeten Schloßanlage mit dem im 19. Jahrhundert abgebrochenen Schloßgebäude auf der Ostseite und der Zehntscheuer auf der Westseite, an dessen Stelle heute das neue Dettenseer Gemeindehaus steht. Von dieser Anlage erhalten blieb das sogenannte Beamtenhaus oder Vogtshaus an der Südseite mit einem Tor, das in den ehemaligen Schloßgarten führte. Der Schloßhof wurde im Verlauf der Umbauarbeiten am Vogtshaus mit hergerichtet und vermittelt heute wieder einen ungefähren Eindruck von der Größe und der Lage der einzelnen Schloßbauten. Der Renaissancebau mit seinen geschweiften Volutengiebeln und seinen profilierten Gewänden an Türen und Fenstern steht dominant innerhalb der heutigen Bebauung. Aus einer Datierung im Putz an der rückwärtigen Außenwand läßt sich 1653 eine Barockisierung erschließen, die in den Repräsentationsräumen des ersten und zweiten Obergeschosses interessante Stuckdecken hinterlassen hat.

Nach einer wechselvollen Geschichte mit vielen Besitzerwechseln der adligen Herrschaft verfiel das Vogtshaus immer mehr, und es war höchste Zeit, daß sich ein neuer Besitzer fand, der dem Gebäude wieder eine angemessene Nutzung gab und es instand setzte.

Mangelnde Bauunterhaltung führte im Zusammenspiel mit einer Grundwasserabsenkung im Bereich des ehemaligen Wassergrabens zu größeren Schäden im zweischaligen Kalksteinmauerwerk der Umfassungswände. Durch Stahlbetoneinlagen und eine Stahlbetonplatte in der Erdgeschoßdecke zur Aussteifung konnten diese Probleme behoben werden, nachdem mehrere statische Gutachten zur genaueren Analyse und Aufstellung von Maßnahmenkonzepten angefertigt worden waren.

Große Probleme bereitete während des ganzen Umbaus die Materialfrage. Im Bestreben, das vorhandene Baumaterial wiederzuverwenden und soweit notwendig zu ergänzen, ergab sich häufig die Notwendigkeit, einzelne, in Teilen noch vorhandene Materialien wie Klinker oder Sandsteine durch ähnliche Baustoffe zu ergänzen und zu erneuern. So waren z. B. von den Bodenplatten aus Sandstein nur wenige Platten wiederzuverwenden und die Klin-

In den Formen der Renaissance präsentiert sich das ehemalige Vogtshaus des Schlosses Dettensee, heute Stadt Horb a. N.



kerböden mit ausgefallenen Formaten heute überhaupt nicht mehr zu beschaffen. Sie mußten durch ähnliche Stein- und Klinkermaterialien ergänzt und erneuert werden. Die notwendige Neueindeckung der Dächer erfolgte mit alten handgestrichenen Biberschwanzziegeln.

Fehlende Bauteile an der Fassade wie die Mehrzahl der Fenstergewände wurden materialgerecht und formgerecht erneuert. Dabei stand das Bestreben im Vordergrund, nicht durch Rekonstruktion und Ergänzung das Gebäude wieder als neu erscheinen zu lassen, sondern die Funktionstüchtigkeit wieder-



Vogtshaus Horb-Dettensee: In jedem Raum des Obergeschosses ist eine Stuckdecke mit anderen Mustern angebracht.

herzustellen und ein Erscheinungsbild zu zeigen, das dem Charakter und der Bedeutung des ehemaligen Vogtshauses entspricht.

Das Innere mit seinen wertvollen Stuckdecken wurde mit großem Aufwand und persönlichem Einsatz restauriert. In das weitläufige Gebäude wurden die Wohnung und das Architekturbüro Laubis integriert und den großzügigen, überkommenen Raumfolgen damit wieder eine angemessene Nutzung gegeben.



Biberach, Weberberggasse 31 – aus einem Handwerkerhaus werden vier Wohnungen

Der Weberberg in Biberach ist eine der letzten noch erhaltenen Webersiedlungen in Deutschland. Bis ins 19. Jahrhundert arbeiteten und lebten hier Handwerker, überwiegend Weber, nach denen dieser Stadtteil genannt wurde.

Es handelt sich hier um eine Folge zwei- und dreigeschossiger Häuser des 16. und 17. Jahrhunderts mit überwiegend giebelständiger Orientierung zur Straße. Charakteristisch für diese Gebäude sind die im Sockelgeschoß untergebrachten sogenannten «Weberdunken», in denen die Webstühle der Weber aufgestellt waren. Dies bedingte hochgelegene Eingänge zu den Wohngeschossen, die über Außentreppe erreicht wurden.

Laut dendrochronologischer Untersuchung ist die Gebäudeerstellung auf 1621 datiert. Aus der Kleindienstlichen Häuserchronik wissen wir von den Besitzern dieses Gebäudes, die überwiegend Leinenweber waren. Es sind aber auch Handwerker wie Nadler, Zeugmacher oder ein Zunftmeister der Schreiner darunter. Bekannte Altbiberacher Namen sind verzeichnet: Johann Georg von Hillern, geheimer Rat und Hospitalpfleger, sowie Johann Martin Schmid von Schmidfelden, Hospital-Syndicus. Zuletzt waren in dem Gebäude mehrere Wohnungen untergebracht; heute gehört es vier Eigentümern.

Das Wohnhaus Weberberggasse 31 ist eines der charakteristischen Weberhäuser am Biberacher Weberberg; und es ist eines der wenigen Häuser, die noch in ihrem Gefüge erhalten sind. Es zeigt heute im renovierten Zustand ein Erscheinungsbild des 18. Jahrhunderts mit originalen, aber reparierten Bauteilen wie das Türgewände im Erdgeschoß oder die barocken Fenster im Obergeschoß.

Eine von außen gut belichtete und belüftete «Weberdunk» im Halbkeller dokumentiert die frühere Nutzung des Gebäudes. Diese Weberdunk, ein gemauerter und gewölbter Halbkeller, besitzt einen Lehmfußboden, um das Raumklima für das Weben feucht zu halten. Ein recht ungemütlicher und ungesunder Arbeitsplatz. Weberdunken gibt es in Biberach nur noch in den Häusern Weberberggasse 13 und 25.

Trotz des sehr schlechten Gebäudezustandes mit starken Schäden, die z. B. eine vollständige Erneuerung der rückwärtigen Umfassungswände am Berghang erforderlich machten, konnten wesentli-

Barockes Fenster im Obergeschoß des Hauses Weberberggasse 31 in Biberach mit originalen Beschlägen.



Biberach, das sanierte Haus in der Weberberggasse 31, im Hintergrund der Gigelurm. 1621 erbaut, waren im Sockelgeschoß die «Weberdunken» untergebracht, kühlfeuchte Wohnräume, in denen die Weber an ihren Webstühlen arbeiteten.

che Bauteile im Inneren erhalten werden. Die historische Grundrißeinteilung ist weitgehend beibehalten, das äußere Erscheinungsbild ist nach Freilegungsbefunden an Putz und Farbe wiederhergestellt worden.

Eine knifflige denkmalpflegerische Bauaufgabe war die Aufteilung des Gebäudes in vier Wohneinheiten,

entsprechend den Eigentumsanteilen von vier Hauseigentümern. Schwierig für den Architekten, die Hauseigentümer unter einen Hut zu bringen; schwierig aber auch unter denkmalpflegerischen Gesichtspunkten, das Gebäude nicht durch ein erforderliches neues, abgeschlossenes Treppenhaus und durch Brand- und Schallschutz zu zerstören.



Luziengasse 8 in Überlingen: Tor zum Kellereingang. Das Innere ist auf der Seite 344 zu sehen.

Mit großem persönlichem Engagement der Eigentümergemeinschaft und beispielhafter Unterstützung durch die Stadt und die Architekten ist es gelungen, das Gebäude Weberberggasse 31 zu renovieren und bei der zukünftigen Sanierung des Weberberges in Biberach Vorbild zu sein.

Überlingen, Luziengasse 8 – aus dem Abbruchskandidaten wird ein Wohnhaus

Das ehemals unscheinbare Gebäude war bereits zum Abbruch freigegeben, als ein neuer Eigentümer das Wagnis einer Erhaltung auf sich nahm und mit viel handwerklichem Geschick und hohem persönlichem Engagement eine erhaltende Erneuerung durchführte.

Bei den Auskernungsarbeiten wurden eine Bestandsaufnahme und durch einen Bauforscher Befunduntersuchungen mit dendrochronologischer Datierung der Hölzer durchgeführt. Die Sensation war perfekt, als die Erbauungszeit ins Jahr 1314 anzusetzen war, handelt es sich doch damit um eines der ältesten Fachwerkhäuser im Land. Einer der da-



Moderne Wohnungseinrichtung in einem konstruktiven Gefüge, das im frühen 14. Jahrhundert geschaffen wurde.

tierten Balken stammt von einem Holzeinschlag im Sommer 1292. Damit errang das Überlinger Gebäude öffentliches Interesse, wie viele Zeitungsausschnitte aus der Umbauzeit belegen. Es hat sicher auch dazu beigetragen, daß die Eigentümerfamilie trotz der Schwierigkeiten und Widrigkeiten am Gebäude nicht verzagte und die Erneuerung weitgehend in Eigenleistungen geschafft hat.

Das Fachwerkgebäude auf massivem Sockelgeschoß mit darunterliegendem Keller war ursprünglich wohl ein Speicher und wurde erst gegen 1650 zum Wohnhaus umgenutzt. Der Keller ist älter und stammt vermutlich aus der Erstbebauung am Rande der Altstadt von Überlingen; aufgrund seiner Stellung in der Stadt wird von einem Lagerturm gesprochen. Der im Gewölbekeller aufgefundene Bauschutt aus mehreren Jahrhunderten zeugt von verschiedenen Berufen der ehemaligen Hausbesitzer wie Hafner, Schuster, Weingärtner oder Bauern. Besonders beeindruckend ist die Fachwerkkonstruktion mit innenliegender Bundseite auf allen vier Außenwänden und verplatteten Streben, die eine extrem sparsame Holzkonstruktion ergeben.

Die Erhaltung der Grundkonstruktion war damit vorgegeben, und der ursprüngliche Plan, im Gebäude drei Eigentumswohnungen unterzubringen, wurde aufgegeben. Die Schönheit dieser frühen Fachwerkbauweise wurde soweit als möglich in die neue Wohnnutzung integriert und kann wieder erlebt werden.

Die Haustechnik konnte weitgehend in einem Anbau untergebracht werden, der einen alten Schopf ersetzt und als Ergänzung des Hauptbaus gestaltet wurde. Etwas größer in der Kubatur als der frühere Anbau zeigt er dasselbe Erscheinungsbild eines verputzten, geschlemmten und in Teilen auch sichtbaren Fachwerkbaus, mit alten, handgestrichenen Biberschwänzen neu gedeckt, der sich damit dem mittelalterlichen Hauptbau unterordnet und anfügt.

Marbach/Neckar, Mittlere Holdergasse 5 – ein Fruchtkasten beherbergt Wohn- und Geschäftsräume

Das als «Fruchtkasten» 1698/99 nach dem Stadtbrand von 1693 wieder aufgebaute Gebäude war wohl ursprünglich gar nicht als Wohnhaus gebaut.



In der Marbacher «Kaserne» zeigen die Zimmerdecken der Beletage qualitätvolle Stuckarbeiten aus dem Jahr 1745.

Links: Rundbogiges Portal an der Marbacher Niklastorstraße mit der Jahreszahl 1699, Wappenschild und Herzogshut.



Das zugehörige Gebäude Niklastorstraße 7 wird als «Behausung» erwähnt. Das rundbogige Eingangportal zur Niklastorstraße mit Wappenschild, Jahreszahl 1699 und Herzogshut weisen den in herrschaftlichen Diensten stehenden Bauherrn der geistlichen Verwaltung in Marbach aus. Woher die heute gebräuchliche Bezeichnung «Kaserne» stammt und hergeleitet wird, lässt sich nicht nachvollziehen, einen archivalischen Beleg hierzu gibt es nicht.

1744 gelangte das Anwesen in den Besitz des Diakons Johann Andreas Hochstetter, der es ein Jahr später grundlegend umgestaltete. Die jetzt erfolgte Sanierung des ehemaligen Fruchtkastens und späteren Wohnhauses hat im wesentlichen diesen barocken Umbauzustand des Gebäudes vorgefunden. Eindrucksvoll sind die auf drei Ebenen aufgeteilten Keller, die die unterschiedlichen Bauphasen am Gebäude dokumentieren. So ist der kleine Keller in der Mitte wohl noch dem 16. Jahrhundert zugehörig. Der große Fruchtkastenkeller mit dem breiten Rundbogentor zur Holdergasse hin stammt

von 1699, und ein weiterer rückwärtiger Keller wurde 1745 unter das bestehende Gebäude gegraben. Diese beeindruckende Kellieranlage wurde gesichert und unverändert belassen.

Die barocke Beletage von 1745 überrascht durch qualitätvolle Stuckierung der Stuben und eines kleinen Saales. Der Erschließungsgang zeigt graues Sichtfachwerk mit Resten von Wandmalereien um die Ofenöffnung. Diese durch restauratorische Untersuchungen zum Vorschein gekommenen Befunde waren aufgrund des schlechten und verbauten Zustandes eigentlich gar nicht mehr zu erwarten, und sie verlangten dann auch eine grundlegende Änderung des Renovierungskonzeptes. Die ursprünglich geplanten Wohneinheiten in diesem Geschoß waren nicht mehr möglich. Durch eine gewerbliche Nutzung konnten aber die Grundrißeinteilung und Ausstattung der Räume erhalten und wieder gezeigt werden. Im zweiten Obergeschoß sowie in den Dachgeschossen wurden Wohnungen eingebaut. Der Dachstuhl mußte weitgehend erneuert werden.

Die restauratorische Untersuchung brachte noch eine barocke Fassadenbemalung zutage, die eine seltene Form der Wandfassung auf Außenfassaden zeigt. Sie wurde wiederhergestellt, so daß das Gebäude in der Mittleren Holdergasse in Marbach am Neckar innen und außen weitgehend das Erscheinungsbild des 18. Jahrhunderts zeigt.

Dadurch, daß die Sachgesamtheit Niklastorstraße 7 und Mittlere Holdergasse 5 wieder in eine Hand gelangte, konnte in beispielhafter Form der ehemalige Zugang mit Pflasterung und grauem Sichtfachwerk unter dem Gebäude Niklastorstraße 7 zum rückwärtigen Gebäude wieder hergestellt werden. Das große barocke Wohnhaus erhielt wieder eine adäquate Nutzung und steht mit seinem neuen imponierenden Erscheinungsbild dominant im Straßenraum der Marbacher Holdergasse.



Beletage in der Marbacher «Kaserne»: die alte Raumeinteilung ist belassen und verträgt sich mit der Nutzung der Büroräume. An der Wand kam barocke Bemalung zutage.

Denkmalschutz-Preis 1993

Der Schwäbische Heimatbund vergibt seit 1978 seinen Denkmalschutz-Preis für denkmalpflegerisch beispielhaft instand gesetzte, gestaltete und genutzte Altbauten (Peter-Haag-Preis). Auch 1993 soll dieser Preis wieder – zusammen mit der Württembergischen Hypothekenbank – verliehen werden.

Gemäß der Satzung des Preises dürfen nur Objekte in privatem Eigentum ausgezeichnet werden. Jedermann ist berechtigt, Vorschläge für eine solche Auszeichnung einzusenden, auch die Eigentümer selbst können sich um den Preis bewerben. Die Vorschläge sollten versehen sein mit kurzen Erläuterungen und Fo-

tos, die eine Beurteilung der denkmalpflegerischen Leistungen ermöglichen. Geschichte und Baugeschichte des jeweiligen Gebäudes sind, wenn möglich, aufzuzeigen und Pläne beizulegen. Die Objekte müssen im Bereich unseres Vereinsgebietes liegen, also in den ehemals württembergischen und hohenzollerischen Landesteilen.

Die Vorschläge richten Sie bitte **bis zum 30. April 1993** an die Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes, Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1. Anfragen unter Telefon (07 11) 22 16 38, Telefax (07 11) 29 34 84.

Blick auf die
«Kaserne» in Mar-
bach am Neckar in
Richtung Mittlere
Holdergasse. Seiten-
ansicht mit Lauben-
gang. Das stattliche
barocke Wohnhaus
beherrscht wieder
optisch den Straßen-
raum.



Als ich erfahren habe, daß ich über die Erfahrungen eines Kulturdenkmalbesitzers sprechen soll, glaubte ich, keine Probleme zu haben, den Sanierungsablauf für unser Wohndenkmal chronologisch darstellen zu können. Ich muß jedoch zugeben, daß ich mich wieder tief eingraben mußte in die Anfänge dieses Abenteuers, und ich bin bei einem Gespräch mit einem alten Überlinger Hausbesitzer gelandet, dessen Haus unter Denkmalschutz steht. Er sagte mir: *Wenn dich der Hergott bestrafen möchte, dann läßt er dich ein denkmalgeschütztes Haus erben.* Ich konnte ihn damals nicht so richtig verstehen, weil mich alte Gebäude – natürlich saniert – von jeher schon fasziniert haben.

Für mich war dies kein Thema, bis meine Frau den brennenden Wunsch hatte, ein Gebäude zu besitzen, mitten in der Stadt, völlig ruhig und dann noch im Grünen. Also eine Konstellation, wie sie widersprüchlicher nicht sein kann. Na ja dachte ich, wenn man verliebt ist, darf man solche Wünsche schon äußern. Zufällig erfuhr ich von Bekannten, die gerade dabei waren, ein Gebäude aus dem 17. Jahrhundert in der Überlinger Innenstadt zu sanieren, daß in unmittelbarer Nachbarschaft, ungefähr hundert Meter vom Münster entfernt, ein altes vom Zerfall bedrohtes Wohngebäude verkauft würde. Es sei bestimmt nicht so teuer, weil es eh abgerissen werden muß.

Ich erzählte meiner Frau von diesem Gespräch, und

wir machten uns auf, das Gebäude nach der Beschreibung ausfindig zu machen. Es dauerte nicht lange, und wir standen im November 1985 in der Luziengasse in Überlingen mitten im Schneegestöber vor einem Gebäude, auf das die Beschreibung paßte und das ganz verwunschen dalag, aber so runtergekommen aussah, daß man sich fast fürchtete, sich dem Haus zu nähern. Während ich vor Schreck noch halbwegs starr das Gebäude anschaute, umarmte mich meine Frau, sah mir in die Augen und flüsterte mich mit Bestimmtheit an: *Das Haus muß ich haben.* Fürwahr, es war das Wunschhaus, mitten in der Stadt, völlig ruhig und im Grünen, aber «Schrott».

Es gelang uns auch tatsächlich, dieses Gebäude mit einer Grundstücksfläche von 330 m² bei 32 Interessenten zu erwerben, und zwar im Frühjahr 1986. Als ein befreundeter Architekt von dem Hauserwerb erfuhr, sagte er mir: *Verkauf das Haus wieder 20 000,- DM unter dem Kaufpreis, dann sparst du immer noch 100 000,- DM. Ich möchte dich mit meinem Rat nur vor dem finanziellen Ruin bewahren. Das Gebäude ist vom Keller bis zum Dachboden vom Hausschwamm befallen.* Anschließend suchte ich Rat beim Stadtbaumeister. Dieser ließ mich wissen, einer Sanierung des Gebäudes sei der Abbruch vorzuzie-

* Ansprache bei der Übergabe des Denkmalschutzpreises 1992 des Schwäbischen Heimatbundes und der Württemberger Hypo am 18. September 1992 im Rathaus zu Marbach a. N.



Südwestansicht des Hauses Luziengasse 8 in Überlingen im November 1985. Die Südwestecke war durch eindringendes Dachwasser völlig zerstört und mußte erneuert werden. Durch aufsteigende Feuchtigkeit und mangelnde Lüftung breitete sich im Keller und Erdgeschoß der Hausschwamm aus.

Das erste Obergeschoß ausgekernt. Die Grundkonstruktion mit Mittelstütze, Fundamentschwelle im Hintergrund mit der Verschwertung unter der Treppe ist erhalten geblieben. Der Bretterfußboden war dreilagig. Beim Aussieben der Zwischenböden fand man kleinere Gegenstände wie Bronzespangen, Knöpfe, Kruzifixe, Rosenkranz, Schmuckstücke und Münzen aus verschiedenen Jahrhunderten.



hen, wobei die Holzbalken, die größtenteils vom Hausschwamm angegriffen sind, unter Aufsicht verbrannt werden müssen. Ich solle aber bitte darauf achten, daß der Gewölbekeller erhalten bliebe. Mein Gott, dachte ich, offenbar wird man nicht nur bestraft, wenn man ein altes Haus erbt, sondern

auch für die Dummheit, ein altes Haus zu kaufen. Ich faßte dann allerdings, nachdem ich diese «Zusprüche» verarbeitet hatte, den Entschluß, das Haus einer näheren Untersuchung zu unterziehen. Zusammen mit meinem Freund Peter Rietz kernte ich das Gebäude aus und benachrichtigte über das Stadtbauamt das Denkmalamt, nachdem ich festgestellt hatte, daß die Grundbausubstanz ab dem Untergeschoß gar nicht so schlecht war, wie oberflächlich angenommen. In erster Linie wollte ich wissen, ob dieses Haus unter Denkmalschutz gestellt werden kann und ob für die Sanierung dieses Gebäudes Zuschüsse zu erwarten sind. Dr. Michler, der damalige Gebietsreferent des Landesdenkmalamtes, verhielt sich in dieser Frage anfangs sehr zurückhaltend, er brauche zuerst die Begutachtung des Hausforschers, Dipl.-Ing. Scholkmann.



Blick ins zweite Obergeschoß, Nordost-Zimmer. Eindringendes Wasser zerstörte hinter dem Gipsputz teilweise die Querriegel im Fachwerk.

Der Abbruchkandidat in der Luziengasse ist spätestens 1314 erbaut worden

Bei einem neuen Termin stellte Herr Scholkmann angesichts der Balkenkonstruktion fest, daß es sich offensichtlich um ein sehr altes Haus handle, und ließ das Baujahr durch das Ingenieur-Büro für Hausforschung, Lohrum aus Offenburg, bestimmen. Das Ergebnis war eine Sensation. Das Baujahr wurde anhand von dendrochronologischen Untersuchungen auf spätestens 1314 festgelegt, und somit waren meine Frau und ich Besitzer des ältesten Fachwerkhauses bzw. Fachwerkgerüsts im Regierungsbezirk Tübingen. Ein Zuschuß wurde dann in Aussicht gestellt. Von diesem Zeitpunkt an stand

fest, daß an einen Abbruch auch von behördlicher Seite nicht mehr zu denken war. Mit vereinten finanziellen Kräften sollte nun das neue Denkmal saniert werden.

Ganz plötzlich stand dieses Haus im Mittelpunkt des Überlinger Geschehens. Die Presse interessierte sich sehr für diesen sensationellen Fund, der Südwestfunk kam mit einem Fernsighteam, um einen

Vormittag lang das Denkmal aufzunehmen. Freunde beglückwünschten uns zu diesem Haus, jedoch nicht ohne ihr Bedauern über das Kommende aus ihrem Gesichtsfeld zu verlieren. Dann war wieder alles still.

Bei uns wurde es nun ernst. Die Aufbauarbeit begann. Nachdem das erste Containerfahrzeug rückwärts mit eingezogenen Spiegel durch die Luzien-



Kellergeschoß, Blick in das Erdgeschoß. Die Kellerdecke mußte insgesamt entfernt werden, weil alle Balken vom Hausschwamm befallen waren. Der untere Kellerteil ist in den Molassefelsen eingehauen, die Außenwände bis zum ersten Obergeschoß mit Naturstein gemauert. Die Steinsäule und die Außenwände sind vermutlich wesentlich älter als die Holzkonstruktion aus dem Jahr 1314. Die Deckenbalken über dem Erdgeschoß (Eiche) wurden teilweise 1291 geschlagen.



Das Dachgeschoß wurde laut dendrochronologischer Untersuchung um 1350 so umgebaut, wie es im Bild zu erkennen ist. Fast alle Balken aus Tanneholz konnten wieder verwendet werden. Die Imprägnierung mit Ruß und Tierblut verhinderte den Wurm- und Käferbefall.

gasse unsere Hofffläche erreichte, fiel mir schon ein Stein vom Herzen, die Baustelle war also anfahrbar. Schutt und Holz fuhr man ab, so daß der von mir beauftragte Zimmermann im Keller mit dem Einziehen der neuen Deckenbalken beginnen konnte, – im Stundenlohn natürlich. Wieder festen Boden unter den Füßen und um 20 000 DM leichter, begann ich die Eichenbalken, die teilweise vor 700 Jahren gefällt wurden, über dem Erdgeschoß vom Pilz und Dreck der vergangenen Jahrhunderte zu befreien, und glaubte ab dieser Etage mit meinen Kenntnissen am Bau alles im Griff zu haben. Ich freute mich über jeden Balken, der gesund zu Tage trat, und war sicher, daß ich in den zwei Jahren, die ich für die Sanierung veranschlagt hatte, meiner Frau und Familie das Wunschnest im Grünen inmitten der Stadt fertiggestellt habe.

Angesichts der vielen alten Balken erfreute ich mich immer wieder an der Kellerdecke mit dem neuen Gebälk, bis ich eines Tages feststellte, daß dieses von Tag zu Tag grauer wurde. Mein erster Gedanke, der Hausschwamm hat sich über die neuen Balken hergemacht. Hilfesuchend ließ ich einen Spezialisten für Hausschwammbekämpfung kommen, der mir kurz und trocken erklärte, daß ich eine Zeitbombe im Keller habe und die Wahr-

scheinlichkeit des Hausschwammbefalles nicht ausgeschlossen sei. Er könne nur noch eine Spezialbehandlung mit Vergasung des ganzen Hauses empfehlen, um eine weitere Verbreitung des Hausschwammes einzudämmen.

Ein Tiefschlag, von dem ich mich erst wieder erholte nach einem verzweifelten Anruf bei Herrn Scholkmann, der mir die Öffnung des Kellers nach allen vier Seiten vorschlug, damit Luft reinkommt. Und siehe da, nach bereits vier bis fünf Wochen breitete sich der «Grauschleier» nicht mehr aus, wurde trocken und konnte abgebürstet werden. Die Resignation in meinem Gesicht baute sich langsam wieder ab, und mit neuer Kraft ging es an die nächsten vier Etagen.

Sehr schnell stellte ich fest, daß mein Sach- und Fachverstand und meine Schaffenskraft nicht ausreichten, um in der von mir vorgegebenen Zeit fertig zu werden. Also bot mir mein Zimmermann an, etagenweise die Deckenbalken zu regulieren und faule Balken zu ersetzen, von unten nach oben, alles im Stundenlohn. So kamen wir relativ schnell voran, der Zimmermann tagsüber und ich mit ein bis zwei Freunden abends nach Feierabend, bis jeweils 22–23 Uhr am Wochenende und im Urlaub. Es stellte sich so ein Rhythmus ein, der mir auch

Zeit ließ, jede Etage zu durchdenken und von der Nutzung her einzuteilen. Großen Wert legte ich darauf, die Holzkonstruktion sichtbar zu machen und die ursprüngliche Gemütlichkeit der Räume denkmalgerecht wieder herzustellen.

*Trotz hoher Eigenleistungen
sind die Kosten der Sanierung davongelaufen*

Erstaunlicherweise brauchten wir an der Raumhöhe nicht viel zu ändern. Lediglich die Mittelstütze, die vom Keller bis ins Dachgeschoß reicht, mußte um ca. 20 Zentimeter angehoben werden, um die trichterförmig nach innen laufenden Decken zu begradigen. Die Außenwände hatten sich im Laufe der Jahrhunderte durch die Demontage einiger Eckverbindungen um ca. 20 Zentimeter nach Norden geneigt, sich aber zwischenzeitlich so stabilisiert, daß wir auf eine Regulierung verzichten. Die romantische Schräge, die bei vielen Fach-



Teilansicht des Bades im zweiten Obergeschoß. Auch in einem alten Haus braucht man auf modernen Wohnkomfort nicht zu verzichten. Die Installation der Leitungen war allerdings sehr aufwendig.

werkhäusern, in denen man ja nicht wohnen muß, bewundert wird, konnte also erhalten bleiben.

Ja, so wuchs unser Baudenkmal langsam aber sicher zu einem richtigen Haus heran, und nach einem Jahr konnte sich, nachdem das Dach mit alten, handgestrichenen Biberschwänzen vom Schloß Maurach eingedeckt war, auch meine Frau vorstellen, in diesem Gebäude einmal wohnen zu können. Eine Freundin meiner Frau sah sich das Haus in halbfertigem Zustand an und meinte, daß man so etwas nur dann wieder herrichten kann, wenn die Frau keine Ahnung hat und sich voll auf den Mut des Mannes verläßt. Dies tat sie auch und unterstützte meinen Mut mit vielen Streicheleinheiten und mit einer außerordentlich guten Bauverpflegung, die meine Freunde und mich stets bei Laune hielten.

Nach zwei Jahren war es dann soweit. Wir konnten in unsere mittelalterliche Burg mit moderner Einrichtung einziehen und genossen mit unseren vier Kindern ein neues Familienleben. Eine wunderbare Atmosphäre. Die Außenanlage mußte dann noch ein dreiviertel Jahr bis zur Fertigstellung warten, weil wir nach dem Einzug in unser «neues Haus» so ausgelaugt waren, daß an Erd- und Pflasterarbeiten nicht mehr zu denken war. Wir schalteten ab und dachten noch nicht einmal mehr über unsere Schulden nach. Wir genossen einfach.

Die Realität holt einen allerdings bekanntlich schnell wieder ein, und wir erschraken immer mehr über die Rechnungen, die noch nach und nach eindrudelten. Allein der Zimmermann, den wir schon vergessen hatten, brachte kurz vor Weihnachten noch eine Rechnung über 40 000,- DM. Ebenso trafen dann noch «freundliche Briefe» vom Installateur und vom Gipser ein, so daß der Gabentisch bereits belegt war.

Die Kosten sind uns weggelaufen, obwohl ich über dreitausend Arbeitsstunden geleistet habe. Ich glaubte alles im Griff zu haben, aber die Stundenlohnarbeiten fraßen vieles auf. Die denkmalbedingten Mehrkosten, die ich sehr optimistisch, ja fast naiv mit 130 000,- DM für die Bezuschussung ansetzte, wurden um ein Mehrfaches überstiegen. Leider genehmigte das Denkmalamt einen Erhöhungsantrag für die Zeit der Abrechnung des Zuschusses nicht. Lediglich für die Kosten, die nach der Abrechnung noch angefallen sind, das sind ca. 10%, konnte ein Erhöhungsantrag gestellt werden, der allerdings noch nicht bewilligt ist. Das bedeutet, daß ich eine erhebliche Summe denkmalbedingter Mehrkosten aus der eigenen Tasche zu tragen habe. Trotz dieser schweren finanziellen Eigenbelastung möchte ich mich herzlich, auch im Namen meiner



Das erste Obergeschoß, ausgebaut als Wohnzimmer. Der Fußboden wurde mit zehn Zentimeter breiten Fichtenbrettern verlegt. Zwischen die von Hand behauenen Deckenbalken wurden gehobelte und abkantete Bretter bis zu einer Breite von dreißig Zentimeter eingeschoben. Auf Nägel konnte somit verzichtet werden.

Die Kacheln des Kachelofens stammen aus der Abbruchmasse eines Überlinger Hauses und sind ca. 200 Jahre alt. Im Hintergrund ist der Durchgang zur neu ausgebauten Küche erkennbar.

Frau, für die finanzielle Zuwendung und die Beratung des Denkmalamtes bedanken. Einen weiteren Dank richte ich an die Denkmalstiftung Baden-Württemberg, den Landkreis Bodenseekreis und die Stadt Überlingen. Ohne deren Unterstützung wäre es uns nicht möglich gewesen, das alte Gebäude zu retten.

Hiermit möchte ich den Bericht über die Erfahrungen eines Kulturdenkmalbesitzers mit dem Hinweis beenden, daß es sich gelohnt hat, ein Kulturdenkmal zu retten, aber nur einmal; daß es sich gelohnt hat, eine Antiquität zu einem überaus gemü-

lichen Familienheim auszubauen, und daß wir, ich glaube auch im Namen aller Preisträger zu sprechen, stolz auf die Auszeichnung sind, die wir vom Schwäbischen Heimatbund und der Württemberger Hypo in Empfang nehmen durften. Als bemerkenswert betrachte ich die württembergische Anerkennung für eine badische Einrichtung.

Wir bedanken uns für die Auszeichnung und hoffen, daß Ihre Initiative, Persönlichkeiten im Land auszuzeichnen, die sich um den Denkmalschutz aktiv bemüht haben, weitere Baudenkmalbesitzer dazu animiert, den Preisträgern nachzueifern.

«Die Nadel in Ehren – sie muß viel ernähren» – Frauenarbeit in der Trikotagen-Industrie auf der Südwestalb

Wenn die Nähmaschine surrt, dann erzählt sie von dem Fleiß und der Sparsamkeit der Frau und des jungen Mädchens. So steht es in einer Gebrauchsanleitung für Naumann-Nähmaschinen, um 1915.

Fleiß und äußerste Sparsamkeit sind in dieser Gebrauchsanleitung der Firma Seidel und Naumann in Dresden verkaufsfördernd eingesetzt. Diese Tugenden gehörten auch auf der Südwestalb zu den typisch weiblichen Eigenschaften, waren für den weitaus größten Teil der Bevölkerung unabdingbare Voraussetzungen zum Überleben. Denn der Wirtschaftsraum Ebingen-Tailfingen gehörte vor der Industrialisierung nicht zu den mit Reichtum gesegneten Landstrichen. Schlechte Böden, harte klimatische Bedingungen, verkehrserferne Lage und Güterzerstückelung durch die Realteilung waren einige Faktoren, die zur bitteren Armut der Region beitrugen. Erst die Textilproduktion in größerem Ausmaß konnte der Region zu einem gewissen Wohlstand verhelfen. Eine Besonderheit des Wirtschaftsraums auf der Südwestalb ist dabei nicht nur seine Spezialisierung auf die Strick- und Wirkwarenproduktion, sondern auch sein außergewöhnlich hoher Anteil an weiblichen Beschäftigten in dieser Industriebranche.

Zwar gehörte die Textilherstellung schon seit jeher mit zu den traditionell weiblichen Wirkungsbereichen, doch seit Beginn der Neuzeit war sie in Art und Umfang einigen gravierenden Änderungen unterworfen: So fand seit dem ausgehenden Mittelalter im Zuge konjunktureller Schwankungen eine Verdrängung der Frauen aus dem zünftischen Handwerk statt und beschränkte sie dadurch fortan auf die schlechter entlohnten Vor- und Nebenarbeiten. Damit einher ging naturgemäß nicht nur eine kontinuierliche Disqualifizierung durch Ausschluß von entsprechenden Ausbildungsmöglichkeiten, sondern zunehmend auch der Verweis von Frauen auf die reproduktiven Arbeiten in Haus, Hof und Familie.

Daß Frauen dennoch spätestens seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in größerem Ausmaß auch in den Fabriken der Trikotagen-Industrie eingesetzt wurden, hängt unter anderem mit der wirtschaftsgeographischen Situation der Südwestalb zusammen, deren Kargheit einen Großteil der Familien zu gewerblicher Nebenarbeit zwang. Die Erfindung der Nähmaschine und deren zuneh-

mende Verbreitung seit den sechziger Jahren sowie eine geschlechtsrollen-typische Sozialisation, die Mädchen schon früh mit den Fingerfertigkeiten der Textilherstellung vertraut machte, gehörten ebenfalls zu den Voraussetzungen, die einen wesentlichen Anteil an dieser Entwicklung hatten.

Spinnen und Nähen, Sticken und Stricken – Frauen arbeiten in Haushalt und Landwirtschaft

Die ersten und notwendigsten Künste für ein Mädchen sind die Koch- und Nähkunst, heißt es in der bereits zitierten Gebrauchsanleitung für Naumann-Nähmaschinen. Textile Handarbeiten gehörten traditionell zum selbstverständlichen Tätigkeitsbereich der Mädchen und Frauen, zum «Muß», zu dem, was «eine» können mußte im Sinne von Gewohnheiten, von geläufigen Erwartungen, aber auch als Teil eines stimmigen Selbstbildes. Im Rahmen ihrer weiblichen Erziehung lernten sie nahezu selbstverständlich das Spinnen, Nähen, Sticken und Stricken. Die Mädchen begannen schon früh, diese Lektion ihrer geschlechtsspezifischen Sozialisation einzustudieren: *I bin no net aus dr Schul g'sei, do han i scho Schürza ond des alles selber g'näht*, berichtete Frau C. aus Tailfingen. Es war üblich, daß sie bereits im Kindesalter ihren Teil zum Unterhalt der Familie beitrugen, indem sie etwa Knöpfe annähten, Flickarbeiten leisteten oder Fersen an Strümpfe ansetzten. Was über den Bereich dieser weiblichen Reproduktionsarbeiten hinausging oder sich einem Geldverdienst nicht eindeutig unterordnete, wurde zumindest zunächst mißtrauisch beäugt: *Ond no bin i amol no vierzehn Dag en an Nähkurs, do hott mr mi gscholta ond gsagt, do machsch au's Geld kaputt. Aber dann han i jedem Kleider mache kenna.*

Die gesellschaftliche Rollenzuschreibung, die den Mädchen in damaliger Zeit noch eine Zukunft als Hausfrau und Mutter verordnete, ließ jede Form der Fortbildung, auch wenn sie berufsvorbereitenden Charakter hatte und auf Erwerbsarbeit zielte, fragwürdig erscheinen. Gepaart mit der aus Armut und Pietismus geborenen schwäbischen Sparsamkeit – *ma ka nirgens meh verspara als am Häs (Kleidung) ond am Gfräß (Nahrung)* – erscheint die Kritik am offensichtlichen Ehrgeiz der Tochter, das Schneidern und Kleidernähen richtig erlernen zu wollen, aus elterlicher Sicht verständlich. Gab es



Frauenarbeit in einer Näherei, auch heute noch unverzichtbar, trotz ständig fortschreitender Automatisierung. Die Frauen im Nähssaal der Firma Haux in Ebingen – aufgenommen um 1930 – arbeiten auf engstem Raum: soziales Verhalten als typisch weibliche Eigenschaft auf dem Prüfstand.



Monotone Handgriffe und ständiges Stehen mit gebeugtem Rücken in der Spinnerei: Arbeitsintensive Routinearbeit blieb auch im Zuge der zunehmenden Industrialisierung vorwiegend Frauenarbeit.

doch auch so Arbeiten genug im Haushalt und in der Landwirtschaft, die – auch ohne einschlägige Qualifikation – von den Mädchen erledigt werden konnten.

Die Lichtstube – die gesellige Form des weiblichen Hausfleißes

In den Wintermonaten, wenn die Arbeiten für die Landwirtschaft weitgehend ruhten, trafen sich vor

allem junge Mädchen und ledige Frauen in den sogenannten Lichtstuben, um dort gemeinsam textile Handarbeiten auszuführen. Die Ersparnis an Licht und Brennholz mag maßgeblich am Zustandekommen dieser Arbeitsgemeinschaften beteiligt gewesen sein, auch die Bezeichnung «Lichtstube» ist in diesem Sinne zu verstehen. Als Beleuchtung dienten einst Kienspäne, später «Buchelen»- und Rapsöl- oder Petroleumlampen. Die Hausleute, bei denen die Lichtstuben stattfanden – die Lichtstube

mußte im übrigen amtlich gemeldet werden –, erhielten von den Teilnehmerinnen entweder einen kleinen Geldbetrag für ihre Auslagen oder aber ausgleichende Naturalgaben wie Brennmaterial und Eßwaren.

Die Lichtstuben waren jedoch nicht nur Arbeitsort, sondern auch Erfahrungsraum für die Jugendlichen auf ihrem Weg zum Erwachsenwerden. Oftmals gesellte sich zu vorgerückter Stunde auch eine Gruppe junger Burschen zu den fleißig arbeitenden Mädchen. Da die Lichtstuben neben den seltenen Tanzveranstaltungen für die jungen Leute nahezu die einzige Möglichkeit boten, sich außerhalb elterlicher Kontrolle dem anderen Geschlecht anzunähern, ging es hier nicht immer untadelig zu. Nicht selten wurden in diesem geselligen Kreis oder auf dem spätabendlichen Nachhauseweg die ersten erotischen Erfahrungen gemacht oder gar ein Partner fürs Leben gefunden. Der weltlichen und geistlichen Obrigkeit allerdings mißfiel diese Form des dörflich organisierten «Heiratsmarktes»: Tadel und Verbote von behördlicher Seite begleiteten die Lichtstuben. Im Jahre 1705 wurde in einem herzoglich württembergischen General-Reskript mit Nachdruck das Abstellen der Lichtstuben gefordert, um das *ohngebührliche Nächtliche Zusammen-Schlupffen der jungen Leuth* und damit die *Begehung allerhand Sünd' und Laster* zu verhindern. Wie erfolglos letztlich diese Bemühungen blieben, zeigen die immer wieder ausgesprochenen Restriktionen und Verbote. In Ostdorf bei Balingen fanden Lichtstuben noch bis in die 30er Jahre unseres Jahrhunderts statt – freilich als nostalgisches Relikt vor einem veränderten «mobilen» soziokulturellen Hintergrund.

Industrieschulen und Arbeitsunterricht – Anleitung der Mädchen zu Fingerfertigkeit

Die staatlichen Bemühungen um Sittlichkeit, Moral und Fleiß fanden ihre Fortsetzung unter anderem in der Errichtung sogenannter Industrieschulen, von denen in Württemberg im Jahr 1822 bereits 342 bestanden. Mit ihrer Hilfe sollte der Nachwuchs der unteren, mittellosen Schichten zur Sicherung der eigenen Existenz durch Lohnarbeit angehalten und damit vom «Bettel» abgehalten werden. *Wem ist frühe Gewöhnung an Arbeitssamkeit nöthiger als gerade denen, welche durch diese Tugend ihre eigene Existenz nicht nur so sehr verbessern und ihre Moralität sichern, sondern auch dem gemeinsamen Wesen so nützlich werden können.*

So erging im Dezember 1808 ein königlicher Erlaß, demzufolge mit jeder öffentlichen Schule in der Re-

gel auch eine Industrie- oder Arbeitsschule zu verbinden war. Daraufhin wurde zwei Jahre später auch in Ebingen eine Industrieschule eröffnet, die den Mädchen von acht bis vierzehn Jahren Unterricht im Stricken und Nähen anbot. Der Besuch der Industrieschulen war freiwillig. Der Zweck schien zunächst sozialer Natur: Bedürftige Mädchen sollten textile Fertigkeiten erlernen als Grundlage für einen späteren Geldverdienst wie auch für ihre zukünftige Aufgabe als Hausfrau und Mutter. Da das Angebot jedoch weniger von den Töchtern armer als vielmehr wohlhabender Familien genutzt wurde, meldete der Stiftungsrat der Gemeinde Zweifel an der Effektivität dieser sozialen Institution an und beantragte bei der Zentralleitung des Wohlfahrtsvereins in Stuttgart nicht nur finanzielle Unterstützung, sondern auch die Befugnis, arme Mädchen zum Besuch der Schule verpflichten zu dürfen. Aber erst 1885 wurde der «Arbeitsunterricht» für alle Mädchen der Volksschule zur Pflicht. Damit die so erworbenen Kenntnisse nicht ungenutzt als weibliche Tugend in Schönheit vergingen, achtete man tunlichst darauf, daß nicht nur dem Resultat der Arbeit, sondern auch einer gewissen Schnelligkeit und Effizienz Aufmerksamkeit geschenkt wurde. In einer Anweisung für Handarbeitslehrerinnen zur methodischen Erteilung des Handarbeitsunterrichts in den Volksschulen wurde das Stricken gleich zu Beginn als ein *Bilden der Maschinen im Takt* einstudiert, das heißt die Maschen wurden nach dem Kommando der Lehrerin «eins und zwei» gebildet.

Den örtlichen Textilfabrikanten kamen derartige Schulungen nur entgegen. Sie erwarteten von den Frauen sogar eine gewisse Vor-Qualifizierung bei Eintritt in das Arbeitsverhältnis. Ein Ebinger Textilfabrikant mußte 1875 nicht ohne Verdruß feststellen: *An weiblichen Arbeitern, besonders zum Nähen, ist stets Mangel, und das Schlimmste ist, daß die meisten von Hause aus kaum eine Nadel führen können und solche erst bei dem Arbeitgeber auf seine Kosten eingeführt werden müssen.* Man kann wohl davon ausgehen, daß mit der Erziehung der Mädchen zum weiblichen Hausfleiß nicht nur sozialpolitische, sondern eindeutig auch wirtschaftliche Interessen verfolgt wurden, denn der Einsatz weiblicher Arbeitskräfte in der Textilindustrie bedurfte entsprechender Voraussetzungen. Dazu gehörten unter anderem Eigenschaften wie Pünktlichkeit, Fingerfertigkeit, Fleiß und Schnelligkeit. Je früher die Mädchen daran gewöhnt wurden, um so effizienter war ihre Beschäftigung in den Ende des vorigen Jahrhunderts auf der Südwestalb vermehrt entstehenden Trikotagen-Betrieben.



«Mit beiden Beinen im Leben» stand das junge Mädchen in der ersten Reihe, obwohl es sitzend mit den Füßen noch nicht bis zum Boden reichte. Weibliche Belegschaft der Firma Wöhnhas und Schmid in Onstmettingen, um 1908.

«Und am Montag wieder das Sechs-Tage-Rennen»
Frauen gehen in die Fabrik

In den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts setzte in der Trikotagen-Industrie ein wahrer Boom ein. Die Ursachen waren unter anderem zurückzuführen auf einen Bewußtseinswandel infolge der Hygiene-Bewegung, auf eine wachsende Auslandsnachfrage nach Wirkwaren und eine erhöhte Nachfrage der ländlichen Bevölkerung nach Konsumgü-

tern. Hinzu kamen die Ausnutzung der erweiterten technischen Möglichkeiten sowie das Entstehen einer «Konfektions-Modeindustrie». Die Hauswirke- reien und Manufakturen, die seit den siebziger Jahren vermehrt gegründet worden waren, konnten den enormen Bedarf an Trikotagen nicht mehr decken. Die ersten mechanischen Fabriken entstanden in Ebingen 1881, in Tailfingen 1888. Weitere Fabrikgründungen folgten in kurzen Abständen. Um 1900 arbeitete schon mehr als die Hälfte der



Heimarbeiterin in Tailfingen, Aufnahme um 1950. Beäugt von Luther und Melanchthon – pietistischer Glaube sorgte nicht selten für «tätige Regsamkeit» bis ins hohe Alter.

«Albstädter» im «Trikot», wie die örtliche Wirkwarenindustrie kurzerhand genannt wurde. Trotz einiger Krisen verlangsamte sich das Wachstum bis zum Ersten Weltkrieg kaum. Bereits vor Kriegsbeginn machte sich ein Mangel an Arbeitskräften bemerkbar, denn die Massenproduktion von Wirkwaren zog einen enormen Bedarf – vor allem an Näherinnen – nach sich.

Noch in den 1870er Jahren hatten etliche Ebinger Trikotfabrikanten «kräftige Mädchen» zum «Drillen», d. h. zum Antreiben ihrer Rundstühle mit Hilfe einer Kurbel von Hand, gesucht. Eine körperlich schwere Arbeit, die erst im Laufe der achtziger Jahre, mit zunehmendem Einsatz der Dampfkraft, erheblich erleichtert werden konnte. Nach der Jahrhundertwende gab es – wenn man dem vorliegenden Bildmaterial Glauben schenken kann – keine Frauen mehr in der Wirkerei. Sie wurden fortan den «leichteren», Geschicklichkeit erfordernden Tätigkeiten zugeordnet. Hierzu zählten vor allem die Arbeiten des Spulens, Legens, Repassierens sowie das arbeitsintensive Konfektionieren der zugeschnittenen Teile. Die Entlohnung der – von den Fabrikanten dringend benötigten – Näherinnen lag in den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts rund 30–50% niedriger als die der Männer, die in der gleichen Branche arbeiteten. Ein Wirker verdiente damals wöchentlich sechs bis acht Mark, während eine Näherin mit drei bis vier Mark für ihre in der 60-Stunden-Woche geleistete Arbeit auskommen mußte. Dies war auch einer der Gründe, warum im Oberamt Balingen im Jahr 1898 mit die niedrigsten ortsüblichen Löhne im ganzen Königreich Württemberg gezahlt wurden. Dabei war die Arbeit der Näherin alles andere als einfach.

Auch die Erleichterungen durch die zunehmende Verbreitung der Nähmaschine seit den 60er Jahren kamen den Arbeiterinnen nicht immer zugute. Zwar konnte mit deren Hilfe zu dieser Zeit die zehn- bis zwanzigfache Leistung einer Handnäherin erzielt werden, dafür erhöhte man jedoch die zu fertigenden Stückzahlen, die Arbeit insgesamt wurde intensiviert.

Hinzu kam der Lärm der Maschine und – vor dem Einsatz der Dampfmaschine und später des Elektromotors – das Antreiben der Maschine mittels eines Pedals. Dabei saßen die Näherinnen stundenlang meist gekrümmt auf ungepolsterten Holzschmeln, die weder eine Lehne hatten, noch der individuellen Sitzhöhe anzupassen waren. Die Folgen waren nicht nur eine schlechte Körperhaltung und Schädigung der Wirbelsäule, sondern auch gynäkologische Beschwerden, die unter anderem in sogenannten «engen Becken» zum Ausdruck kamen

und häufig erhebliche Geburtserschwerungen nach sich zogen. Viele Heimarbeiterinnen im Albstädter Raum wußten sich in der Situation zu helfen. Ihre «Gesundheitsprophylaxe» sah nach Berichten ehemalig Betroffener folgendermaßen aus: Kinder wurden von der Mutter an die gegenüberliegende Seite der Haushaltsnähmaschine gesetzt und hatten im Wechsel mit ihr das Pedal zu treten. So konnte zumindest eine geringfügige Erleichterung der Beinarbeit für die Frauen erzielt werden.

Heimarbeit als Alternative

Heimarbeit, im Albstädter Raum auch heute noch verbreitet, hatte aus der Sicht der Frauen noch weitere Vorteile: Neben der Näharbeit war die Versorgung des Haushalts und der Kinder möglich. Es konnte außerdem eine kleine Landwirtschaft betrieben und Vieh gehalten werden. So wurden die Näharbeiten nicht selten erst in den Abend- und Nachtstunden geleistet. Auch hier war auf die aktive Mitarbeit der Kinder kaum zu verzichten. Eine alte Tailfingering erinnert sich an ihre Mutter: *Später hot 'se dann Knöpf 'neigsetzt, in die Hemda wieder. Und do hend mir müssa noch vorzeichna für die Knopflöcher und hend müssa eifädla. (...) Und so hot mr bis in d' Nacht nei g'holf.* Durch die Mitarbeit der Kinder oder anderer Familienangehöriger wurde die Arbeitsleistung erhöht bzw. die notwendige Arbeitszeit verkürzt.

Die großen Vorteile einer ausgelagerten Produktion für den Fabrikanten lagen – ähnlich wie bei der frühindustriellen Produktionsform des Verlagswesens – auf der Hand: Betriebskosten konnten gespart und auf die Heimarbeiterinnen abgewälzt werden. Diese hatten nicht nur die Kosten für Beleuchtung und Heizung zu tragen, sondern zunächst auch die Produktionsmittel, d. h. die Nähmaschinen, zu stellen. Außerdem kam dem Unternehmer die Sparsamkeit und Bescheidenheit der ländlichen Bevölkerung, die lange Zeit noch an der bäuerlichen Subsistenzwirtschaft festhielt, entgegen. Da man primär lediglich an einer Existenzsicherung und weniger auf Gewinn aus war, konnte das Unternehmerkalkül von der für das Existenzminimum einer Familie notwendigen Summe noch das landwirtschaftliche Einkommen abziehen; die Heimarbeiterinnen gaben sich ungeachtet der Anzahl der abgeleiteten Arbeitsstunden mit niedrigsten Löhnen zufrieden, – solange es eben zum Leben ausreichte. Im Jahr 1879 beklagte sogar die Handels- und Gewerbekammer in Stuttgart den Umstand, *daß in Folge der bedeutenden Hausindustrie in Ebingen, Thailfingen, die Arbeitslöhne auf ein Mini-*

zum herabgedrückt und dadurch einige Stuttgarter Firmen genötigt waren, dort im Lohn arbeiten zu lassen, um wenigstens den Tageskurs der Pfundware einhalten zu können.

Zuguterletzt konnten die Frauen auch noch – je nach Konjunkturlage – beschäftigt werden oder nicht, da die Heimarbeiterinnen als «selbständige Gewerbetreibende» behandelt wurden, die immer neue Aufträge erhielten. Selbst wenn diese Aufträge jahrelang für den gleichen Auftraggeber erledigt wurden, galt dies nicht als Arbeitsvertrag. Die Heimarbeiterinnen befanden sich also arbeitsrechtlich lange Zeit im luftleeren Raum. Erst das Arbeiterschutzgesetz von 1951 verbesserte die Situation grundlegend: Endlich wurden die erteilten Aufträge als Arbeitsverträge begriffen und für die Entlohnung bindende Festsetzungen getroffen, die den Rang von Tarifabschlüssen einnahmen.

*Nähfilialen –
wenn die Näherinnen nicht in die Fabrik kommen*

Im Jahr 1910 waren selbst bei Lohnzuschlägen von zehn Prozent geübte Leute – besonders Näherinnen – nicht zu haben. Neben dem straffen Reglement in

der Fabrik spielte vor allem auch die große Entfernung zwischen Wohn- und Arbeitsort eine ausschlaggebende Rolle, die Erwerbsmöglichkeit in der Trikotindustrie nicht zu nutzen.

Viele Frauen mußten einen kilometerlangen Fußmarsch zurücklegen, um ihre Arbeitsstätte zu erreichen. So manche Frau, die den weiten Weg zur Fabrik scheute, ließ sich den dringend benötigten Nebenverdienst nicht entgehen, wenn sie ihn in ihrem Dorf – quasi vor der Haustür – erlangen konnte. Denn der Arbeitsrhythmus eines großen Teils der Bevölkerung war noch durch die Besorgung einer kleinen Landwirtschaft bestimmt, – sehr zum Leidwesen manch eines Unternehmers, der beklagte, *daß unsere Branche gut geschulte, gewandte Arbeiterinnen bedingt, die erst nach 6 Monaten ein für den Fabrikanten in Beziehung auf Quantität und pünktliches Arbeiten befriedigendes Resultat erreichen. Bei dem Mangel an eingeschulten Leuten – von dem man in unserem Hauptkonkurrenzgebiet Sachsen nichts weiß – ist der beständige Wechsel, der jedes Frühjahr mit dem Beginn der Feldgeschäfte beginnt, äußerst störend.*

Die Lösung des Problems lag auf der Hand: Kamen die Menschen wegen ihrer Verwurzelung in der Landwirtschaft nicht in die Fabrik, so kam die Fa-



Wenn die Frauen nicht in die Fabrik kommen konnten, dann kam die Fabrik zu ihnen aufs Land. Weibliche Belegschaft der Firma Balthasar Blickle's Wwe. in der Filiale Neufra, um 1905.

brik zu ihnen aufs Land. Also gingen die Unternehmer dazu über, sogenannte Nähfilialen in den umliegenden Dörfern zu gründen. Damit kamen sie dichter an den jeweiligen Arbeitsmarkt heran. Eine Ebinger Firma stellte daraufhin auch nicht ohne Zufriedenheit fest: *Der Mangel an Näherinnen ließ es dringend notwendig erscheinen, sich endlich mit dem Gedanken der Eröffnung einer Nähfiliale vertraut zu machen. Im Januar 1912 wurde in einem gemieteten Lokal ein Versuch gemacht. Dieser Versuch hat sich als richtig erwiesen, was zur Erbauung eines eigenen Firmengebäudes Veranlassung gab, zumal die Zahl der Näherinnen von Monat zu Monat stieg.*

Bewertung von Frauenarbeit aus einem männlichen Blickwinkel

Im Juni 1925 waren in der Trikotindustrie – laut Protokoll des Kongresses der Wirker, Stricker, Trikotagenarbeiter und -arbeiterinnen Deutschlands – 153319 Arbeiter beschäftigt, davon 110718 Arbeiterinnen, also 72 % der Gesamtbeschäftigten. Daraus wurde das Fazit gezogen, Strickerei, Wirkerei und Trikotagenbranche sei der Teil der Textilindustrie, der im größten Maße weibliche Arbeitskräfte bindet. Auch heute noch weist der Albstädter Raum eine vergleichbar hohe Frauenerwerbsquote auf. Zwar hat die technologische Entwicklung im Bereich der Näherei rasante Fortschritte gemacht, – neueste Profi-Nähmaschinen bringen es auf 160 Nähbewegungen in der Sekunde –, doch nach wie vor kann in diesem Produktionsbereich kaum auf die menschliche – d. h. weibliche – Arbeitskraft verzichtet werden. Eine fortschreitende Automatisierung stößt hier sichtbar an ihre Grenzen. Immer noch wird die weibliche Arbeitskraft durchschnittlich niedriger eingestuft als diejenige der männlichen Beschäftigten. Laut einer Erhebung des Statistischen Landesamts vom Juli 1991 sind innerhalb von drei vorgegebenen Leistungsgruppen 50 % der Männer und nur 7,9 % der Frauen in der höchsten Leistungsgruppe eingestellt. Umgekehrt finden sich nur 8 % der Männer, aber 31,6 % der Frauen in der niedrigsten Lohngruppe.

Bereits 1925 wurde auf dem Kongreß des Textilarbeiter-Verbandes konstatiert: *Lohn ist aber nicht nur eine Entschädigung für Arbeitsleistung, Lohn ist heute für alle Arbeitnehmer die Voraussetzung zur wirtschaftlichen und sozialen Existenz. Eine Arbeiterin, die nicht den Lohn bekommt, der ihr zusteht, wird nicht nur im Betriebe während der Arbeit übermäßig in Anspruch genommen, weil sie ja zwischen männlichen Leistungen, die besser bezahlt werden, eingeschaltet ist. Sie wird auch nicht in die Lage versetzt, diese Mehrleistung*

durch eine bessere Lebenshaltung, durch größere Körperpflege und richtige Ausnutzung der freien Zeit wieder auszugleichen. Deshalb ist erste Gesundheitsfürsorge für die Arbeiterinnen eine gerechte Lohnpolitik. (Protokoll: Seite 69)

Offenbar haben sich Lohndifferenzen zwischen den Geschlechtern Jahrzehnte später immer noch nicht ausgeglichen. Die Bewertung von Arbeit fand früher und findet auch heute noch aus einem männlichen Blickwinkel statt. Durch eine patriarchalische Präformierung galt der Mann unter Einsatz intensiver körperlicher Kraft grundsätzlich als der Hauptnährer der Familie, während die Frau der extensiven Arbeit, die Präzision und Geschicklichkeit erforderte, zugeordnet wurde. Weibliche Arbeit wurde immer nur als der Beitrag verstanden und bewertet, der das Defizit zum Lebensnotwendigen über eine gewerbliche Nebenarbeit ausglich. Die Frauen wurden durch eine Koppelung der Muster «Leichte Arbeit» und «Nebenerwerb» zu billigen Arbeitskräften deklassiert. Gemessen an der Unverzichtbarkeit ihrer Arbeitsleistung im gesamten Produktionsablauf wurde auch hier – wie dies heute leider noch häufig geschieht – die Realität auf den Kopf gestellt.

QUELLEN UND LITERATUR:

Gebrauchsanleitung der Firma Seidel und Naumann. Dresden um 1915.

Thiele, A. / Krüger, E. / Sellheim, H. / Juchacz, M. / Leifer, G. / Küstner, H.: Frauenarbeit. Beihefte zum Zentralblatt für Gewerbehygiene und Unfallverhütung. Hrsg. von der Deutschen Gesellschaft für Gewerbehygiene, Frankfurt/M. Beiheft 13. Berlin 1929.

Landratsamt Zollernalbkreis (Hrsg.): Aus der Geschichte des beruflichen Schulwesens in Albstadt 1853–1988. Albstadt 1988.

Erziehungsinstitut Gießen (Hrsg.): Der Industrie-Unterricht in den Volksschulen. Memorierstoff in Fragen und Antworten für die Hand der Schülerinnen. Stuttgart 1894.

Protokoll vom Kongreß der Wirker, Stricker, Trikotagenarbeiter und -arbeiterinnen Deutschlands. Abgehalten am 3. und 4. März 1928 im Gasthof «Zum Erbgericht» in Thalheim im Erzgebirge. Berlin 1928.

Arbeitskreis Heimatpflege im Regierungsbezirk Tübingen (Hrsg.): Ausstellungskatalog «Menschen, Maschen und Maschinen». Albstadt 1987.

Königliche Centralstelle für Gewerbe und Handel. Jahresberichte der Handels- und Gewerbekammern in Württemberg. Stuttgart 1875 bzw. 1884.

Festschrift Friedrich Maag Ebingen 1897–1947. o. O. u. J.

Mein Arbeitstag – mein Wochenende. 150 Berichte von Textilfacharbeiterinnen, gesammelt und herausgegeben vom Deutschen Textilarbeiterverband. Berlin 1930.

Wolf-Graf, Anke: Frauenarbeit im Absichts. Frauenbewegung und weibliches Arbeitsvermögen. München 1981.

Zehn Tage lang wurde mit 15 Mann Epigonen an der Schussenquelle gegraben, die mit uns dort aßen und tranken und zur Mittags- und Vesperzeit wohl am gleichen Platz um die Quelle lagerten, an dem die Ahnen vor Jahrtausenden auch gelegen und getafelt. Was waren aber unsere Küchenabfälle in diesen Tagen? Einige miserable Kalbsrippen, Käserinden, Kartoffelschalen und eine zerbrochene Schnapsflasche – erbärmlich, armselig vor den Renthierziemern und Bärenkeulen, vor den Hunderten von Markröhren und Schädeln, die jene vertilgt! So gab 1866 der Stuttgarter Geologe und Paläontologe Oscar Fraas – seines Zeichens Konservator am Königlichen Naturalienkabinett zu Stuttgart – seiner Achtung vor den altsteinzeitlichen Menschen Ausdruck, deren Lagerplatzabfälle er kurz zuvor in Oberschwaben ergraben hatte.

1866: Oscar Fraas leitet die ersten Ausgrabungen eines Siedlungsplatzes aus der Altsteinzeit

Die Ausgrabungen an der Schussenquelle – Gemeinde Bad Schussenried, Kreis Biberach – des Jahres 1866 waren die ersten, mit wissenschaftlicher Zielrichtung durchgeführten Grabungen zur Altsteinzeit in Mitteleuropa. Sie lieferten wertvolle Belege für die Richtigkeit der damals noch umstrittenen These der Existenz des eiszeitlichen Menschen, indem eine kaltzeitliche Flora und Fauna in stratigraphisch eindeutiger Weise mit zweifelsfrei vom Menschen verursachten Überresten verbunden war. Der Aufmerksamkeit des Schussenrieder Apothekers August Friedrich Valet, der eine Anzahl von Fundstücken aus dem in die Schussenquelle eingetieften Drainagegraben barg und an das Stuttgarter Naturalienkabinett übersandte, ist zu verdanken, daß der Fundplatz bekannt wurde und wissenschaftlich bearbeitet werden konnte. In Stuttgart erkannte Oscar Fraas nicht nur die offensichtlich paläontologische, sondern – da die gefundenen Rentierreste eindeutige, vom Menschen verursachte Bearbeitungsspuren aufwiesen – vor allem die prähistorische Bedeutung der Fundstelle und leitete umgehend die erste altsteinzeitliche Ausgrabung Mitteleuropas in die Wege.

Nach Beendigung der insgesamt zehntägigen Grabungsarbeiten erfolgte eine prompte Vorstellung der erzielten Ergebnisse. So hielt Fraas am 4. Oktober 1866 in Heilbronn auf der 21. Generalversammlung des Vereins für vaterländische Naturkunde in

Württemberg einen Vortrag über seine, wenige Tage zuvor abgeschlossene Grabung. Die Niederschrift dieses Vortrages sowie einige ähnliche Aufsätze von Oscar Fraas bildeten die Publikationen zum Fundplatz Schussenquelle. Eine Gesamtvorlage des Fundmaterials war für die damalige Fragestellung nicht erforderlich und unterblieb daher. Die aus damaliger Sicht vorrangige Aussage war untermauert, denn – wie Fraas zu Recht schrieb – war erwiesen: *Daß vor unsern historischen Zeiten eine Periode der Gletscher und des Eises unsere Breitengrade charakterisiert. In dieser Eiszeit lebte schon der Mensch.*

Aufgrund der besonderen Stellung, die der Fundplatz innerhalb der damaligen Urgeschichtsforschung einnahm, waren zahlreiche Museen des In- und Auslandes an Belegstücken interessiert. Bei einer Neubearbeitung der Fundstelle im Rahmen meiner Dissertation konnten mehr als 20 verschiedene Sammlungen mit Funden aus der Schussenquelle ausfindig gemacht werden. Aber nicht nur deshalb hat sich die Anzahl der Fundstücke im Stuttgarter Museum für Naturkunde, dem früheren Naturalienkabinett, gegenüber 1866 deutlich verringert. Besonders die Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges haben in der Stuttgarter Hauptsammlung Materialverluste nach sich gezogen. Dennoch ist diese Sammlung nach wie vor die weitaus bedeutendste der Schussenquelle, da ein großer Fundkomplex durch rechtzeitige Auslagerung der Vernichtung entging.

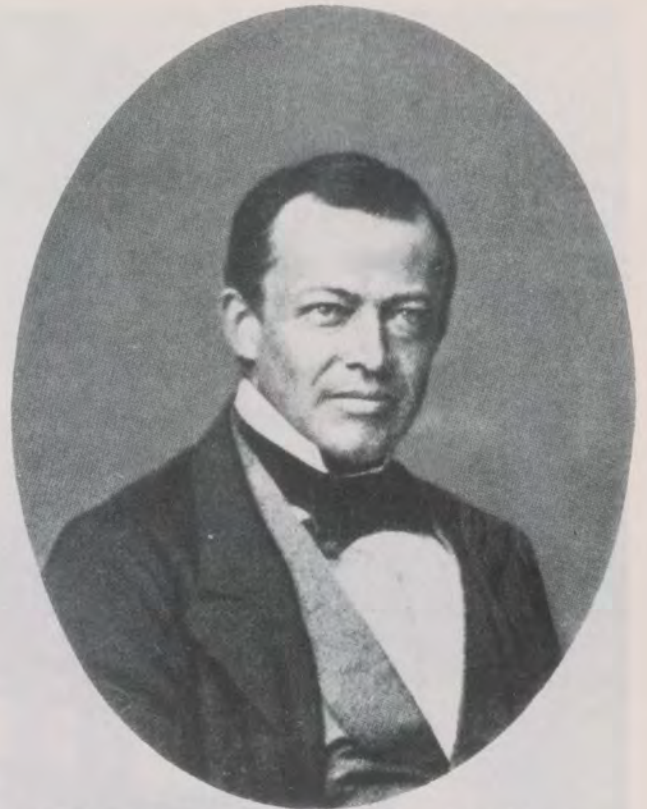
Während innerhalb der Nicht-Ren-Fauna kaum Materialverluste festzustellen waren, zeigte sich, daß besonders die Rentierreste dezimiert wurden. Trotz allem blieb eine ausreichende Anzahl derselben erhalten, um eine genauere Untersuchung lohnend erscheinen zu lassen. Offensichtlich hatte man eine schon vor der Auslagerung getroffene Auswahl von Rentiermaterial – vielleicht die Stücke eines besonders gut erhaltenen Fundkomplexes – zusammen mit allen übrigen Funden ausgelagert. Demzufolge ist die Rentierfauna der Schussenquelle durchaus auch heute noch aussagerelevant.

Eiszeitliche Tierwelt in einer Seen- und Sumpflandschaft

Die am Jägerlager gefundenen Überreste des Rentieres überwiegen deutlich und stammen von mindestens 44 Individuen, wobei aber sicher ist, daß diese Zahl deutlich zu niedrig liegt. Die Überreste



Apotheker August Friedrich Valet aus Schussenried (1811–1889).



Oscar Fraas (1824–1897) – Konservator am Königlichen Naturalienkabinett zu Stuttgart.

der übrigen Tierarten entsprechen weitgehend den schon von Oscar Fraas ermittelten sogenannten Mindestindividuenzahlen. Demnach stammen die Reste von mindestens drei Wildpferden, deren Rasse dem heutzutage nur noch in Zoos vorkommenden Przewalski-Pferd (Wildpferd Zentralasiens) am nächsten kommt. Des weiteren wurden mindestens drei Elche, zwei Vielfraße, zwei Braunbären und je ein Wolf, Rotfuchs und Eisfuchs am Fundplatz zur Strecke gebracht bzw. woanders erlegt und dorthin transportiert. Ferner dienten mit Singschwan, Spießente und einer Gänseart verschiedene Wasservögel zur Bereicherung der Mahlzeiten. Die Gesamtheit des Artenspektrums ist hinsichtlich ökologischer Fragestellungen von Bedeutung, da Rückschlüsse auf die Beschaffenheit des damaligen Naturraumes möglich sind. Die ökologischen Ansprüche der vertretenen Säugetierarten an ihren Lebensraum lassen sich wie folgt vereinfachen:

- Ren – arktische und alpine Tundra bis nordischer Wald
- Wildpferd – offene Grassteppe bis lichte Waldgrenze
- Elch – lichte Wälder; meist an Gewässern oder in Sümpfen

- Vielfraß – arktische und alpine Tundra bis nordischer Wald; oft in Moorgebieten
- Braunbär – Wald bis arktische und alpine Tundra
- Wolf – Tundra – Steppe – Wald, sogenannter Ubiquist
- Eisfuchs – arktische und alpine Tundra bis nordische Waldgrenze
- Rotfuchs – lichter Wald bis Steppe oder arktische und alpine Tundra; oft in Moorgebieten.

Das an der Schussenquelle vorgefundene Artenspektrum spiegelt das Biotop einer späteiszeitlichen Seen- und Sumpflandschaft wider, in der sich die natürlichen Lebensräume der aufgelisteten Tierarten überschneiden. Zum Teil zogen sie auch nur auf ihren jahreszeitlichen Wanderungen hier vorbei. Dies gilt besonders für die Rentiere, deren hoher Anteil in den überlieferten Beuteresten zeigt, daß der Jagdaufenthalt der altsteinzeitlichen Jägergemeinschaft hier speziell auf dieses Tier zugeschnitten war.

Am faunistischen Material existieren verschiedene Kriterien, die Rückschlüsse auf die Jahreszeit zulassen, in der das jeweilige Tier getötet wurde. Da so Anhaltspunkte für den Aufenthaltszeitraum der Jä-



Situationszeichnung der Grabungsarbeiten des Jahres 1866 an der Schussenquelle, bildlicher Eintrag von Oscar Fraas in dem Grabungstagebuch.

ger am Fundplatz gewonnen werden können, wurden am Rentiermaterial verschiedene Analysen durchgeführt. Die diesbezüglichen Kriterien an den Geweihen – Stadium im jährlichen Zyklus – deuten neben Aufhalten im Frühling vor allem auf einen saisonalen Aufenthaltsschwerpunkt im Spätsommer/Frühherbst an der Schussenquelle hin. Auch die verschiedenen Analysen an den Rentierzähnen, z. B. die Stadien des Zahndurchbruchs an den Kiefern sehr junger Kälber, weisen jeweils in die letztgenannte Zeitspanne. Anhaltspunkte für Aufenthalte während anderer Jahreszeiten fehlen.

Rengeweih als wichtiger Rohstoff – aus Geweihspänen werden Geschosspitzen

Das Rentier wurde vom altsteinzeitlichen Menschen in mehrfacher Hinsicht besonders geschätzt. In erster Linie diente es – wie andere Tiere auch – der Versorgung mit den verschiedensten Nahrungsmitteln tierischer Herkunft wie Fleisch, Mark, Mageninhalt und anderem. Darüber hinaus lieferten die Rentiere den seinerzeit überaus wichtigen Rohstoff Geweih, der zur Geräteherstellung verwendet wurde.

Als Jagdwaffen dienten damals vor allem die sogenannten Speerschleudern, bei denen die Reichweite

und Durchschlagskraft der Speere durch eine künstliche Verlängerung des Wurfarmes erheblich verbessert wurde. Besonders für die Herstellung von Projektilen der in solcher Weise verwendeten Speere wurde der Rohstoff Geweih gerne verwendet. Dabei schnitt man mit speziellen Steingeräten, mit den sogenannten Sticheln, aus dem harten äußeren Geweihmaterial längliche Späne heraus, die anschließend zu Geschosspitzen weiterverarbeitet werden konnten. Diese nicht unerhebliche Mühe lohnte sich, da die relativ große Härte bei gleichzeitig starker Elastizität des Geweihmaterials den Anforderungen an Projektilbewehrungen in besonderem Maße gerecht wird. Wie die Versuche einiger dänischer Archäologen mit nachgebauten altsteinzeitlichen Waffen zeigen konnten, ist das für die Zeit namensgebende Material Stein für diesen Zweck weniger gut geeignet, da der harte aber spröde Feuer- oder Hornstein beim Auftreffen auf hartes Material, z. B. Knochen, leicht zerbricht und daher oft nur einmal verwendet werden kann. Geschosspitzen aus Geweih sind aufgrund ihrer Elastizität weit weniger anfällig für eine Zerstörung schon beim ersten Speerwurf.

An den 1866 geborgenen Geweihresten aus der Schussenquelle ist die Technik der Spangewinnung besonders gut nachvollziehbar, was vor allem auf

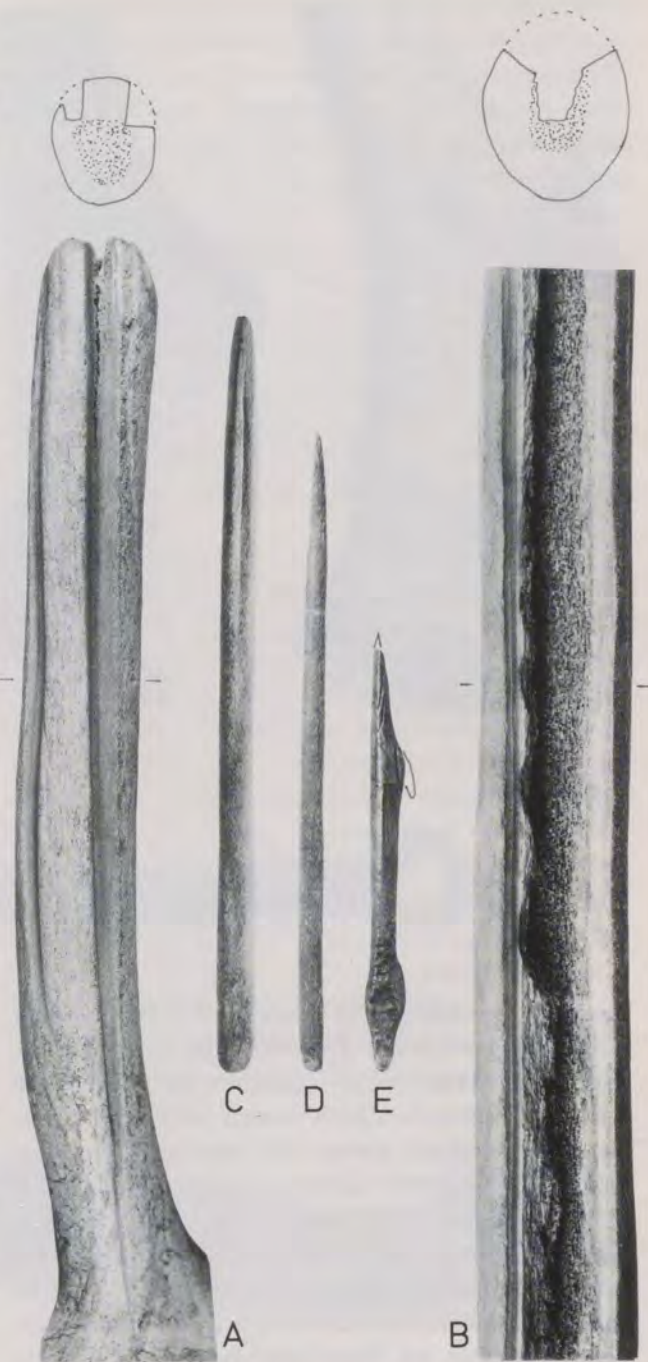
die außergewöhnlich gute Erhaltung auch des organischen Fundmaterials zurückzuführen ist. Um den Span aus dem vollen Geweih entnehmen zu können, wurden zwei parallel zur Längsachse des Geweihs verlaufende Stichelrillen auf dem Geweihschaft angelegt, die durch die kompakte äußere Schicht bis in das poröse Innere – in der Querschnittszeichnung gepunktet dargestellt – eingetieft wurden. Anschließend wurden seitlich des nun erhabenen Spanes Keile aus Geweih oder Knochen in die Spanrinne eingetrieben, so daß sich der Span allmählich vom spongiosen Geweihinneren löste und schließlich als Ganzes herausgehoben werden konnte. Aus den ausgelösten Spänen konnten dann – wie bereits erwähnt – verschiedenartige Geschößspitzen gefertigt werden.

Auch die sogenannten Lochstäbe – Geweihteile mit einem eingeschnittenen Loch, bzw. mehreren Löchern – dienten zur Weiterverarbeitung der ausgelösten Geweihspäne. Die wegen der natürlichen Geweihkrümmung ebenfalls gekrümmten Geweihspäne konnten mittels der Hebelkraft dieser Streckinstrumente begradigt und somit für eine Weiterverarbeitung zur Geschößspitze tauglich gemacht werden. Auch derartige Lochstäbe wurden an der Schussenquelle hergestellt. Die in den verschiedensten Bearbeitungsstadien befindlichen Fundstücke belegen die Vorgehensweise dabei sehr genau und sind somit wertvolle Zeugnisse eines vor 13 000 Jahren beherrschten Handwerks. Man erkennt noch deutlich die Arbeitsspuren der Stichel zum Eintiefen einer grubchenartigen Vertiefung in die äußere Geweihschicht (Stück A). War dies auf beiden Seiten geschehen, konnte das poröse innere Geweihmaterial mit einem dünnen Gegenstand durchstoßen werden (Stück B), bevor das Loch wiederum mit dem Stichel auf die erforderliche Weite ausgedehnt und gleichmäßig rund gestaltet wurde (Stück C, unteres Loch).

Spuren an Knochen bezeugen das Schlachten und Zerlegen der Rentiere

Verarbeitungsspuren an Knochen aus archäologischen Fundplätzen können – bei guter Materialerhaltung – Auskunft über die Art und Weise der Jagdbeuteverwertung geben. Die Quellengattung Knochen gewinnt daher seit einigen Jahren innerhalb archäologischer Arbeiten zunehmend an Bedeutung.

Speziell amerikanische Wissenschaftler beobachteten, wie die Rentierschlachtung bei heute lebenden Eskimogruppen der Arktis vonstatten geht, und zeichneten Lage und Aussehen der auf den Kno-



Werkstücke (A, B) und Endprodukte (C–E) der an Rentiergeweih ausgeführten sog. Spangewinnungstechnik (Maßstab 1:1).

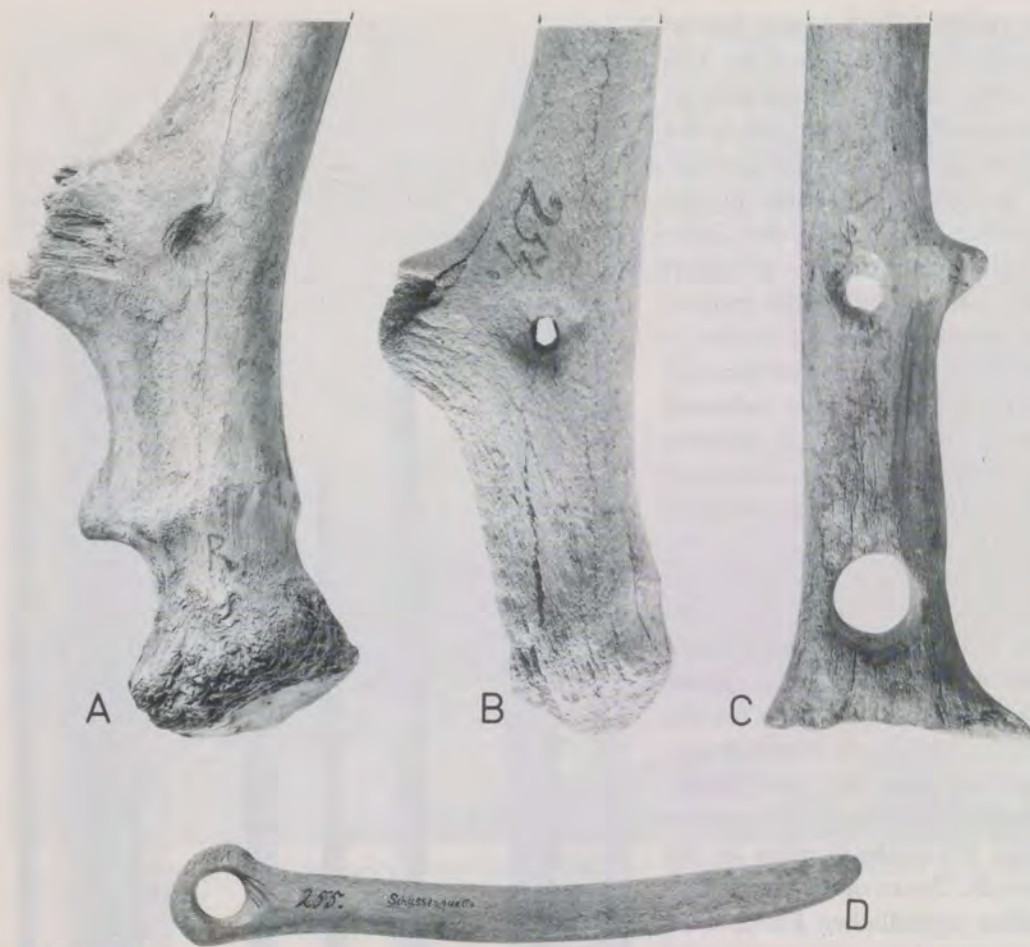
A – Geweihstück mit freigelegtem Span (s. Querschnitt).

B – Abfallstück mit bereits ausgelöstem Span (s. Querschnitt). In der Mitte (links) sind Abdrücke der einst eingeschlagenen Keile zu sehen.

C+D – aus Geweihspänen gefertigte Geschößspitzen.

E – aus einem Geweihstück gefertigte Harpune (Beschädigung zeichnerisch ergänzt).

chen zurückgebliebenen Spuren von Schnitten und Schlägen genau auf. Viele der Zerlegungsspuren an Knochen aus archäologischen Fundplätzen sind auf diese Weise interpretierbar geworden. Obwohl die



Werkstücke
(A–C [oberes Loch])
und Endprodukte
(C [unteres Loch]+D)
der Lochstabherstellung
aus Rentierge-
weih (A–C = Aus-
schnitte im Maßstab
1 : 1; D = komplettes
Gerät im Maßstab
1 : 2).

heutigen Rentierjäger der Arktis über moderneres Werkzeug verfügen – Gewehre zur Jagd, Metallmesser zur Schlachtung –, gleichen die Spuren, die sie auf den Knochen hinterlassen haben, oft in erstaunlichem Maße denen, die man auf den Knochen der vor 13000 Jahren erlegten Rentiere der Schussenquelle beobachten kann. Die Rentierschlachtung war also in der ausgehenden Altsteinzeit, obwohl mit Steingeräten ausgeführt, bereits so vollendet, wie sie es bei heute noch lebenden Jägergemeinschaften ist. Man hatte bereits damals ein kaum noch zu steigerndes Maß an Effektivität erreicht. Verschiedene durch scharfkantige Hornsteinklingen verursachte Schnittspuren am Knochenmaterial der Schussenquelle belegen die folgenden Arbeitsgänge: Häutung, Trennung der einzelnen Knochen voneinander sowie die Ablösung des Fleisches von den Knochen. Als letzter Arbeitsgang an den erbeuteten Rentieren wurden die Röhrenknochen geöffnet, um das darin enthaltene Mark entnehmen zu können.

Besonders beim Oberarmknochen des Rentieres ist die Vorgehensweise bei der Markgewinnung gut nachvollziehbar und erfolgte – vor 13000 Jahren wie auch heute noch bei arktischen Jägervölkern –

immer nach dem gleichen Schema. Lage und Gestalt der festzustellenden Schlagspuren belegen, daß das untere Ende dieses Knochens mit einer bestimmten Seite auf einen feststehenden Amboßstein gelegt wurde, während mit einem spitzen Stein auf die gegenüberliegende Seite aufgeschlagen wurde. Auf diese Weise wurde das untere Gelenkende vom Rest des Knochens abgetrennt. Das obere Gelenkende wurde durch einfaches Abschlagen mittels eines in der Hand gehaltenen Steines entfernt. So blieb das mittlere Röhrenstück dieses Knochens erhalten, aus dem das Mark mit einem Stock oder einem ähnlichen Gegenstand herausgeschoben werden konnte.

Neben den Spuren auf den einzelnen Fundstücken belegt auch die am Fundplatz festzustellende Häufigkeit der verschiedenen Skelettelemente zueinander, daß es sich bei dem Fundmaterial der Schussenquelle um die zurückgebliebenen Überreste eines mehrfach aufgesuchten Jagdlagers handelt. Die in unmittelbarer Umgebung der Fundstelle erlegten Rentiere wurden sofort zerlegt und vollständig verwertet. Die geringe Repräsentanz bestimmter Skeletteile läßt den Schluß zu, daß unter anderem ein Trockenfleischvorrat für den bevorstehenden Win-

ter angelegt wurde, wie es aus völkerkundlichen Vergleichen bekannt ist. Eine Vorratshaltung war für die damaligen Menschen von zentraler Bedeutung und fester, organisatorisch notwendiger Bestandteil einer hoch entwickelten Jägerkultur, wie sie in der jüngeren Altsteinzeit ausgeprägt war. Nur am Rande sei an die berühmten Kunstwerke jener Zeit erinnert wie z. B. die Höhlenmalereien in Südwestfrankreich (Lascaux), die das hohe Maß kulturellen Schaffens dieser jägerischen Gemeinschaften veranschaulichen.

*Steinwerkzeuge aus grauem Hornstein –
Alter der Funde: 12 500–13 000 Jahre vor heute*

Wenn über altsteinzeitliche Fundplätze berichtet wird, stehen die gefundenen Geräte aus Stein meist im Vordergrund, ja oft sind sie sogar das einzige, was erwähnt wird. Dies liegt zum Teil daran, daß die Geräte aus Stein oftmals die einzig erhaltenen Fundstücke einer solchen altsteinzeitlichen Lagerstelle sind. Die übrigen und einst sicher vorhandenen Funde aus organischen Materialien sind im Laufe der Jahrtausende der Zersetzung anheim gefallen und für immer verloren.

Wie bereits erwähnt, ist das an der Schussenquelle bei Bad Schussenried glücklicherweise nicht der Fall. Daher sollen die Steingeräte hier nicht in den Vordergrund der Betrachtung gerückt werden und diesbezüglich einige kurze Anmerkungen genügen. Über 90 % der am Fundplatz selbst angefertigten Steingeräte bestehen aus einem grauen Hornstein

des oberen Weißjuras, wie er z. B. in der Albregion natürlich vorkommt. In der direkten Umgebung des Fundplatzes gibt es ein solches Gestein jedoch nicht, so daß der Steingeräterohstoff von den Rentierjägern aus einer Mindestentfernung von 30–50 km mit an den Fundplatz gebracht wurde. Die aus Stein gefertigten Geräte – 11 Rückenmesser, 7 Stichel, 4 Kratzer, 2 Bohrer u. a. – entsprechen dem für diese Zeit typischen Formenspektrum. Darüber hinaus betonen die häufig vorkommenden Rückenmesser – als steinerne Einsätze in Geschößspitzen verwendet – und die Stichel – vor allem zur Geweihbearbeitung eingesetzt – den funktionalen Aspekt des Jägerlagers: Jagd und direkte Nutzbarmachung der tierischen Rohstoffe, einschließlich des Geweihs.

Eine Möglichkeit, um einen Fundplatz wie die Schussenquelle zeitlich einordnen zu können, bietet die sogenannte Radiokarbonmethode. Über den zeitlich bekannten Zerfall des Kohlenstoffisotops ^{14}C kann das Alter eines Knochens, Geweihs oder auch anderer organischer Materialien bestimmt werden. Aus dem Fundmaterial der Schussenquelle wurden vier solche Daten erstellt: eines aus Rengeweih, zwei aus Rentierknochen und eines aus einem Holzkohlestück, das in einer von Fraas 1866 ausgestochenen Sedimentscholle vorgefunden wurde. Die vier Daten streuen etwa von 12 500 bis 13 000 vor heute und geben so eine Vorstellung vom ungefähren Alter der Fundstelle.

Des weiteren bestätigen Vergleiche von Funden aus der Schussenquelle mit dem Fundgut anderer be-



Oberarmknochen vom Rentier, der aus drei Teilstücken wieder zusammengesetzt werden konnte (Maßstab 2 : 3). Das Detailfoto (Maßstab 2 : 1) zeigt den Schlagauftreffpunkt eines spitzen Steines am unteren Knochengelenk. Der Schlag führte zur Zerteilung des Knochens. Rechts oberhalb dieser Stelle sieht man einige, einst mit Hornsteinklingen erzeugte Schnittspuren.



Eine Rentierherde passiert einen Engpass zwischen zwei Seen in Alaska. Eine vergleichbare Geländesituation eröffnete den Jägern der späten Eiszeit an der Schussenquelle die Möglichkeit, Jahr für Jahr im Herbst eine große Anzahl Rentiere zu erlegen.

kannter Fundstellen ein solches Alter, wobei die einzige Harpune des Fundplatzes besonders aussage-relevant ist. Auch die Tatsache, daß der Elch – der im späteiszeitlichen Oberschwaben erst bei einsetzender Bewaldung vorstellbar ist – im Faunenspektrum bereits mehrfach vertreten ist, bestätigt die Zuweisung der Fundschicht in den Beginn einer ersten Erwärmungsphase am Ende der letzten Eiszeit des sogenannten Bölling-Interstadials.

Damit ist die Fundstelle etwas jünger, als von der Forschung bisher angenommen wurde. Sie fällt somit in die Hauptausbreitungsphase der nach einem französischen Fundplatz «Magdalénien» genannten Kulturausprägung und ist etwa zeitgleich mit anderen berühmten späteiszeitlichen Fundstellen in Deutschland wie z.B. dem Petersfels bei Engen (Hegau) oder Gönnersdorf bei Neuwied (Mittelrhein).

Eine Momentaufnahme aus dem jägerischen Leben des späteiszeitlichen Menschen zwischen Alb und Bodensee

Wenn man die einzelnen Aussagen der verschiedenen, am archäologischen Material ausgeführten Analysen zu einem Bild verbindet und darüber hinaus mit einigen begründeten Hypothesen ergänzt, wird das Treiben der eiszeitlichen Jäger an der oberschwäbischen Schussenquelle nachvollziehbar. So füllt sich zumindest ein winziger Ausschnitt ei-

ner lange zurückliegenden Epoche der Urgeschichte wieder mit Leben.

Wenn man die topographischen Verhältnisse der Fundplatzumgebung auf späteiszeitliche Gegebenheiten überträgt, so wird deutlich, daß die Fundstelle an einer jagdstrategisch außerordentlich günstigen Position liegt. Zwischen dem seinerzeit viel größeren Ur-Federsee und dem heute fast völlig verlandeten Aulendorfer See bildete die Endmoräne eine schmale Landbrücke, die von zyklisch wandernden Rentierherden offenbar stets wiederkehrend genutzt wurde. Eine derartige, als Zwangspassage zu verstehende Engstelle bot den altsteinzeitlichen Jägern zu den Jahreszeiten der Rentierwanderungen eine günstige Gelegenheit, reiche Beute zu machen. Nach den saisonalen Daten hat man mit einer wiederholten Besiedlung des Fundareals im Spätsommer/Herbst und – seltener – im Frühjahr zu rechnen. Beide Jahreszeiten sind die klassischen Zeiten der großen Rentierwanderungen, wobei sich besonders im Spätsommer/Herbst z.T. sehr große Herdenverbände zusammenschließen.

In einer jagdstrategisch derart günstigen Region war die früher trichterartige Geländemulde, die heutige Schussenquelle also, die innerhalb des Endmoränenzuges liegt, besonders gut geeignet. Der Lagerplatz lag unterhalb des Moränenkamms, so daß die Rentiere die Jäger nicht zu früh bemerken

konnten. Die Jäger hingegen hatten die Möglichkeit, vom nahegelegenen Moränenkamm weite Teile der damals offenen Landschaft zu überblicken und so die potentielle Jagdbeute frühzeitig zu erspähen. Auch der seinerzeit am Fundplatz vorhandene Tümpel war ausschlaggebend für die Niederlassung der Jäger, da Wasser in Zusammenhang mit der Verwertung von zahlreich anfallendem, getötetem Wild eine wichtige Rolle spielte. Man hat zu bedenken, daß nur ein kleiner Teil der einst hier zurückgelassenen Gegenstände bei der Ausgrabung gefunden wurde. So sind aufgrund der unterschiedlichen Erhaltungsbedingungen alle Jagdbeutereste vergangen, die nicht in den eben erwähnten Tümpel gelangt sind, sondern anderswo in der hiesigen Aktivitätszone abgelagert wurden. Der relativ hohe Anteil von Jungtieren innerhalb der Jagdbeute legt nahe, daß Treibjagden stattgefunden haben, wie sie aus völkerkundlichen Vergleichen anderer Järgemeinschaften belegt sind. Da sich derartige Jagdpraktiken von einer Familie kaum wirkungsvoll anwenden lassen, müssen größere organisierte Zweckgemeinschaften hier gemeinsam Teile der vorbeiziehenden Rentierherden erbeutet haben. Die Rentiere wurden im Anschluß daran sofort verwertet.

Gerade beim Verlassen des Jagdlagers dürften die Transportkapazitäten durch die neu erworbenen Güter – Nahrungsmittel, Felle u. a. – derart ausgelastet gewesen sein, daß ein Transport der ganzen Geweihe unpraktisch war. Daher erzeugte man aus den Geweihen bereits am Jagdlager das leicht transportable Halbfabrikat Geweihspan, das man an anderer Stelle zum eigentlichen Gerät weiterverarbeitete.

In der starken Dominanz der mit der Jagd und der Beutezerlegung verbundenen Gegenstände im Fundgut offenbart sich die spezielle Ausrichtung des Lagers auf die Rentierjagd. Andere Gegenstände, die nicht unmittelbar mit Jagd und Jagdbeuteverwertung verbunden sind wie etwa Nähnadeln, Schmuckgegenstände oder Kunsterzeugnisse, fehlen gänzlich oder sind zumindest äußerst selten. Der Aufenthalt der Rentierjäger an der Schussenquelle dauerte nicht länger, als für Jagd und Beuteverwertung erforderlich, und war rein zweckgebunden. Vorbereitende Organisation, die Treibjagd selbst und die anschließende Verarbeitungsphase brauchten Zeit, so daß es sich nicht um ganz kurzfristige Aufenthalte gehandelt haben wird. Die zu veranschlagende Aufenthaltsdauer wird zwischen mehreren Tagen und wenigen Wochen liegen. In Anlehnung an vergleichbare Fundplätze aus dem Pariser Becken ist demnach mit transportablen Be-

hausungen in Form von kleinen Stangenzelten zu rechnen. Wie Holzkohlereste und Feuerspuren an Steinplatten zeigen, brannten an der Schussenquelle u. a. mit Weidenholz beschickte Feuer. Nach vollendeter Arbeit am Jagdlager und nach der Aufteilung der erworbenen Lebensmittel und Rohstoffe hat sich die Zweckgemeinschaft wohl in der Weise aufgespalten, wie sie zusammengekommen war, so daß die verschiedenen Familien wieder ihre eigenen Wege gehen konnten.

Die Frage, aus welcher Region die Menschen dieser Zweckgemeinschaften kamen bzw. in welche Richtung sie gingen, kann nicht sicher beantwortet werden. Das Rohmaterial der Steingeräte belegt aber, daß zumindest einmal eine Gruppe von Jägern aus dem Bereich der Schwäbischen Alb an die Schussenquelle kam, um dort zu jagen. Innerhalb der Albregion sind die Fundstellen der späten Altsteinzeit besonders häufig und darüber hinaus gut erforscht, so daß sich folgendes Modell anbietet.

Die Täler der Schwäbischen Alb waren in der warmen Jahreszeit von kleinen Gruppen bewohnt, die sich hier aus dem sommerlichen Nahrungsangebot der vielgestaltigen Landschaft versorgen konnten, wie die gemischte Jagdbeute der dortigen Fundplätze belegt. Gegen Ende der warmen Jahreszeit trafen sich Angehörige dieser Kleingruppen in Oberschwaben und betrieben gemeinschaftliche Treibjagden auf Teile der vorüberziehenden Rentierherden. Die Jagdbeute nutzte man gründlich aus und zog alsbald mit den erworbenen Ressourcen eventuell in die Region westlich des Bodensees, wo man – vielleicht wieder in Kleingruppen aufgespalten – den restlichen Herbst, den Winter und den Anfang des Frühjahrs zubrachte. Im Verlaufe des Frühjahrs machte man sich wieder auf den Weg in die Albregion, wobei man in dieser Jahreszeit offenbar nur sporadisch die Route über die Federseeregion beziehungsweise die heutige Schussenquelle wählte. Ganz sicher jedoch hat Oberschwaben, und hier speziell topographisch derart günstige Plätze wie die Schussenquelle, im Lebensrhythmus der Jäger vor 13000 Jahren eine existenzielle Rolle gespielt.

Man kann sich also der Interpretation von Oscar Fraas nur anschließen, der vor 125 Jahren auf das Rentier bezogen postulierte: *Daß gerade die Menge derselben Jäger aus der Ferne anzogen und die fetten Jagdgründe dieselben zur Ansiedlung an der Schussen einluden.*



Lebensbild der Rentierjäger an der Schussenquelle. Im Hintergrund ist links der Aulendorfer Eisstausee und rechts der Urfedersee angedeutet, zwischen denen die Hügelkette der Endmoräne verläuft (Blick nach Westen). Im Vordergrund links ist der kleine Tümpel am Fundplatz zu sehen, aus dessen Sediment Oscar Fraas 1866 die Funde bergen konnte. Die Rentierjäger halten sich neben dem Tümpel auf einer Terrassenstufe, wenige Meter unterhalb der Moränenanhöhe, auf. So können sich die Jäger vor den Rentieren, die auf ihrer jahreszeitlichen Wanderung den Engpaß zwischen beiden Seen passieren, verbergen.

LITERATURAUSWAHL:

Fraas, Oscar: Die neuesten Erfunde an der Schussenquelle bei Schussenried. Jahreshfte des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg 23, 1867, S. 48–74.

Schuler, Alfred: Die Schussenquelle – Eine Freilandstation des Magdalénien in Oberschwaben. Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg (erscheint voraussichtlich 1992).

Leserforum

Sehr geehrter Herr Kapff, Sie haben im letzten Heft der «Schwäbischen Heimat» in Ihrem Beitrag «Archäologie und Archäologen am Federsee zwischen den Weltkriegen» auch meinen Vater Peter Goessler erwähnt. Dabei ist Ihnen ein – aus meiner Sicht gravierender – Fehler unterlaufen: Peter Goessler war nie Mitglied der NSDAP!

Mit freundlichem Gruß – Fredegund Engler geb. Goessler, Stauffenbergstraße 91, 7400 Tübingen

Viel zu sehen gibt es nicht im Waiblinger Stadtmuseum. Einige Exemplare von römischem Gebrauchsgeschirr: Schüsseln, Töpfe, Teller, Krüge und Amphoren, die bei einer Grabung vor Ort gefunden wurden; einige wenige historische Geräte und Werkzeuge zum Gerberhandwerk, auf einem kleinen Podest eng in der Mitte eines Raumes zusammengestellt; eine Küche mit sechs Töpfen, der früheste ein Keramikgefäß aus dem 3. Jahrhundert, der jüngste ein Dampfkochtopf aus aktueller Produktion – 2000 Jahre Küchengeschichte und Kochkultur im Zeitraffer präsentiert. Bei einem ersten flüchtigen Rundgang fragt sich der Besucher, prall gefüllte Heimatmuseen gewohnt, ob denn die Waiblinger zu wenig Objekte haben, mit denen sie ihr aufwendig saniertes Haus in der Weingärtner Vorstadt bestücken können. Soll das alles sein, was von der vielzitierten glanzvollen Stauferzeit, was von altem Handwerk, wohlhabenden Bürgern und von der Geschichte der örtlichen Industrie übriggeblieben ist?

Helmut Herbst, Leiter des Waiblinger Stadtmuseums, nimmt mit Blick auf den Sammlungsbestand kein Blatt vor den Mund: im großen und ganzen nichts Besonderes, nicht viel mehr, aber auch nicht weniger als in vergleichbaren Museen dieser Größe. Viele Haushaltsgegenstände aus dem 19. und 20. Jahrhundert, nur sehr wenig aus der Zeit davor, einige Gemälde und Grafiken mit lokalem Bezug, eine kleine Sammlung von Hieb- und Sichwaffen, einige Möbel, Textilien, Handwerksgeräte und so weiter. Um aus dieser Ansammlung von Belanglosigkeiten, nicht selten Flohmarktartikeln, und den wenigen kunsthistorischen wertvollen oder für die Stadtgeschichte wichtigen Objekten ein attraktives Stadtmuseum zu gestalten, mußte eine schlüssige Konzeption entwickelt werden.

*Das Besondere im Alltäglichen zeigen –
das Museumsgebäude von 1550 und seine Bewohner*

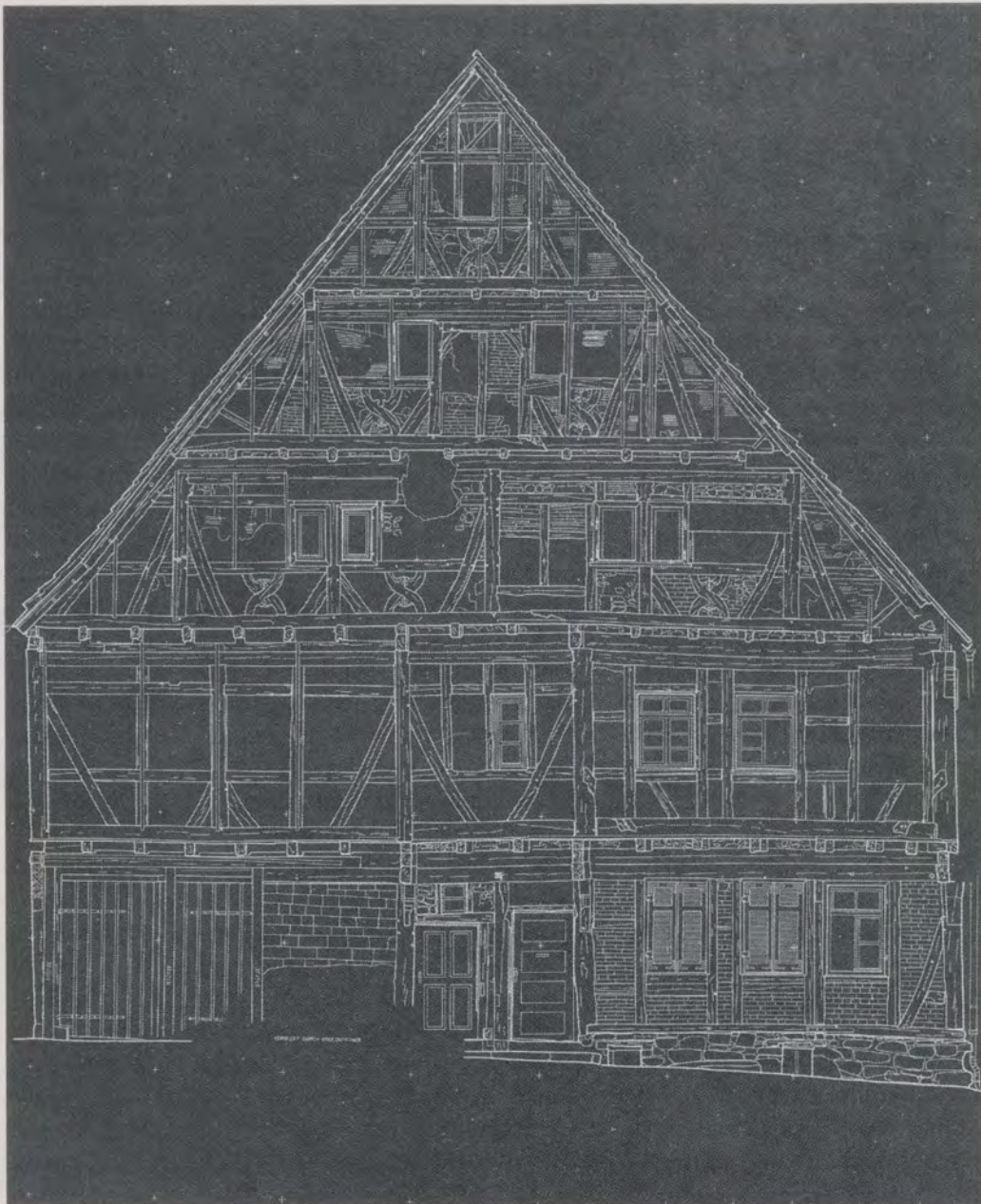
Die Entscheidung hierüber stand an, als das Museum im letzten Jahr die neuen Räume im früheren Gerberhaus bezog. Die Stadt Waiblingen entschloß sich zu einer Art der Darstellung, die nur vordergründig banal scheint, nämlich das Besondere im Alltäglichen zu zeigen. Im Zentrum der Darstellung stehen das geschichtsträchtige Museumsgebäude und seine Bewohner. Was andernorts zu einem eher unüberwindbaren Gegensatz geführt hat, daraus

hat man in Waiblingen eine Tugend gemacht: die Nutzung eines historischen Denkmals als modernes Museum.

Die Verknüpfung der Bau- und Nutzungsgeschichte des Hauses mit einzelnen Etappen der Waiblinger Historie hat zu einem Museumskonzept geführt, das vom Besucher genaues Hinsehen verlangt. Wer aber bereit ist, sich auf die Details des Fachwerkhauses einzulassen, für den kann ein Museumsrundgang eine spannende und zugleich lehrreiche Lektion sein. Denn bei der Restaurierung haben die Denkmalschützer von vornherein darauf geachtet, daß die architektonischen Besonderheiten und das, was die Bewohner hinterlassen haben, am Gebäude «ablesbar» bleiben. Man ist gar nicht erst der Versuchung erlegen, das windschiefe und heruntergekommene Haus auf einen vermeintlichen Idealzustand «wie neu» zu renovieren. Die Fachwerkkonstruktion und die Wände wurden weitgehend belassen und nur gesichert beziehungsweise so rekonstruiert, daß sie dem ursprünglichen Zustand möglichst nahe kommen.

Die dendrochronologischen Untersuchungen der verbauten Hölzer ergaben zweifelsfrei, daß das Gebäude zwischen 1550 und 1553 erbaut wurde. Denn nach insgesamt vierzig Untersuchungen haben sich keine Anhaltspunkte ergeben, die auf eine frühere oder spätere Datierung schließen lassen. Zu dem Hausbau wurden damals nur frisch geschlagene Hölzer verwendet. Damit ist das aus Eiche, Tannen und Fichten bestehende Fachwerkhaus eines der wenigen erhaltenen Bauerzeugnisse in Waiblingen, das aus der Zeit vor dem Stadtbrand von 1634 stammt. Obwohl das Gebäude relativ groß ist, steht es mit seiner eher schlichten Ausstattung für viele Wohn- und Fachwerkhäuser in Waiblingen, die längst verfallen sind.

Der imposante Fachwerkbau mit dem steilen, drei Stockwerke überdeckenden Satteldach ruht auf einem Fundament aus Steinblöcken. Schachtelförmig steht darauf das tragende Gerüst aus stockhohen Ständern, das durch das Gefüge, also durch die aussteifende Holzkonstruktion, gesichert wird. Die Hölzer sind untereinander verzapft, teilweise noch verblattet, eine früher gebräuchliche Zimmermannstechnik. Vor der Sanierung wurde mit Hilfe der sogenannten Fotogrammetrie eine detailgenaue Bestandsaufnahme des Gebäude angefertigt. Von den asymmetrischen Bauskelett, das sich an der südlichen Giebelseite nach dem Straßenverlauf



Vor der Sanierung des Hauses Weingärtner Vorstadt 20 in Waiblingen fand eine sorgfältige Bestandsaufnahme statt. Neben einer fotogrammetrischen Aufnahme – hier die Südfassade – wurden vierzig dendrochronologische Untersuchungen durchgeführt.

richtet, ließ man ein Modell anfertigen, das in der oberen Bohlenstube aufgestellt ist. Auch dem technischen Laien wird die komplizierte Fachwerkkonstruktion am Modell verständlich.

Ergänzend zu den bauhistorischen Untersuchungen hat man die Nutzungsgeschichte des Hauses in den Archiven verfolgt. Aufgrund der Besitzverhältnisse kann man davon ausgehen, daß nach dem Dreißigjährigen Krieg mindestens zwei Handwerkerfamilien gleichzeitig im Haus gewohnt und gearbeitet haben. Die im Kellerbereich gefundenen Gruben aus Holz und Stein, von denen eine noch erhalten ist, gehörten mit ziemlicher Sicherheit zu einer Weißgerberwerkstatt, die vor 1716 hier betrieben wurde. Für eine Gerberwerkstatt spricht auch der große Dachstuhl, auf dem die Häute zum Trocknen

aufgehängt werden konnten. Größe und Lage des Hauses im ehemaligen Gerberviertel legen es nahe, daß es ein reicher Gerber war, der dieses Gebäude in der Mitte des 16. Jahrhunderts errichtete. Es ist auch denkbar, daß mehrere Gerber sich in einer Art Genossenschaft zusammaten, um gemeinsam ein Gerberhaus zu betreiben.

Viehställe, Werkstätten und Wohnräume – bei der Sanierung museale Nutzung eingeplant

Man muß davon ausgehen, daß das Haus von Anfang an sowohl Wohn- als auch Produktionsort gewesen ist. Die größeren Räume dienten als Werkstätten oder bei landwirtschaftlichen Nutzung im Unterbau als Viehställe. Die kleineren Zimmer

dürften mit Ausnahme der zwei Bohlenstuben und der damit verbundenen Küchen wohl Schlaf- und Lagerräume gewesen sein. Im 17. und 18. Jahrhundert wechselten die Besitzer, teilweise gehörte das Haus mehreren Parteien. 1740 verkaufte die Witwe des Ezechiel Schlegel ihren Anteil am Haus, sicherte sich aber im Kaufvertrag ein Wohnrecht auf Lebenszeit. Das «Cabinet», das ihr zustand, war ein in der oberen Bohlenstube abgetrennter Raumteil in dem die Witwe ihren privaten Besitz unterbringen und wohnen konnte. Eine vor der Sanierung noch vorhandene Backsteinmauer, die ein Drittel der Bohlenstube in zwei Bereiche schnitt, dürfte ein erweiterter Ausbau des «Cabinet» gewesen sein. So erklärt sich dem Besucher diese bauliche Besonderheit, die man bei der Sanierung bewußt sichtbar gelassen hat.

Solche Details zur Hausgeschichte werden auf Schrifftafeln erläutert, die an verschiedenen Stellen

im Innern angebracht sind. Die unauffälligen, bedruckten Glasplatten geben in wenigen Sätzen Orientierungshilfen zur Biographie des Hauses und seiner Bewohner. Im Erdgeschoß etwa haben die Restauratoren das Fachwerk nicht gänzlich freigelegt, sondern an einer Stelle die originalen Putzschichten und Tapetenfolgen von 1553 bis 1980 sichtbar gemacht. Unter der gar nicht musealen Frage «Was macht Rotkäppchen an der Wand?» werden die verschiedenen Möglichkeiten der Wandgestaltung vom farblichen Putz bis zur bedruckten Tapete mit Märchenszenen aufgezeigt. Wer auf solche Feinheiten am Rande achtet, der kann anhand von Indizien auch ablesen, wie sich etwa die Nutzung der Wohnräume von der Werkstatt bis hin zum Kinderzimmer im 20. Jahrhundert verändert hat.

Vielfache Irritationen löst auch ein abgeklemmter Schaltkasten im Flur des erste Stockwerkes aus.



2000 Jahre Küchengeschichte im Zeitraffer: Im Vordergrund ein antikes Kochgefäß, ganz hinten ein Dampfkochtopf aus aktueller Produktion.



Ein Blick in den Flur im Obergeschoß zeigt die Arbeit der Restauratoren und Handwerker. Links eine freigelegte Pflöckewand, vorne eine freigelegte, rechts eine neu bemalte Wand; die Bodendielen sind neu angefertigt.

Daß dieses häßliche Gerät aus den 30er Jahren in dem historischen Gebäude belassen wurde, gehörte zum Prinzip des Waiblinger Stadtmuseums. Denn mit der Elektrifizierung der Wohnhäuser zu Beginn des 20. Jahrhunderts endete eine lange Wohntradition, die vom natürlichen Tageslicht bestimmt wurde. Schaltkasten und Leitungen auf dem Putz zeugen von der Veränderung des Lebensrhythmus durch die Elektrizität: Mit dem künstlichen Licht konnten die Räume des Hauses bis in die Nacht hinein erleuchtet werden. Die Erhaltung solcher Relikte ist auch Ausdruck eines neuen Denkmals- und Museumsverständnisses, das nicht nur das Schöne und Wertvolle für die Nachwelt aufbewahren will. Welche Umwälzungen die Industrie für das alltägliche Leben mit sich brachte, wird zum Beispiel an technischen Geräten deutlich, die nach herkömmlichem Museumsverständnis nicht «wertvoll» sind.

Ein Rundgang durchs Museum der Stadt Waiblingen beginnt mit den Räumen im Erdgeschoß, die

für Wechselausstellungen reserviert sind. In Waiblingen heißt das in erster Linie Kunstausstellungen. So werden von November 1992 bis Februar 1993 im Rahmen des regionalen Skulpturenprojektes «Platzverführung» Werke des englischen Künstlers Richard Deacon gezeigt. Kunstausstellung und historisches Stadtmuseum werden nicht als Gegensatz aufgefaßt, sondern sie ergänzen sich im Waiblinger Stadtmuseum.

Auch das historische Fachwerkhaus selbst hat künstlerische Qualitäten. An einer der Wände des ersten Raumes, den man betritt, ist der Putz von den Gefachen entfernt worden, um zu zeigen, mit welcher unterschiedlichen Materialien die Zwischenräume zwischen den Hohlbalken aufgefüllt sind. Das Relief aus übereinandergestülpten Ziegeln, aus geflochtenem Reisig, aus Lehm, Stroh und Holz wirkt wie eine eigenständige Skulptur. Im ersten Stockwerk hat man beispielhafte eine mit Holzpflocken gespickte Bohlenwand freigelegt. Die einzig Funktion der bizarren Holzmagelland-

schaft, die von Günther Uecker stammen könnte, ist die, dem dazwischen geschmierten Lehmputz genügend Halt zu geben. Solche Freilegungen ermöglichen ganz ungewöhnliche Perspektiven in das Innenleben des Hauses, und sie offenbaren, daß das historische Gebäude auch ästhetische Reize in sich birgt.

Das Untergeschoß führt zu Vorgängerbauten, die noch am Verlauf von Mauerresten im Grundriß erkennbar sind. An dieser Stelle des jetzigen Fachwerkhäuses standen vermutlich zwei kleinere Häuser. Bei der Freilegung des alten Gewölbekellers wurde sichtbar, daß der Kellerboden zunächst mit Bruchsteinen zugeschüttet wurde. Darauf kamen große Sandsteinplatten. Das Auffüllmaterial besorgte man sich aus dem in unmittelbarer Nähe gelegenen Stadtgraben. Über einer dichten Lehm-schicht befindet sich wild durcheinandergemischter Kulturschutt aus verschiedenen Jahrhunderten: Glassplitter, Keramik, Holzreste auch eine Münze aus dem Jahr 1894 wurde gefunden. An dieser Stelle hat man einen Rest des Auffüllmaterials belassen, der wie eine Materialcollage im Raum steht.

Glorreiche Stauferzeit – Wunschdenken und historische Tatsachen

Hier im Keller des Waiblinger Stadtmuseums sind archäologische Funde und ein kleines Lapidarium, «Römischer Götterhimmel» benannt, ausgestellt. Die meisten Fundstücke stammen aus Grabungen in Waiblingen, bei denen man eine römische Töpferei gefunden hat. In einem modernen Anbau, der sich an die Räume im Untergeschoß anschließt, wird auf unspektakulären Bild-Text-Tafeln und mit wenigen Objekten ein heikles Thema angesprochen: Waiblingen und die Stauer. Bis heute sonnt sich die Stadt in ihrer vermeintlich glanzvollen Geschichte zur Zeit der Stauer. In einem offiziellen Stadtprojekt des Verkehrsamtes (Jahrgang 1992) liest sich das so: *Unter den drei Kaiser-Geschlechtern des Mittelalters: den Karolingern, den Saliern und den Staufern erlebte Waiblingen seine berühmteste Zeit. In Erinnerung an jene Glanzzeit wird Waiblingen auch als «Staufer-Stadt» bezeichnet. Aus jener Zeit stammt der Schlachtruf: «Hie Welf!» – «Hie Waibling!»* Das Museum rückt die Stauer-Euphorie ins richtige Licht, indem die historischen Fakten präsentiert werden. Das Ergebnis sieht nicht gut aus für Stadtwerber, die sich auf die lokale Tradition und das wohlklingende Kaisergeschlecht berufen.

Mit seinem im Jahr 1157 begonnenen Geschichtswerk benannte der Neffe des Kaisers Barbarossa, der Abt und Bischof Otto von Freising (1111/14-1158), die salischen Kaiser nach der Stadt Waiblingen:

Heinricorum de Gueibelinga. Diese Überlieferung wird in der Folgezeit von Chronisten immer wieder aufgegriffen und so eine Verbindung der Bezeichnung Waiblingen mit der Dynastiegeschichte des frühmittelalterlichen Hochadels hergestellt. Doch mehr läßt sich aus den vorhandenen Quellen nicht erschließen. Für innige Kontakte zwischen den Herrschern und der Gemeinde finden sich keine Belege.

Im frühen 19. Jahrhundert verarbeitet der Schriftsteller der Romantik, Achim von Arnim (1781-1831), die Legende in seinem Sagen-Roman *Die Kronenwächter* (1817). Dabei wird die Waiblingen-Staufer-Beziehung als Sinnbild einer glorreichen staufischen Reichsvergangenheit verklärt. Im Ersten Weltkrieg und in der Weimarer Zeit stellen reaktionäre und nationalistische Kräfte die kaisertreue Reichsidee dem demokratischen Staat entgegen. Auch nach 1945 wird die Legende kritiklos übernommen. Das Notgeld aus dem Jahr 1923 mit dem Konterfei Barbarossas, die ausgestellte Limonadenflasche (haltbar 9/92) *Ghibellinen Perle*, die Gedenkmünze aus dem Jahr 1977 *Waiblingen gab Saliern und Staufern den Namen* – nichts als historisierendes Wunschdenken, nichts als Schall und Rauch.



Nur dort, wo die Untersuchungen auch einen sicheren Befund ergaben, haben die Restauratoren die erhaltenen Dekorstreifen gesichert. Auf Beschriftungstafeln werden Erläuterungen zur Geschichte des Hauses und seiner Bewohner gegeben.

Waiblingen am Boden zerstört –
Stadtbrand 1634 nach der Schlacht bei Nördlingen

Solchermaßen aufgeklärt über den Umgang mit Geschichte kommt der Museumsbesucher ins Obergeschoß, wo sich der erste Raum mit den Gerbern und ihrem Handwerk beschäftigt. Das Zimmer, das nach Norden hin ansteigt, macht den Besucher schwindelig: Hier wurde bei der Sanierung nichts begradigt. Vor einer Stoffbahn mit der aufgedruckten Redensart *Stinkende Hände machen reiche Leute*, die als Motto über dieser Abteilung steht, werden die Areitgänge beim Gerberhandwerk gezeigt.

Daran schließt sich eine Darstellung des wohl einschneidendsten Ereignisses in der Stadtgeschichte an, des Stadtbrands von 1634. Die Truppen des katholischen Kaisers besiegten in der Schlacht von Nördlingen die protestantischen Schweden, denen sich auch die Württemberger angeschlossen hatten. In einem Straffeldzug fielen die kaiserlichen Truppen im Remstal ein und zerstörten Städte und Dörfer. Der württembergische Herzog, seine Beamten und viele Bürger versuchten, sich durch Flucht ins Ausland zu retten, so auch zahlreiche Bewohner Waiblingens. Der Chronist und spätere Vogt der Stadt, Wolfgang Zacher (1606-1689), beschrieb den Überfall, der ohne jede Gegenwehr erfolgte: *Zur Mittagszeit steckten die Eroberer die verödete Stadt samt*

der schönen, draußen jenseits der Brücke gelegenen Pfarrkirche in Brand und legten so die ganze Stadt mit zwei Vorstädten gänzlich in Asche. Dabei erstickten und verbrannten viele Bewohner, die sich in Scheuern, Taubenhäusern und Kellern verborgen hatten. In der Stadt war ein grausamer Anblick. Es dürfte bei der Zerstörung Jerusalems kaum schlimmer zugegangen sein. Noch sechs Wochen nach der Feuerbrunst brauchte man weder Feuer noch Licht. Die arme Stadt glich einer Mördergrube, durch die bei Nacht kein fremder Mann durchzureisen wagte. Uhu und Eulen bauten ihre Nester, Füchse und Hasen hegten ihre Jungen, die zum Teil gefangen und verzehrt wurden.

Nur wenige steinerne Überreste sind aus der Zeit vor dem Stadtbrand überhaupt noch vorhanden, und einige davon werden in einer sogenannten Inszenierung präsentiert. Eindrucksvoller als die szenische Darstellung ist freilich ein Erdprofil mit verschiedenen Schichten, das einem nach 1634 nicht mehr genutzten Grundstück entnommen wurde. Die verheerenden Folgen der Zerstörung sind als schwarze, nicht einmal zentimeterdicke Ader in dem Erdblock zu erkennen. Von Waiblingen war so gut wie nichts mehr übriggeblieben, außer einigen wenigen Gebäuden, darunter das heutige Stadtmuseum. Der Wiederaufbau kam einem Neuanfang gleich, und es dauerte mehr als hundert Jahre, bis die alte Bevölkerungsdichte wieder erreicht wurde.



Eine Inszenierung zum verheerenden Waiblinger Stadtbrand von 1634. In dem Erdprofil aus einem Grundstück, das nach dem Brand nicht mehr bebaut wurde, zeigt der schwarze Streifen die Brandschicht.

In der Abteilung Gerber werden Handwerkszeug und Lederprodukte gezeigt. Von links nach rechts: Treibriemen, Geldkatze, die als Riemen um den Leib getragen wurde, und Lederhose.



Ton und Ziegel – römisches Vorbild bei der Industrialisierung der Stadt

Mit der Industrialisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts findet Waiblingen dann wieder Anschluß zu vergleichbaren Städten, die sich ohne einen solchen tiefgreifenden Einschnitt entwickeln konnten. Charakteristisch für Waiblingen war die Ziegelindustrie, die neben der Seidenstoffweberei eine wichtige Rolle spielte. Seit der römischen Besiedlung nutzte man das reiche Tonvorkommen in der Stadt und Umgebung. Die Familie Bihl, in deren Besitz schon ein handwerklicher Ziegeleibetrieb war, begründete die industrielle Ziegelproduktion. Ausgangspunkt für eine florierende Fabrik waren römische Wasserleitungsrohre aus Ton. Ernst Bihl erkannte, daß die tönernen Leitungsrohre billiger und weniger anfällig waren als die bis dahin gebräuchlichen Holzteichel. Er entwickelte eine hydraulische Presse zur Fertigung solch tönerner Teichelrohre. Diese Erfindung ließ er sich patentieren und machte die Firma damit zu einem erfolgreichen Unternehmen. Eine weitere Großziegelei produzierte mit dampfkraftbetriebenen Maschinen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vorwiegend Kamine.

Die Stationen der Waiblinger Industriegeschichte werden im Dachgeschoß des Museums angesprochen. Die Abteilung beginnt mit einer Sammlung von gestalteten Ziegeln. Die große Anzahl von sogenannten Feierabendziegeln sind eine wirkliche Spezialsammlung in den Beständen des Museums und neben derjenigen des Württembergischen Landesmuseums sicherlich eine der bedeutendsten. Feierabendziegel, die vor allem in Südwestdeutschland vom 15. Jahrhundert bis in die Gegenwart zu finden sind, erlauben nicht nur Einblicke in den Herstellungsprozeß; sie vermitteln auch Nachrichten über das Denken, Empfinden und die Vorstellung in vergangener Zeit.

Helmut Herbst, der 1988 eine große Sonderausstellung zu diesem Thema präsentierte, bevorzugt allerdings den neutraleren Begriff «gestaltete Ziegel». Sie sind mit Texten, Zahlen, Abbildungen aller Art versehen, die bei der Entstehung in den weichen, noch ungebrannten Lehm eingedrückt werden. Gestaltete Ziegel können mit Abdrücken von geschnitzten Modellen oder einfach mit Wellenlinienmustern verziert sein, die mit den Fingern erzeugt worden sind. Es gibt Ziegel mit lateinischem Text, meist religiösen Inhalts; man findet sakrale und profane Motive, Szenen aus dem Alltagsleben und



In dem Waiblinger Museumsgebäude befanden sich ursprünglich eine oder mehrere Gerberwerkstätten. Das steile Dach, das drei Stockwerke umschließt, diente dazu, Häute zu trocknen und zu lagern.

Sinnsprüche aller Art. Die religiösen Inhalte machen unter den Ziegelmotiven bis zum 17. Jahrhundert den Schwerpunkt aus, gehen danach aber durch die weltlichen Einflüsse der beginnenden Aufklärung rapide zurück. Reine Schmuckziegel entstanden aus der Freude des Zieglers heraus, ein schönes Dekor anzufertigen, und sind meist undatiert, während solche Ziegel, die die Herstellung dokumentieren, von den Ziegeln signiert und meistens mit einem Datum versehen sind.

Das Waiblinger Museum, das in seiner letzten Abteilung etwas lieblos-fragmentarisch wirkt, schließt mit dem unvermeidlichen Stadtmodell und mit einer Fotowand, die aktuelle Ansichten aus Waiblingen dokumentiert: Mietskasernen, Eigenheime, Geschäftsstraßen, Spielplätze. Insgesamt hat man den Eindruck eines eher lockeren Museums, das nicht mit Objekten überfrachtet ist und der Phantasie der Besucher genügend Raum läßt. Museumsleiter Helmut Herbst kam es denn auch mehr auf visuelle Eindrücke an denn auf eine mit Fakten gespickte Geschichtsdarstellung. Und tatsächlich kann ein

Rundgang im Waiblinger Stadtmuseum zu interessanten, manchmal auch zu amüsanten Entdeckungen führen, die mehr Einsicht in die Vergangenheit zu vermitteln vermögen als manche museumsdidaktisch gesättigte Einrichtung.

*Museum der Stadt Waiblingen
Weingärtner Vorstadt 20
7050 Waiblingen
Telefon (071 51) 1 80 37*

*Anfahrt mit der S2 (Schorndorf) oder S3 (Backnang)
B 14 Abfahrt Waiblingen Mitte*

*Öffnungszeiten:
Dienstag bis Sonntag 11 bis 13 Uhr und 15 bis 17 Uhr,
Gruppenführungen nach Voranmeldung.*

In diesem Jahr ist ein Museumsführer erschienen, dem auch die Zitate entnommen wurden. Helmut Herbst u. a. (Hrsg.): Museum der Stadt Waiblingen. Braunschweig (Westermann) 1992.

Weber- und Richtstraße – Häuser ärmerer Stuttgarter im Schatten des Richtplatzes

Die Gegend um Weber- und Richtstraße war vor mehr als sechs Jahrhunderten eine sanft nach Südosten ansteigende Wiesenlandschaft in unmittelbarer Nähe des Nesenbachs. Erst kurz vor 1400 wurde durch den württembergischen Grafen Eberhard den Milden vor der damals noch sehr kleinen Stadt Stuttgart eine Neustadt angelegt, die den in jener Zeit beträchtlichen Bevölkerungsüberschuß sowie zugezogene Neubürger aufnehmen sollte. Das Herz dieser Vorstadt war eine frühgotische Kapelle, die im Laufe des 15. Jahrhunderts zur heutigen Leonhardskirche ausgebaut worden ist. Nach ihr wurde der neue Stadtteil bis zur Reformation «Leonhardsvorstadt» genannt. Erst danach wurde die Bezeichnung «Esslinger Vorstadt» üblich.

Bürgerliches Zentrum dieser Vorstadt war die als Straßenmarkt angelegte Hauptstätter Straße, die bis zum Zweiten Weltkrieg in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten war. Sie hatte zweifellos den Prager Wenzelsplatz zum Vorbild, der genau dasselbe Sei-

tenverhältnis, nämlich 11:1, hat. Mit einer Länge von 230 Metern und einer Breite von 21 Metern war dies lange die größte Platzanlage der Stadt. Sie reichte von der Esslinger Straße (heute Breuninger Parkhaus) bis zum Hauptstätter Tor (heute Wilhelmsplatz). Von der einstigen Bebauung ist nur noch ein kleiner Rest zwischen der Jakobstraße und der Richtstraße erhalten. Diese Häuserzeile wurde in den letzten Jahren renoviert und vermittelt einen ungefähren Eindruck vom früheren Aussehen dieser Straße.

Die Bezeichnung Hauptstätter Straße leitet sich nicht von der «Hauptstadt» Stuttgart ab, namengebend war vielmehr die «Hauptstatt», d. h. die Enthauptungsstätte außerhalb der Stadtmauer auf dem Wilhelmsplatz. Bei jeder Hinrichtung wurde der zum Tode Verurteilte nach der Verkündung des Urteils im Herrenhaus am Marktplatz über die Hauptstätter Straße zum Tor und dann zum Richtplatz geführt.



Blick durch die Hauptstätter Straße von Norden nach Süden um das Jahr 1900. Das Hauptstätter Tor ist nicht mehr vorhanden, die Straße öffnet sich hin zum Wilhelmsplatz.



Stadtplan von Stuttgart aus dem Jahre 1824. In der Mitte die Leonhardskirche, weiter unten der Wilhelmsplatz. Nördlich davon erkennt man zwei Gassen, die Weber- und die Richtstraße.

Unmittelbar vor dem Hauptstätter Tor, also noch innerhalb der Ummauerung, gingen die Weber- und die Richtstraße südlich ab. Wann diese beiden kleinen Straßen bebaut wurden, läßt sich gegenwärtig nicht mit Sicherheit sagen. Wir hoffen, daß gerade die vom Schwäbischen Heimatbund in Auftrag gegebenen bauhistorischen Untersuchungen

hier Klarheit bringen werden. Die Häuserzeile zwischen den beiden kleinen Gassen ist wohl mindestens 250 Jahre alt. Leider geben die alten Stadtgrundrisse keine Auskunft, da sie vor 1794 gerade diese Gegend sehr ungenau und widersprüchlich darstellen.

Jenseits der Richtstraße verlief früher die Stadt-

mauer, und dahinter befand sich die Hinrichtungsstätte. 1581 hatte Herzog Ludwig eine etwa 50 cm hohe kreisrunde Mauer errichten und das Innere mit Erde ausfüllen lassen. Fortan fanden die öffentlichen Hinrichtungen also etwas erhöht statt. Wegen dieser laibartigen Form wurde der Platz im Volksmund «Käs» genannt.

Die Stadtmauer war an dieser Stelle schon im 15. Jahrhundert fertiggestellt. Ein Hochwasser im Jahre 1508 hat jedoch einen Teil des Hauptstätter Tores und ein Stück der Mauer weggerissen. Riesige Wassermassen waren damals von Heslach her nach einem Wolkenbruch auf Stuttgart zugeflossen. Der Torwart des Hauptstätter Tors schloß die Torflügel in der Absicht, so dem Wasser den Weg zu versperren und es um die Stadt herumzulenken. Statt dessen staute sich vor der Stadt ein See auf, dessen Druck die Mauer und einen Torturm niedergerissen hat. Das Wasser floß so ungehindert in die Straßen und stand schließlich auf dem Marktplatz über zwei Meter hoch.

Solange die Städte bei Angriffen noch von den Mauern aus verteidigt wurden, war der Bau von Häusern in ihrer unmittelbaren Nähe verboten. Erst Herzog Friedrich I. genehmigte die Errichtung von Gebäuden an und auf der Stadtmauer, allerdings mit der Verpflichtung der Eigentümer, im Verteidigungsfall sollten die Häuser wieder entfernt werden. Der Mauerabschnitt bei der Richtstraße wurde damals noch nicht bebaut. Der Grund dafür war wohl die Nähe zum Richtplatz. Ungefähr an der Einmündung der Leonhardstraße in den Wilhelmsplatz befand sich seit dem 15. Jahrhundert der «Weiße Turm», der seinen Namen nach der Weißenburg erhielt, da er mit ihren Abbruchsteinen aufgerichtet wurde. Er diente dem Scharfrichter, damals Nachrichten genannt, als Wohnung und hieß später immer häufiger «Nachrichterturm».

Betritt man die Richtstraße von der Hauptstätter Straße aus, so steigt das Gelände etwa bis zum Haus Weberstraße 6 an und fällt danach zur Leonhardstraße wieder ab. An seiner höchsten Stelle beträgt der Höhenunterschied zur eben verlaufenden Weberstraße mehr als zwei Meter. Zweifellos handelt es sich hierbei um eine Aufschüttung von Menschenhand, da die Talniederung des Nesenbachs überall sanft ansteigt und der Untergrund aus seinen Ablagerungen besteht. Üblicherweise war die Nähe des Richtplatzes ein «unreiner» Ort, der, wenn nicht geächtet, so doch gemieden wurde. Möglicherweise befand sich an dieser Stelle über eine längere Zeit ein Abfallplatz oder eine Bauschuttdeponie. Letztlich Klarheit über die Geländeerhebung kann nur eine Grabung bringen. Viel-

leicht bietet die Maumaßnahme des Heimatbundes Gelegenheit dazu.

Die Gebäude Weberstraße 2 und Richtstraße 3 bieten die einmalige Gelegenheit, durch genaue Untersuchungen in ein Stück Stuttgarter Stadtgeschichte hinabzusteigen, das quellenmäßig kaum belegt ist. Beide Häuser sind im Zweiten Weltkrieg völlig unversehrt geblieben, sie sind überwiegend noch mit handgestrichenen Dachziegeln aus dem 18. Jahrhundert eingedeckt. Das Gebäude Weberstraße 2 war mehr als 200 Jahre ununterbrochen im Besitz einer einzigen Familie. Die Familie Schwab verkaufte erst in den 80er Jahren das Haus an die Stadt Stuttgart, da eine Sanierung des Viertels vorgesehen war. Fast über die ganze Zeit hinweg waren die Schwabs Weingärtner, um 1860 wurde im Erdschoß für einige Jahrzehnte auch eine Gastwirtschaft betrieben. Eine derart lückenlose Besitzkontinuität einer Stuttgarter Weingärtnerfamilie an einem noch bestehenden Haus ist ebenfalls einzigartig.

Besonders der Weinkeller von Gebäude Weberstraße 2 weist manche Besonderheiten auf. So befindet sich in seiner Mitte ein Steinpfeiler, der das gesamte Innere des Hauses trägt. Durch die Last ist der Tragbalken im Auflagebereich knapp zehn Zentimeter zusammengepreßt worden. An der östlichen Kellerwand sind wohlbehauene, mit «Randschlag» versehene Konsolsteine eingemauert. Ob diese Steine für das Haus angefertigt wurden, ist eher fraglich. Wahrscheinlich stammen sie zumindest teilweise von einem anderen Bau oder sogar von der Stadtmauer. Auch an anderen Stellen im Gebäude sind offensichtlich Balken und Mauerteile von anderen Häusern wiederverwendet worden.

Was heute innerhalb der einstigen Stuttgarter Stadtmauer an alter Bausubstanz übrig ist, hat allein schon durch seine bloße Existenz Seltenheitswert. Zu gnadenlos wurde die Stadt im und nach dem Zweiten Weltkrieg zerstört, fast jeder alte Winkel rücksichtslos bereinigt. In Stuttgart sind die Häuser zwischen der Weber- und der Richtstraße die letzten und ältesten ihrer Art, zudem liegen sie an zwei Straßen, die ihren Charakter über viele Jahrzehnte fast unverändert bewahren konnten. Will man heute den Spuren des einfachen Stuttgarters im 18. Jahrhundert nachgehen, dann findet man sie hier und sonst nirgends mehr. Aus diesem Grund sind diese Gebäude unverzichtbare Geschichtsdenkmale, die auch noch späteren Generationen davon künden sollen, daß es einst auch ärmere Stuttgarter gab. Und diese gehören ebenso zu unserer Tradition wie Adel und Großbürgertum.

In den Akten des Baurechtsamts Stuttgart gibt es nur ein Schriftstück zu der Parzelle Richtstraße 1. Dieses besagt, daß der Besitzer des Gebäudes Weberstraße 2 und des Stalls auf Richtstraße 1, der *Bürger und Weingärtner Christian Schwab*, im Jahre 1790 auf den eingeschossigen Stall – 12 Schuh hoch, 14 Schuh breit – noch einen Stock seinem Hauß gleich 9 Schuh hoch darauf setzen will. Es soll 16 Schuh lang biß an sein hinter Anbauten reichen. Der Tachtrauf fällt wie vorhero auf die Straßen. In dieses neue Stockwerk kommt eine Stubencammer von der Wohnung durch die Wand gebrochen zu dieser Erweiterung, also keine Feuerstelle hinein.

Die Nachbarn Christoph Schuhler, Schneider (Richtstraße 3), und Jacob Unger, Fuhrmann (Hauptstätter Straße 49), haben nichts einzuwenden. Auch die Baubeschauer G. F. Duvernoy und J. M. Schmidt sowie der Zimmermeister Georg Michael Müller halten das Bauvorhaben für genehmigungsfähig; Schreiben vom 3. September 1790. Am 16. September genehmigten der Stadtoberammann Regierungsrat Heller und Bürgermeister Weckherlin eigenhändig das Baugesuch.

Die Besitzerin der Richtstraße 3, Amtsdienerswitwe Christine Baumann, beantragt am 30. Juli 1895, eine neue Abtrittgrube in der Richtstraße einrichten zu dürfen. Die Eingangssituation hat sich bis heute nicht verändert. Weitere Akten, aus denen die bauliche Gestalt dieses Hauses hervorgeht, sind nicht vorhanden.

Der Stadtgerichtsnotar verlangte am 13. November 1843 aufgrund des Todes von Teileigentümer Johannes Schwab eine Teilungsliste und einen Anschlag für die Weberstraße 2. Das Eigentum Schwabs bestand *in der Hälfte eines 2stöckigen Hauses auf Sockel von Stein mit getrenntem Keller, wovon hierher die Hälfte mit 9 in Eisen gebundenen Eichenfässern gehört. Im Erdgeschoß besitzt er einen Stall, im 2. Stock 1 Stube, 2 Kammern, offene Küche, auf dem Dachboden ein Kämmerle und den halben Giebelboden.* Der Anschlag wurde auf 3000 Gulden festgesetzt.

Johann Ludwig Schwab wurde am 2. Mai 1849 gestattet, a) in dem Zimmer neben der Küche des zweiten Stockwerks an eine neue Feuermauer einen Windofen setzen und b) in der Stockwand gegen die Richtstraße ein 3' 3'' breites und 4' 5'' hohes Fenster einrichten zu dürfen. Jedoch mußte das neue Fenster dieselben Maße wie das alte danebenstehende haben, es mußte vor allem gleich hoch sein, und das Äußere der Wand mußte wieder ordentlich verblendet werden.

Am 29. Oktober 1872 wurde der Antrag gestellt und genehmigt, in der Wirtsstube im Parterrezimmer den von außen heizbaren Ovalofen entfernen zu dürfen. An seine Stelle sollte ein anderer, im Zimmer selbst heizbarer Ofen aufgestellt werden. Die Rauchableitung blieb unverändert.

Zwei Jahre später war das Gebäude in Stockwerkeigentum aufgeteilt. Der Parterrestock gehörte Gipsermeister Johann Hagenmaier. Er stellte am 30. November 1874 den Antrag, neben dem Eingangstür ein Pissoir einrichten zu dürfen. Ursprünglich wollte er das Pissoir in den Zwischenraum zum Haus Hauptstätter Straße 49 hin-



Blick durch die Weberstraße hin zur Hauptstätter Straße am Rande der Stuttgarter Leonhardsvorstadt. Hinter der Weinstube «Ilgen» linker Hand die Gebäude Richtstraße 3 und Weberstraße 2.

ausbauen, was jedoch verboten wurde. Statt dessen mußte die Einrichtung im Flur erfolgen, durfte jedoch nicht breiter sein als das bereits bestehende Schrankklosett am Ende des Flurs bei der Treppe; diese Situation ist bis heute erhalten. Rückwärtig anschließend an die Wirtsstube lag damals eine Küche mit einem großen offenen Kamin. Zur Wirtsstube hin gab es eine Speisedurchreiche. Ein Zimmer im Obergeschoß gehörte zum Besitz von J. Hagenmaier und war schon damals durch eine Treppe vom Erdgeschoß aus separat erschlossen. Die übrigen Räume gehörten der Witwe L. Schwab.

Am 16. Februar 1875 wurde J. Hagenmaier die Auflage mitgeteilt, er müsse die ins Haus führende Außentreppe mit drei Stufen in die Sockelflucht zurückverlegen. Hagenmaier lehnte dies unter Hinweis auf hohe Kosten und bauliche Schwierigkeiten ab. Die Stadt Stuttgart bestand jedoch auf der Auflage, da die Erfüllung für etwa 30 Gulden machbar sei.

Am 4. März 1875 stellte Hagenmaier den Antrag, im Erdgeschoßzimmer einen «Windofen» einrichten zu dürfen. Der Antrag wurde genehmigt, obwohl die lichte Höhe im Raum nur 2,42 Meter beträgt. Angesichts der geringen Norm-Unterschrei-

tung von acht Zentimetern und der Tatsache, daß es sich um keinen Schlafräum, sondern um einen Wirtschaftsraum handelte, wurde dem Antrag stattgegeben.

Am 30. Oktober 1890 beantragten Christian Käser und Ludwig Schwab die Herstellung einer neuen Kellerableitung, die genehmigt wurde. Am 16. November 1897 wurde außerhalb des Hauses Weberstraße 2 im Zwischenraum zum Gebäude Hauptstätter Straße 49 eine gemauerte Grube genehmigt. Auf dem Plan ist das «Schrankklosett» in der noch heute vorhandenen Weise eingezeichnet. Architekt war ein M. Mayer. Gebäudeeigentümer waren die Weingärtner Christian Käser und Ludwig Schwab. Frühere Akten konnten bisher nur für Reparaturen am benachbarten «Scharfrichterhaus» gefunden werden. Es geht dabei um umfangreiche Renovierungsarbeiten im Jahre 1741: Neueindeckung, teilweise konstruktive Erneuerung einer Säule und des Postaments sowie von Giebelteilen. Über die umgebende Situation ist in den Akten nichts vermerkt. Es bleibt also für den Autor, im Stuttgarter Hauptstaatsarchiv weiter zu suchen, um das wirkliche Alter der Häuser in der Weber- und Richtstraße herauszufinden.

Claus Krüger

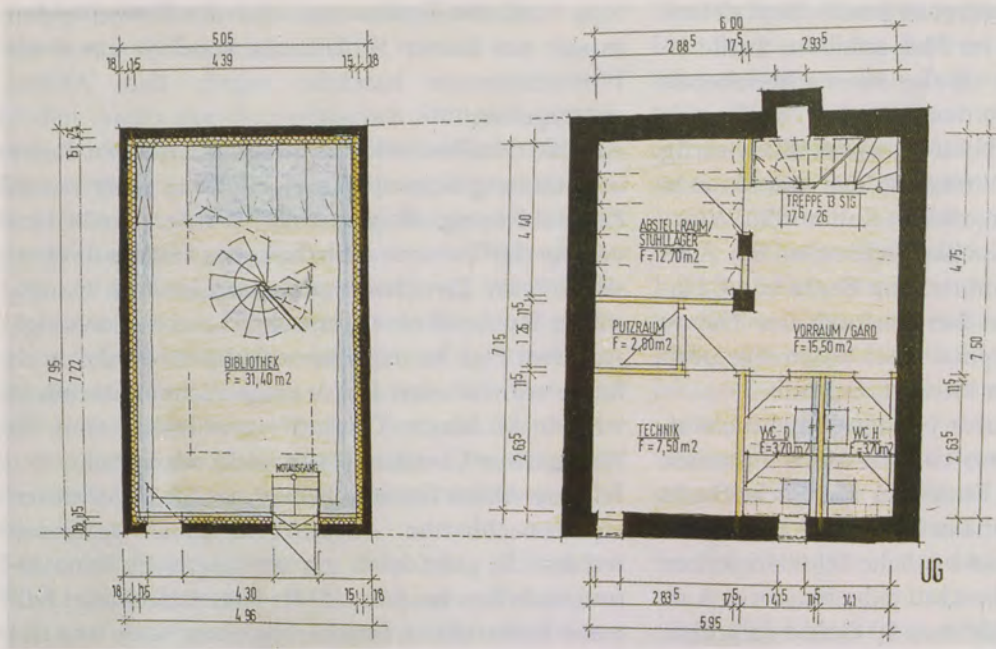
Der Umbau des Objekts Weber-/Richtstraße zur Geschäftsstelle des Heimatbundes

Die Überlegungen und Planungen zur Nutzung der Häuserzeile Weberstraße/Richtstraße gehen nunmehr in das fünfte Jahr. 1987 wurden die Freien Architekten Geier und Krüger aus Stuttgart beauftragt zu überlegen, wie die städtischen Gebäude Weberstraße 2, 6 und 8 sowie Richtstraße 3/1 neu genutzt bzw. modernisiert werden können. Vorgegangen waren ein Jahr zuvor baugeschichtliche und bauliche Untersuchungen. Die genannten Gebäude befanden sich in städtischem Besitz und bildeten in der Hauptsache die typische Front der Weberstraße. Die restlichen Häuser waren damals in Privatbesitz. Parallel zu den Überlegungen über den Erhalt der letzten vollständigen und charakteristischen Häuserzeile aus dem Stuttgart des 18. Jahrhunderts liefen planerische Überlegungen über die Umgestaltung des Wilhelmplatzes mit neuer Verkehrsführung in Richtung einer Ladenpassage im Bereich der Richtstraße, also Abbruch der Häuserzeile.

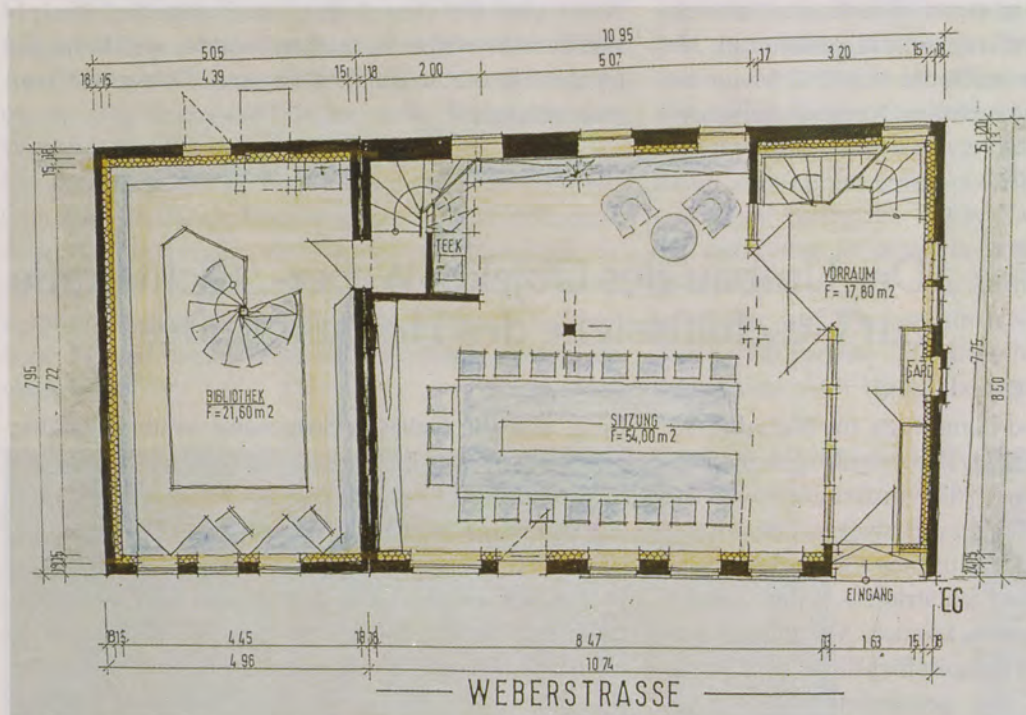
Die Untersuchungen und Gedanken zum Erhalt der gesamten Häuserzeile mündeten in der Feststel-

lung, daß die Gebäude insgesamt sanierungsfähig sind und gemischt genutzt – kleinere Läden und Wohnungen – werden könnten. Entsprechend den Farbbefunden wurde dann auch eine Farbplanung nach historischen Vorbildern von den Architekten in Zusammenarbeit mit Restaurator und Bauhistoriker entwickelt. Insgesamt lag mit der Planung eine tragfähige Lösung vor, die sowohl aus Sicht der einzelnen Objekte als auch aus stadtplanerischer Sicht interessant war. Die ermittelten Kosten für die Maßnahmen waren allerdings sehr hoch und betragen zwischen 6500,- DM und 9500,- DM pro Quadratmeter Nutzfläche. Diese Kosten waren politisch nicht durchsetzbar; das gesamte Objekt wurde auf Eis gelegt.

Wie bekannt folgte dann 1991 vom Schwäbischen Heimatbund ein erneuter Vorstoß, diese exemplarische Häuserzeile zu retten. Die Gedanken gingen in die Richtung, in einem oder mehreren der städtischen Gebäude die Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes einzurichten. Für diesen



Geplante Nutzung der Häuser Richtstraße/Weberstraße. In das Untergeschoß soll in der Richtstraße 3 (links) der untere Teil der Bibliothek. Man beachte, daß der mittlere Teil der Gebäude nicht unterkellert ist.



Im Erdgeschoß von der Weberstraße her sieht die Planung einen Mehrzweckraum vor. Im Haus Richtstraße 3 (links) der obere Teil der Bibliothek; die Verbindung zur unteren Etage stellt eine Wendeltreppe her.

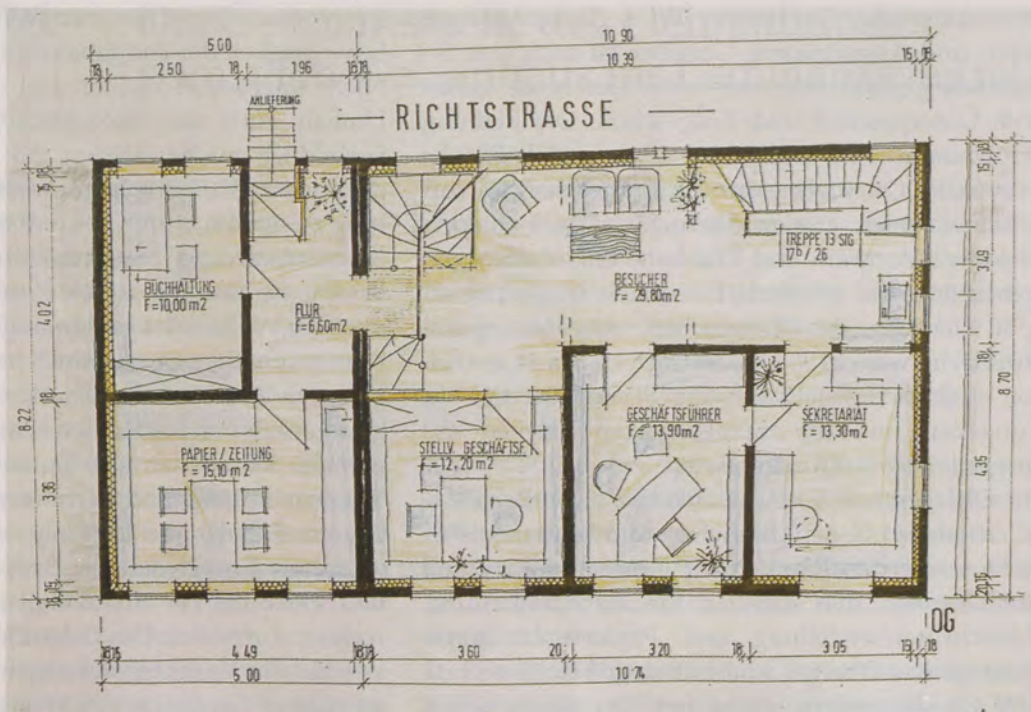
Zweck kamen letztendlich nur die giebelständigen Gebäude Weberstraße 2 (mit traufständigem Anbau Richtstraße 1) und Richtstraße 3 in Betracht. Die ersten Überlegungen ergaben, daß diese Gebäude zu einer Einheit zusammengebaut werden könnten. Das vom Vorstand des Schwäbischen Heimatbundes erarbeitete Raumprogramm läßt sich bei gewissen Einschränkungen, die alte Bausubstanz mit sich bringt, realisieren.

Vorverhandlungen mit Stadtplanungsamt, Landesdenkmalamt, Amt für Stadterneuerung, Liegen-

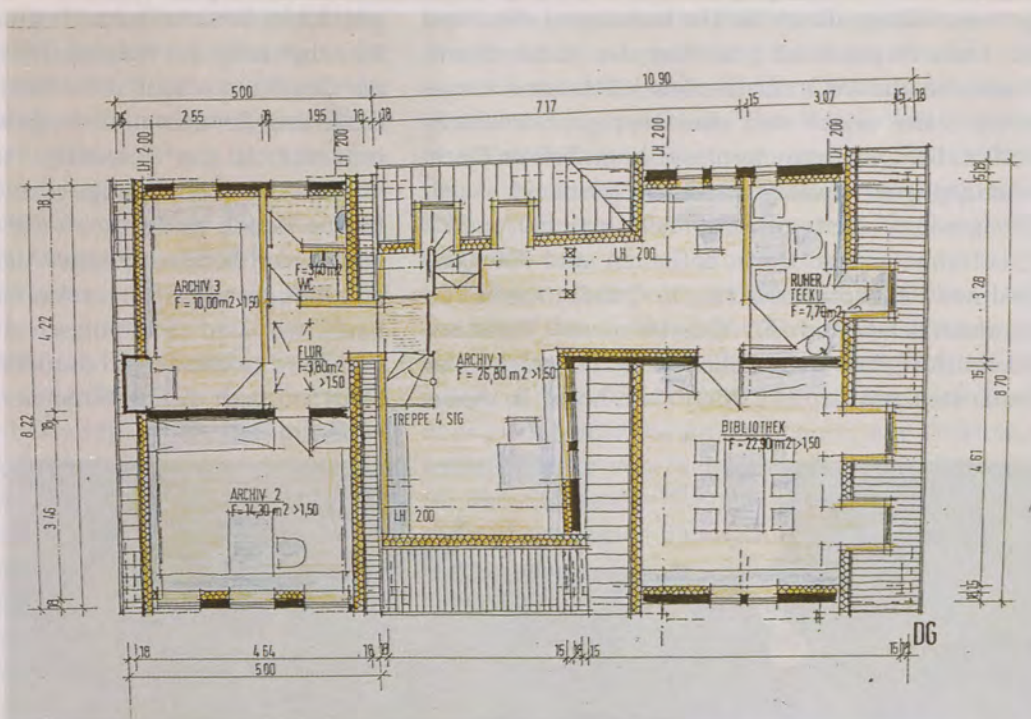
schaftsamt und Baurechtsamt ergaben die grundsätzliche Möglichkeit des Umbaus bzw. der Umsetzung der Planungen. Baugesuch und Bauvoranfrage sind inzwischen eingereicht und werden zur Zeit vom Baurechtsamt bearbeitet.

Die beiden Gebäude zu einer Einheit zusammenzufassen, bringt natürlich gewisse Schwierigkeiten mit sich, u. a. dann, wenn, wie in diesem Fall, unterschiedliche Höhen der Decken vorhanden sind. Mittels eines zentralen Erschließungselementes und der quasi anderthalbgeschossigen Versetzung

Im ersten Obergeschoß sollen die Büroräume für die Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes eingebaut werden. Hier könnte auch der Büroraum für den Verschönerungsverein Stuttgart e. V. sein.



Der Ausbau des Dachgeschosses für das umfangreiche Archiv, als Materiallager, Arbeitsraum für Besucher und Sozialraum ist erforderlich, aber sehr kompliziert.



wurde dieses Problem jedoch gelöst. Gemäß der Vorgabe des Landesdenkmalamtes und auch vom Anspruch des Schwäbischen Heimatbundes her ist davon auszugehen, daß die beiden historischen Ansichten Weberstraße und Richtstraße im wesentlichen unverändert bleiben sollen, was natürlich für die Umnutzung im Innenbereich gewisse Schwierigkeiten mit sich bringt. Lediglich in der Dachlandschaft müssen Eingriffe in Form von Neueinbauten einiger Dachgauben gemacht werden, damit die notwendige Belichtung im Bereich des Dachge-

schosses gewährleistet ist. Auch wenn der Denkmalschutz quasi nur auf der Fassade «lastet» und der Innenbereich durch die neue Nutzung stark verändert wird, so ist dennoch davon auszugehen, daß im Innern verschiedene erhaltenswerte und historisch interessante Details bestehen bleiben bzw. nach dem Umbau wiederverwendet werden sollen. Hierbei handelt es sich im wesentlichen um Steinbeläge, Natursteinwände, Wandputzstücke und Holzeinbauten.

Die Planung beinhaltet im Untergeschoß die Ne-

benräume wie Garderobe, WCs, Technikräume, Putz- und Abstellräume. Daneben ist auch eine Bibliothek geplant, die über zwei Geschosse gehen soll: Untergeschoß und Erdgeschoß. Die Planung im Untergeschoß ergibt eine Nettogrundrißfläche von ca. 77 Quadratmetern. Im Erdgeschoß ist vorgesehen, einen großen Sitzungssaal mit entsprechendem Vorraum und Teeküche einzubauen; daneben liegt die erwähnte Bibliothek. Insgesamt ergibt sich für das Erdgeschoß eine Nettogrundrißfläche von ca. 98 Quadratmetern. Darin enthalten sind im wesentlichen die Fläche für den Sitzungssaal und die dazugehörigen Flächen mit insgesamt ca. 70 Quadratmetern.

Im Obergeschoß befindet sich die eigentliche Geschäftsstelle mit dem Besucher- und Sekretariatsbereich sowie den Räumen für Geschäftsführer und Stellvertreter, den Räumen für die Buchhaltung, Zeitschriftenherstellung und Papierlager. Insgesamt ist das Obergeschoß mit einer Fläche von ca. 105 Quadratmetern projektiert. Im Dachgeschoß geht es, bedingt durch die Dachschrägen, etwas eng zu. Dementsprechend sind hier die Archivräume, Teeküche und WCs für die Geschäftsräume vorgesehen. Hier ergibt sich eine Nettogrundrißfläche von ca. 107 Quadratmetern, wobei ein Teil im Dachschrägenbereich unter 1,50 Meter Höhe liegt.

Die gesamte Nettogrundrißfläche macht ca. 387 Quadratmeter aus. Darin enthalten sind 300 Quadratmeter Hauptnutzfläche, 35 Quadratmeter Nebennutzfläche und 52 Quadratmeter Verkehrsfläche. Auf den ersten Blick sind die geschätzten Baukosten mit ca. 2,12 Mio. sehr hoch. In Anbe-

tracht der sehr schlechten Bausubstanz und der Schwierigkeit der Aufgabe relativiert sich dies.

Nicht unerwähnt bleiben soll das Vorhaben, den Umbau auch aus ökologischen Gesichtspunkten vorbildlich zu bewältigen. So ist z.B. daran gedacht, das anfallende Regenwasser für die WC-Spülung zu nutzen, durch eine entsprechend gute, aber ökonomisch und bauphysikalisch noch sinnvolle Wärmedämmung deutlich Energie zu sparen und über die Wärmerückgewinnung bei der Lüftung zu sparsamem Energieverbrauch beizutragen.

Mit der Realisierung des Bauvorhabens ist ein ganzer Stab von Fachleuten beauftragt worden. Neben den klassischen Fachleuten – wie Architekten, Tragwerksplaner und Fachingenieure für Heizung, Sanitär, Elektro und Lüftung – sind eingesetzt: Restaurator, Energieberater, Bauphysiker, Historiker und ein Büro zur Erstellung des verformungsgerechten Aufmaßes. Das Gebäude ist bereits eingerüstet für die Voruntersuchungen und die Bestandsaufnahme. Geplant ist, im Frühjahr 1993 mit den eigentlichen Bauarbeiten zu beginnen.

Mancher mag die Frage aufwerfen, ob der Einbau der Geschäftsstelle in diese Gebäude bei Erhalt und Sanierung der Bausubstanz gerechtfertigt sei, denn immerhin ist der finanzielle Aufwand dafür sehr hoch. Alle Überlegungen und Untersuchungen führen jedoch eindeutig zu der Notwendigkeit, die letzten verbliebenen Zeugen der Vergangenheit zu erhalten, die vielerlei Aussagen zur geschichtlichen, baulichen und soziologischen Entwicklung der Leonhardsvorstadt und darüber hinaus der ganzen Stadt Stuttgart machen können.



Blick in die Weberstraße von der Hauptstätter Straße aus. Man erkennt als erstes Gebäude in der Straße das Haus Weberstraße 2 mit dem Giebel.

Die heutige Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes befindet sich im Dachgeschoß des alten Waisenhauses, Charlottenplatz 17, in Stuttgart. Dieser Gebäudekomplex stammt aus der Barockzeit und wird von der Planie, der Holzstraße, der Dorotheenstraße und dem Karlsplatz umgeben.

Der Schwäbische Heimatbund ist seit Sommer 1960 Mieter beim Institut für Auslandsbeziehungen in Stuttgart. Die frühere Geschäftsstelle des Vereins war in der Urban- und in der Charlottenstraße; Pläne für den Bau einer eigenen Geschäftsstelle gab es bereits vor dem Zweiten Weltkrieg. Sie sollte an der Gymnasiumstraße erbaut werden, doch der Krieg machte diese Pläne zunichte.

Die Geschäftsstelle hatte bis 1986 fünf zum Innenhof des alten Waisenhauses gelegene Büroräume und einen Lagerraum zum Charlottenplatz hin. Von 1986 bis Mitte 1992 wurden zwei Räume an die Denkmalstiftung Baden-Württemberg abgetreten, die ihre Geschäftsstelle dort einrichtete. Seit Mitte dieses Jahres ist die Denkmalstiftung direkter Mieter beim Institut für Auslandsbeziehungen in einem anderen Teil des Gebäudekomplexes des alten Waisenhauses, und die Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes nützt wieder ihre angestammten Räume.

Bereits Mitte der achtziger Jahre wurden Pläne des Institutes für Auslandsbeziehungen dem Schwäbischen Heimatbund bekanntgegeben, daß mit einer größeren Sanierung – die auch von uns als notwendig anerkannt wird – des gesamten Gebäudes zu rechnen ist und hernach die Räume dringend vom Institut selbst benötigt werden. Dies führte zu einer förmlichen Kündigung, wobei der Auszug auf Ende 1994 terminiert wurde.

Dies ist aber nur ein Grund, nach neuen Räumlichkeiten für die Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes zu suchen. Drei bis vier Arbeitsplätze sind in der Geschäftsstelle räumlich unterzubringen, ob nun ganztägig oder teilzeitbeschäftigt besetzt. Ein Besprechungsraum ist erforderlich. Was aber bisher ganz fehlt, sind ausreichende Räume für die Bücherei, das Archiv und die Zeitschriften, aber auch für Büromaterial und Büromaschinen. Sozialräume sind überhaupt nicht vorhanden. Zur Zeit werden für die Lagerung von Büromaterial, Büchern und Zeitschriften zwei Dependancen in Stuttgart und eine in Tübingen unterhalten.

Deshalb hat der Vorstand die Kündigung des Insti-

tuts für Auslandsbeziehungen nicht als unfreundlichen Akt aufgefaßt, sondern auch die äußerst beengte Situation zum Anlaß genommen, nach Räumlichkeiten Ausschau zu halten, die sich zur Unterbringung einer neuen Geschäftsstelle eignen.

Die Gebäude in der Weberstraße und Richtstraße

Bei der Suche stieß man auf die leerstehenden, verwahrlosten Gebäude in der Weber- und Richtstraße in Stuttgart, die Denkmale sind und für deren Erhaltung – insbesondere der gesamten Straßenzeile – die Ortsgruppe des Schwäbischen Heimatbundes in Stuttgart kämpft.

Die Stadt Stuttgart hatte im Sanierungsgebiet 6 – Wilhelmsplatz – ihre Idee aufgegeben, für die Weberstraße Investoren zu finden, die die Häuser zur Wohn- und Ladennutzung sanieren würden. Eigentlich stand der Abbruch der Gebäudezeile zu irgendeinem Zeitpunkt an. Der Verein sah den Abbruch drohen und fragte an, und die Stadt sah in dieser Nutzung als Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes eine sinnvolle, denkmaladäquate Lösung.

So bot die Stadt Stuttgart dem Schwäbischen Heimatbund das Erbbaurecht für diese Gebäude an und stellte Zuschüsse aus Sanierungsmitteln in Aussicht. Der Schwäbische Heimatbund hat damit aber auch selbst die große Chance, am Erhalt der letzten Häuser von Kleinhandwerkern und Bauern in der Stadtmitte Stuttgarts mitzuarbeiten und mehr als nur einen Beitrag für den Bestand historischer Bausubstanz zu leisten, sondern damit den Erhalt dieser Häuserzeile überhaupt erst zu ermöglichen. Das ist richtig so und entspricht dem Selbstverständnis des Vereins und seiner Aufgaben in der Denkmalpflege – diesmal nicht nur zu fördern oder zu fordern, sondern selbst einzusteigen.

Zwei weitere Gebäude in dieser Häuserzeile, der Stadt Stuttgart gehörend, die Gebäude Weberstraße 6 und 8, standen ebenfalls zur Disposition, und der Verschönerungsverein der Stadt Stuttgart e.V. war als neuer Besitzer im Gespräch, wobei eine konkrete Nutzung noch nicht so greifbar war wie beim Schwäbischen Heimatbund. Ein privater Investor, eine denkmalgerechte Nutzung vorausgesetzt, hat diese beiden Häuser von der Stadt Stuttgart übernommen und sichert nun auch den Bestand und das Ensemble.

ANSICHT RICHTSTRASSE



Die Farbleitplanung der Stadt Stuttgart für die Richtstraße läßt als zweites Gebäude von links die Weberstraße 2 erkennen; das anthrazitfarbene Haus ist die Richtstraße 2.

Nutzungskonzept und Raumprogramm

Die Gebäude Weberstraße 2 und Richtstraße 1 und 3 bleiben in der Außenfassade, einschließlich der Dächer, in ihren Strukturen und in der Kleinteiligkeit erhalten. In diese bestehenden Formen müssen die Nutzungsanforderungen eingepaßt werden.

Was sollte untergebracht werden: Ausreichende Räume für die Geschäftsstelle, wobei von drei bis vier Arbeitsplätzen auszugehen ist. Eine flexibel zu nutzende Räumlichkeit für Veranstaltungen aller Art: Vorträge mit Dia, Video und Film, kleine Ausstellungen, Musikveranstaltungen, Diskussionsrunden, Besprechungen und Sitzungen aller Vereingremien.

Räumlichkeiten für die umfangreiche Bücherei und das noch umfangreichere Archiv – 1994 wird der Verein 85 Jahre alt – sollten in notwendigem Umfang vorhanden sein, wobei die Bücherei ergänzungsfähig bleiben soll. Aber auch profanere Räume sind notwendig wie z.B. Lagerräume für Zeitschriften und nach den Arbeitsplatzrichtlinien erforderliche Sozial- und WC-Räume.

Dieses Raumprogramm unterzubringen verlangte nach einer Entwurfsplanung. Diese wurde den Freien Architekten Geier & Krüger, Erbsenbrunnstraße 17, Stuttgart-Bad Cannstatt, übertragen. Der Entwurf wurde aufgestellt, vom Vorstand und von einem Bauausschuß der Stuttgarter Ortsgruppe gutgeheißen, und es wurde eine Bauvoranfrage bei der Stadt Stuttgart eingereicht. Ohne gravierende Änderungen wurde im September 1992 der Bauvorbescheid erteilt.

Zur Zeit werden restauratorische Befunderhebungen durch Dipl.-Ing. Lutz J. Walter, Alte Weinsteige

110, 7000 Stuttgart 70, durchgeführt. Dr. Hans-Hermann Beck, Kirchgasse 47, 6200 Wiesbaden, ist mit der bauhistorischen Voruntersuchung beauftragt, wobei unser stellvertretender Geschäftsführer Harald Schukraft die Erhebungen bei der Landeshauptstadt Stuttgart und im Hauptstaatsarchiv durchführt.

Die Konservatorin Gertrud Clostermann beim Landesdenkmalamt in Stuttgart ist über diese Voruntersuchungen informiert und begleitet diese Arbeiten. Dipl.-Ing. Armin Seidel, Silcherstraße 16, 7306 Denkendorf, ist mit der Bauaufnahme, dem verformungsgerechten Aufmaß, betraut. Als letzter der mit den Voruntersuchungen betrauten Ingenieure ist Dipl.-Ing. Jörg Köstlin, Olgastraße 1 B, in Stuttgart, zu nennen, der für die statisch-konstruktive Bauaufnahme verantwortlich ist.

Sobald die Ergebnisse vorliegen und ausgewertet sind, können die weiteren planerischen Schritte eingeleitet werden, insbesondere kann auch die bisherige Kostenschätzung präzisiert werden. Diese Vorleistungen sind notwendig, um eine denkmalgerechte Sanierung des Gebäudes mit dem Ausbau zur Geschäftsstelle zu gewährleisten. Sie bilden auch die Grundlage für die Baugenehmigung wie auch für den Finanzierungsbeitrag aus dem Sanierungsprogramm der Stadt Stuttgart und der Denkmalstiftung Baden-Württemberg.

Baukosten derzeit 2,2 Millionen und ihre Finanzierung

Das Architekturbüro Geier & Krüger hat jedoch nicht nur auf einer Gesamtfläche einschließlich Dachschrägen von 386 Quadratmetern die geforderte Nutzung untergebracht, sondern auch die zu

ANSICHT WEBERSTRASSE



Dieses Bild zeigt die Häuserzeile Weberstraße in der Farbkleidplanung der Stadt Stuttgart. Das zweite Haus von rechts ist das Gebäude Weberstraße 2 und das dritte Haus von rechts Richtstraße 3.

erwartenden Baukosten geschätzt. Diese belaufen sich auf – nach oben gerundet – ca. 2,2 Millionen, ohne die Büroausstattung und Möblierung für Bücherei und Archiv mit Sondereinbauten. 200 000,- DM sind dafür noch anzusetzen, so daß das gesamte Vorhaben auf 2,4 Millionen DM kommen wird.

Dies ist ein gewaltiger Betrag für den Verein, der nur durch eine Gemeinschaftsleistung zu erbringen ist. Natürlich wurde diese Kostenschätzung geprüft, im Vorstand und in einem von der Stuttgarter Ortsgruppe gebildeten, mit Fachleuten besetzten Bauausschuß. Ein günstigeres Ergebnis ist dabei nicht ermittelt worden.

Vorstand und Geschäftsführung waren nicht untätig und haben alle Möglichkeiten untersucht und entsprechende Anträge gestellt, um zu Beihilfen und Zuschüssen zu kommen.

Die Stadt Stuttgart hilft mit einer geringen Erbbau-rechtsgebühr von 392,- DM/jährlich für die Gebäude/Grundstücke, die Betriebskosten künftiger Jahre erheblich zu entlasten. Aus Sanierungsmitteln stellt die Stadt Stuttgart 600 000,- DM in Aussicht, die nach der Baugenehmigung dann sicher sind. Die Denkmalstiftung Baden-Württemberg stellt 300 000,- DM zur Verfügung. Bleiben also noch 1,5 Millionen DM, die zur Finanzierung anstehen. Der

Schwäbische Heimatbund kann aus Rücklagen für dieses Projekt ca. 300 000,- DM beisteuern; damit wäre aber kein «Notgroschen» mehr vorhanden.

Außerordentlich bemerkenswert ist die Initiative der Ortsgruppe Stuttgart unter ihrem rührigen Vorsitzenden Harald Schukraft, die in neun Monaten mehr als 80 000,- DM an Spenden zusammengetragen hat. Eine nachahmenswerte Initiative, die vorbildlich ist.

In einer Zeit, in der andernorts Finanzierungs-löcher mit Krediten geschlossen werden, ist natürlich ein solcher Weg auch durchdacht worden. Der Schwäbische Heimatbund erwirtschaftet in seinen jährlichen Haushalten keine Überschüsse, sondern kann die Aufwendungen für die Herausgabe der Zeitschrift «Schwäbische Heimat», für die Durchführung von Veranstaltungen (Studienreisen), die Ankäufe von Grundstücken in Naturschutzgebieten, seine Denkmalschutzaktionen und die Kosten der Geschäftsstelle durch Beiträge und Spenden gerade decken.

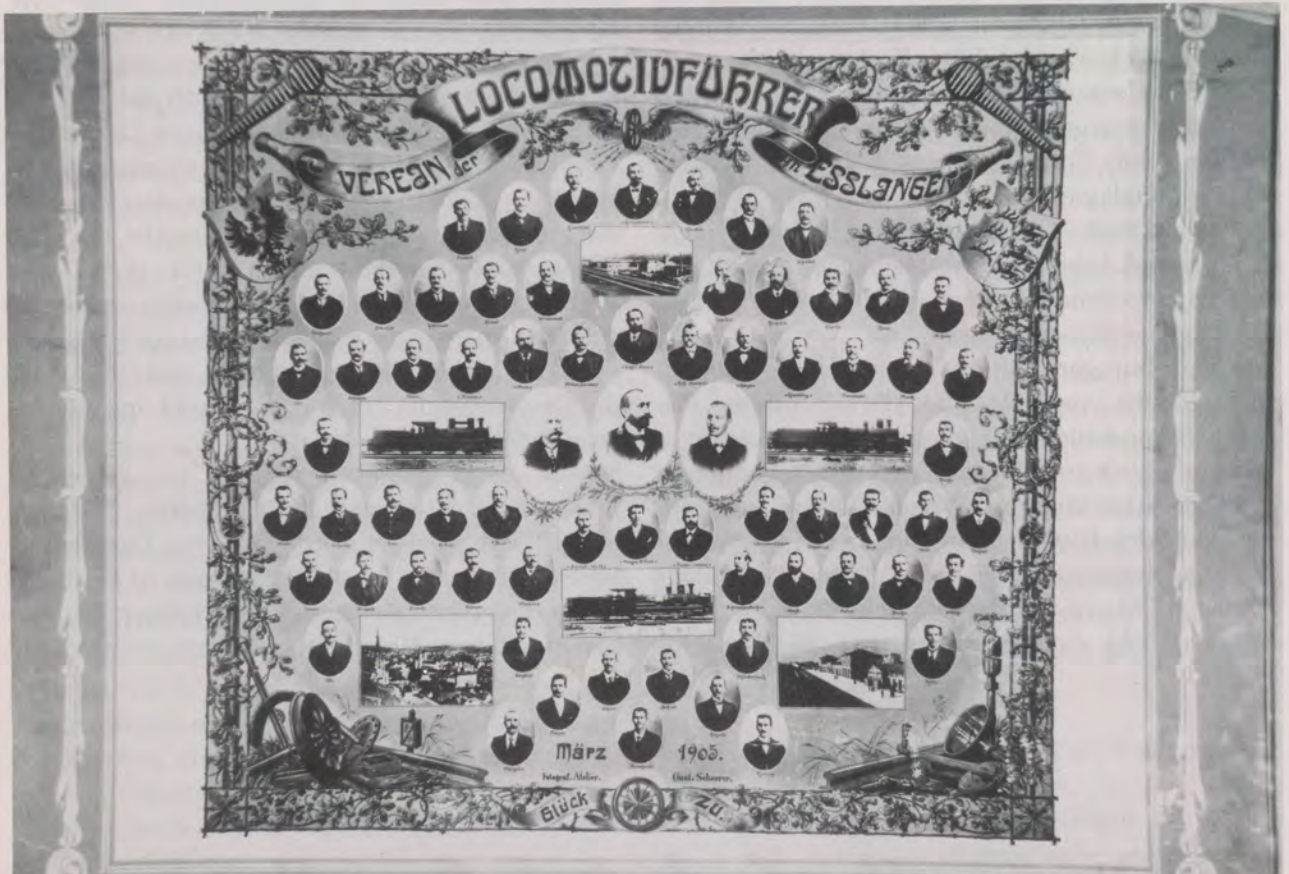
500 000,- DM Darlehen würden bei derzeitiger Zinslage bedeuten, daß jährlich 60 000,- DM Zins und Tilgung geleistet werden müßten. Dazu ist der Verein nicht in der Lage. Zu bedenken ist auch, daß später die «eigenen Häuser» auch höhere Betriebskosten und neue Unterhaltungskosten erfordern.

Die große Zeit der Eisenbahnen werden sie gerne genannt, jene Jahre zwischen 1890 und 1914, in deren Verlauf der Ausbau des Streckennetzes im wesentlichen abgeschlossen war, als das Automobil noch keine ernstzunehmende Konkurrenz darstellte und ein technischer Standard erreicht war, der erst lange nach dem Ersten Weltkrieg überboten werden konnte. Bis zur Gründung der Deutschen Reichsbahn im Jahre 1920 war das Eisenbahnwesen Angelegenheit der einzelnen Bundesstaaten des Deutschen Reiches, deren sogenannte «Länderbahnen» entsprechend der Größe ihres Territoriums nach Netzzumfang, Verkehrsleistung und Personalbestand sehr verschieden waren. Von den 560000 Eisenbahnern Deutschlands im Jahre 1903 beschäftigte allein die preußisch-hessische Bahnverwaltung 374000 Personen. In weitem Abstand folgte Bayern mit 52000 Eisenbahnern, wogegen die K. W. St. E., die Königlich Württembergischen Staatseisenbahnen, lediglich 17000 Beschäftigte aufwiesen. Eisenbahner waren sie alle, und doch lebte

der Oberrat bei der Stuttgarter Generaldirektion in einer ganz anderen Welt als etwa ein Bahnhofskassier, ein Schaffner oder ein Werkstättenarbeiter: ob das nun die Arbeitsbedingungen betraf, die materielle Lage und nicht zuletzt die gesellschaftliche Stellung.

Beamte, Unterbeamte und Arbeiter

Nach den dienstrechtlichen Verhältnissen unterschied man zunächst drei Gruppen von Eisenbahnern: Beamte, Unterbeamte und Arbeiter. Diese Einteilung war auch bei den anderen staatlichen und kommunalen Verwaltungen üblich und entsprach nicht zufällig der militärischen Dreiteilung Offiziere, Unteroffiziere, Mannschaften. Wiederum dreigeteilt waren die Beamten; es gab einen höheren, mittleren und niederen Dienst, wobei es sich bei letzterem um einen ausschließlich in Württemberg seit 1884 bestehenden Abkömmling des mittleren Dienstes handelte.



Im Jahre 1905 entstandenes Erinnerungsbild des «Vereins der Lokomotivführer in Esslingen». Die der Betriebswerkstätte Stuttgart unterstellte Lokomotivstation Esslingen beschäftigte zu dieser Zeit etwa 120 Lokomotivführer und Heizer.

Gliederung des württembergischen Eisenbahnpersonals, Stand 1907. Nicht einbezogen sind 1111 Hilfsbeamte – Anwärter des höheren, mittleren und niederen Dienstes; der Gesamtbestand betrug 20324 Personen.

Höhere		305		Beamte 1858	
Mittlere		859			
Niedere		694			
Bahnbe- wachtung und Bahnunter- haltung 1282	Stations- dienst 1403	Fahrpersonal 2874		Unterbeamte 5635	
Bahnbe- wachtung und Bahnunter- haltung 3938	Stations- und Zugbegleit- dienst 3896	Zugför- derung 1291	Werk- stätten 2508	Arbeiter 11720	

Die zahlenmäßig kleine Gruppe der höheren Beamten bildete die Spitze der Hierarchie. Vor ihrer ersten «etatmäßigen» Anstellung hatten die Absolventen eines juristischen, kameralistischen oder technischen Studienganges ein zweijähriges Referendariat, beide höheren Dienstprüfungen und oft mehrere Jahre als «Hilfsbeamte», gegen Tagegeld und auf jederzeitigen Widerruf, abzuleisten. Der höhere Dienst umfaßte die «Kategorien» der Direktoren, Oberräte, Räte, Betriebs-, Bau- und Maschineninspektoren, Abteilungs- und Maschineningenieure, Obergemeter, Bahnbetriebskontrolleure, Bürovorsteher, Bahnhofsinpektoren und Oberbahnsekretäre; die beiden letztgenannten Gruppen waren hauptsächlich als Aufstiegsstellen für besonders befähigte mittlere Beamte vorgesehen.

Zum mittleren Dienst zählten die Eisenbahnsekretäre, Eisenbahn- und Güterkassierer, Buchhalter, Materialverwalter und Eisenbahnassistenten; sie begannen nach dem «Einjährigen», einem etwa der heutigen mittleren Reife vergleichbaren Schulabschluß, nach einer mindestens dreijährigen praktischen Ausbildung und bestandener erster Prüfung, ebenfalls als Hilfsbeamte. Für die Stellen der Bahnhofs- und Güterverwalter sowie der Eisenbahnrevisoren war zusätzlich eine erst nach mehrjähriger Berufspraxis absolvierbare zweite Prüfung erforderlich.

Ähnlich verlief die Ausbildung für den niederen Dienst, wobei jedoch anstelle des «Einjährigen» nur eine «genügende Schulbildung» nachzuweisen war. Zu dieser nur in Württemberg existierenden Beamtengruppe gehörten die Stationsmeister und Stationskassierer, Kanzleiassistenten, Obertelegrafisten, Eisenbahnexpedienten und Telegrafisten.

Im Gegensatz zu sämtlichen Beamten, die auf der Grundlage einer über der allgemeinen Schulpflicht liegenden Vorbildung ausschließlich nichtmanuelle Tätigkeiten verrichteten, waren die Unterbeamten nach Herkunft und Tätigkeit in mancher Hinsicht den handwerklichen und industriellen Lohnarbeitern vergleichbar. Es bestanden drei Gruppen, nämlich das Bahnbewachungs- und Bahnunterhaltungspersonal, das Stationspersonal und das Fahrpersonal. Zur ersten Gruppe gehörten die Bahn-, Brücken-, Tunnel- und Blockwärter. Zum Stationspersonal zählten die Bahnhofsaufseher und -portiers, Stationsdiener, Wagenrevidenten, Weichen- und Stationswärter, Haltestellen- und Haltepunktvorsteher; zum Fahrpersonal die Lokomotivführer, Lokomotivheizer I. und II. Klasse, Zugführer, Schaffner, Wagenwärter, Bremser und Güterschaffner.

Eine handwerkliche Vorbildung benötigten die Lokomotivführer, die Lokomotivheizer I. Klasse sowie die Wagenwärter und Wagenrevidenten. Die übrigen Unterbeamten durchliefen eine eisenbahinterne Ausbildung mit abschließender Prüfung und Probezeiten unterschiedlicher Länge.

Über die Hälfte der württembergischen Eisenbahner stand jedoch im Arbeiterverhältnis; entsprechend ihrer Verwendung waren sie in vier Gruppen eingeteilt: das Bahnbewachungs- und Bahnunterhaltungspersonal, das Stations- und Zugbegleitpersonal, das Zugförderungs- und das Werkstättenpersonal. Viele Angehörige der ersten drei Gruppen verrichteten hilfsweise Unterbeamtendienste, was sich in einer etwas besseren Bezahlung niederschlug, wogegen die etatmäßige Anstellung als Unterbeamter bei starkem Bewerberandrang bis zu fünfzehn Jahre auf sich warten ließ. Eine Sonderstel-



Personenzug auf der alten Rosensteinbrücke zwischen Cannstatt und Stuttgart, aufgenommen etwa 1905. Im Jahre 1913 wurde diese Brücke durch die heute noch bestehende, stromaufwärts gelegene Nachfolgerin ersetzt.

lung nahmen die Werkstättenarbeiter ein, denen die Unterhaltung des rollenden Materials und der übrigen technischen Anlagen oblag. Ihre Arbeitsbedingungen waren wenig eisenbahntypisch, da sie ständig am gleichen Ort arbeiteten und nur selten Schichtdienst anfiel. Die Werkstättenarbeiter waren eher den industriellen Lohnarbeitern vergleichbar, zumal auch schon damals viele Arbeitsgänge im Stücklohnverfahren abgewickelt wurden.

Technische Sicherungen und «stramme Dienstausbung»

Die Sicherheit des Eisenbahnverkehrs beruhte in den ersten Jahrzehnten trotz Fahrplan, telegrafischem Zugmeldeverfahren und optischer Fahrwegsignalisierung maßgeblich auf der Zuverlässigkeit des Personals. Störungen oder gar Unfälle ließen sich nur durch Handeln streng nach Vorschrift, durch die exakte Ausführung von Befehlen vermeiden. Zuverlässigkeit, Pünktlichkeit und Ordnungsliebe wurden nicht umsonst zu den Kardinaltugenden der Eisenbahner.

Wirksamen Schutz vor menschlichem Fehlhandeln boten jedoch nur technische Vorrichtungen. Um 1880 begann in Württemberg der Bau von Stellwerken, damals noch *Centralapparate* genannt, durch die Weichen und Signale in gegenseitige Abhängigkeit gebracht wurden. Bereits 1902 waren alle Stationen der Hauptbahnen und ein Teil der Nebenbahnstationen mit Stellwerken ausgerüstet. Die Fortschritte der Elektrotechnik hatten zudem die Konstruktion elektromechanisch wirkender «Blockwerke» ermöglicht, die als Strecken- und Bahnhofsblok die Zugfahrten auf freier Strecke beziehungsweise im Bahnhofsbereich sicherten. Zu Beginn des Ersten Weltkrieges war schon ein beträchtlicher Anteil der württembergischen Hauptbahnen mit diesen Einrichtungen ausgestattet. Nicht zuletzt wurden Signalwesen und Betriebsvorschriften laufend ergänzt und verbessert.

Überflüssig war die den Eisenbahnern inzwischen in Fleisch und Blut übergegangene Arbeitsdisziplin deshalb nicht geworden, denn diese Sicherheitseinrichtungen waren noch lückenhaft und setzten natürlich korrekte Handhabung voraus. Allein schon

das ständig wachsende Verkehrsaufkommen forderte erhöhte Aufmerksamkeit: Während sich der Personalbestand der K. W. St. E. zwischen 1891 und 1913 nur verdoppelt hatte, war die Anzahl der beförderten Personen in diesem Zeitraum um 334%, das Gütertransportaufkommen um 167% und die Anzahl der gefahrenen Züge um 241% gestiegen.

Schließlich hatte sich die Eisenbahn, spätestens seit den Erfahrungen des Krieges von 1870/71, zu einem militärischen Instrument ersten Ranges entwickelt. Schon in Friedenszeiten mußte also das bedingungslose Funktionieren aller Beteiligten, seinerzeit *stramme Dienstausbübung* genannt, eingeübt werden. Wichtige Vermittler in dieser Hinsicht waren die sogenannten «Militäranwälter», längerdiente Unteroffiziersdienstgrade, die nach Ablauf ihrer Militärzeit Anwartschaft auf Übernahme in staatliche Dienste hatten. Allerdings war ihr Anteil bei den süddeutschen Bahnverwaltungen wesentlich geringer als in Preußen; lediglich bei den Schaffnern erreichten die K. W. St. E. mit einem Militäranwälteranteil von 70% (Stand 1906) die dortigen Werte.

Trotzdem war auch in Württemberg ein barscher Kasernenhofton an die Untergebenen alltäglich, und selbst dem reisenden Publikum gegenüber sahen sich die Eisenbahner viel eher als Vertreter staatlicher Obrigkeit denn als Dienstleistende.

Unzufriedenheit unter dem Personal und Beschwerden der Fahrgäste blieben nicht aus. Nachdem dann einmal im Jahre 1908 selbst der frischgebackene und deshalb noch incognito reisende Präsident der Generaldirektion der K. W. St. E. von einem Hilfsunterbeamten barsch zurechtgewiesen worden war, folgte für Württembergs Eisenbahner ein schriftlicher Benimmkurs in Gestalt der *Allgemeinen Verhaltensmaßregeln für den Verkehr der Eisenbahnbeamten, Unterbeamten und Arbeiter unter sich und mit dem Publikum*.

Für die Aufrechterhaltung der Disziplin sorgte ein differenziertes Strafsystem. Zwar wurde 1907 endlich die berüchtigte «Disziplinarhaftstrafe» abgeschafft, die nur für Unterbeamte existiert hatte und eine maximal zweiwöchige Arrestierung ohne Gerichtsverfahren erlaubte, doch blieben noch genügend andere Einwirkungsmöglichkeiten. Und



Um die Jahrhundertwende entstandene Innenansicht der südlichen Halle des alten Stuttgarter Hauptbahnhofs, dessen Fassade an der heutigen Bolzstraße erhalten geblieben ist. Im Vordergrund die zum Umsetzen der Lokomotiven benötigte Drehscheibe.

wenn Verweise, Geldstrafen, Rückstufungen und Strafversetzungen nicht den gewünschten Erfolg brachten, konnten auch Beamte und Unterbeamte jederzeit entlassen werden.

Verschleiß beim fahrenden Personal durch Schichtdienst und Arbeitsbedingungen

Viele Eisenbahner arbeiteten unter Bedingungen, deren Abträglichkeit für die Gesundheit auch damals schon außer Zweifel stand. Dazu gehörten alle, die im Freien den Beschwernissen von Wind und Wetter ausgesetzt waren, wie etwa das Rangierpersonal oder die Angehörigen der Bahnunterhaltung. Am meisten zu leiden hatten wohl die Bremser, denn um 1900 waren noch etliche Güterwagen älterer Bauart im Umlauf, die kein Bremserhäuschen hatten und bei denen der Aufenthaltsort des Bremers aus einer offenen Sitzbank in Dachhöhe bestand, ausgerüstet mit einer sackartigen Lederdecke als einzigem Wetterschutz. Glücklicherweise wurden die Reisezüge zu dieser Zeit schon luftgebremst gefahren; ein Fortschritt, der bei den Güterzügen erst in den Jahren nach 1920 verwirklicht wurde. Dagegen hatten sich die Verhältnisse für die «Maschinenmänner» etwas verbessert; sie standen nicht mehr auf offenen Plattformen, sondern in halbwegs geschützten Führerhäusern. Freilich bildeten Hitze und Frost immer noch die Plagen der jeweiligen Saison. Was ständig zunahm, war die Arbeitsbelastung der Heizer, denn es kamen immer leistungsfähigere Maschinen mit immer höherem Kohleverbrauch zum Einsatz. So hatten die seit 1909 in Dienst gestellten Schnellzuglokomotiven der Klasse C bereits eine Feuerbüchse mit 3,95 Quadratmeter Rostfläche.

Überhaupt war das fahrende Personal den größten Belastungen ausgesetzt, da es die Unregelmäßigkeit des ständigen Unterwegsseins zu tragen hatte. Schichtdienst rund um die Uhr, wobei Schichten von 15 Stunden und Wochenarbeitszeiten von 65 Stunden keine Ausnahmen waren, häufige Auswärtsübernachtungen und vor allem die unregelmäßige Ernährung zehrten an den Kräften. Magen-Darm-Erkrankungen waren überdurchschnittlich häufig; ohnehin erkrankten die im Schichtdienst Beschäftigten – neben dem Fahrpersonal vor allem das Stationspersonal und die Bahnwärter – doppelt so oft wie die übrigen Eisenbahner. Frühzeitige Zurruesetzung des fahrenden Personals wegen Dienstunfähigkeit war eher die Regel als die Ausnahme. Im Jahre 1909 waren nur 18 Prozent des württembergischen Lokomotivpersonals älter als 45 Jahre, wogegen von den Spitzenbeamten des höheren

Dienstes 71 Prozent dieser Altersgruppe angehörten.

Körperlicher Verschleiß war aber nicht nur Folge langzeitiger Einwirkungen, sondern konnte mitunter recht plötzlich eintreten. Die vierteljährlich im Amtsblatt veröffentlichten Unfallberichte der K. W. St. E. sprechen eine deutliche Sprache. Nachstehend die letzten drei Unfälle des Jahres 1905: 12) Am 17. November stürzte ein Bremser auf freier Strecke von einem Güterzug ab; er wurde überfahren und sofort getötet.

13) Am 6. Dezember wurde ein Ankuppler von einem einfahrenden Zug erfaßt und in das Nebengleis geschleudert, so daß er einen Schädelbruch erlitt. Außerdem wurden ihm von einem eben ausfahrenden Zug beide Beine abgefahren. Die Verletzungen hatten den sofortigen Tod zur Folge.

14) Am 20. Dezember wurde ein Bahnhofaufseher beim Überschreiten der Gleise von einer Rangierabteilung überfahren und sofort getötet.

Im Zeitraum von 1900 bis 1912 verunglückten jedes Jahr in Württemberg zwischen elf und einunddreißig Eisenbahner tödlich; die Anzahl der Verletzten bewegte sich zwischen 33 und 80 Personen jährlich. Unfallverhütungsvorschriften und Sicherheitsvorkehrungen bewirkten zwar einen leichten Rückgang der Unfallzahlen, vermochten jedoch nur begrenzt Abhilfe zu schaffen, denn die Unfallursache hieß eben oft nicht Leichtsinn oder Unwissenheit, sondern Arbeitshetze und Übermüdung.

Einkommen und Auskommen – oft am Rande der Armutsgrenze

Ausgeprägter als heute waren die Unterschiede zwischen den oberen und den unteren Einkommensklassen. Im Jahre 1907 bezog ein Oberrat ein Jahresgehalt von 6500 Mark; ein Bahnhofsinspektor erhielt 3650 Mark, ein Stationsverwalter 2050 Mark, ein Lokomotivführer 1900 Mark und ein Bahnwärter 900 Mark jährlich. Wer keine kostenfreie Dienstwohnung nutzte, der bekam zusätzlich Wohnungsgeld, das je nach Rang des Empfängers und je nach Ortsklasse zwischen 170 und 800 Mark pro Jahr betrug. Wichtig für das fahrende Personal waren die «Fahrgebühren» in Form von Kilometer- und Übernachtungsgeldern, die längst ihren ursprünglichen Spesencharakter verloren hatten und zu einem dringend benötigten festen Bestandteil des Einkommens geworden waren.

Bei den genannten Jahresgehältern handelt es sich um den Mittelwert zwischen Anfangs- und Endgehalt, da die Besoldung der Beamten und Unterbeamten auch damals schon nach dem Dienstalters-



Personal des Bahnhofs Rottenburg, um 1913. Untere Reihe (von links): Hilfsbeamter, Stationskassier, Eisenbahnsekretär, Eisenbahninspektor Gustav Mönch (Leiter des Bahnhofs seit 1896, bis 1912 im Range eines Bahnhofsverwalters II. Klasse), drei Eisenbahnassistenten (niedere Beamte, bis 1906 Eisenbahnexpedienten genannt). Zweite Reihe (von links): Hilfslokomotivführer, Lokomotivheizer (beide nicht zum Bahnhofspersonal zählend, sondern wohl «auf Durchreise»), drei Unterbeamte, Hilfsbeamter. Dritte Reihe (von links): Bahnhofsaufseher, Eisenbahngehilfin (einzige qualifizierte Frauenbeschäftigung im Eisenbahndienst), Bahnhofsportier, Bahnhofsaufseher. Obere Reihe: Stationsarbeiter.

prinzip erfolgte. Begonnen wurde in einer recht mageren Eingangsstufe; «Vorrückungen» erfolgten nach jeweils drei Jahren, so daß je nach Anzahl der von Kategorie zu Kategorie verschiedenen Dienstaltersstufen nach sechs bis einundzwanzig Jahren das Endgehalt erreicht war. Ein Schaffner zum Beispiel fing mit 1000 Mark Jahresgehalt an und konnte sich im Abstand von drei Jahren jeweils um 100 Mark verbessern; auf diese Weise erreichte er nach zwölf Jahren die Endstufe mit jährlich 1400 Mark. Allerdings bestand kein Rechtsanspruch auf Vorrückung, denn es wurden *Würdigkeit und zufriedenstellende Dienstführung* vorausgesetzt. Die Interpretierbarkeit dieser Kriterien machte es den Vorgesetzten leicht, all jenen einen Denkkzettel zu verpassen, die irgendwann einmal unangenehm aufgefallen waren.

Da eine Umrechnung der Einkommen auf heutige Kaufkraft nicht ohne weiteres möglich ist, sollen

einige Lebensmittelpreise aus dem Jahre 1906 eine grobe Orientierung geben. Im Durchschnitt des gesamten Stadtgebietes kosteten in Stuttgart, das allerdings hinsichtlich der Lebenshaltungskosten an erster Stelle in Württemberg lag, zu jener Zeit ein Kilogramm halbweißes Brot 28 Pfennig, ein Zentner Kartoffeln 3,86 Mark, ein Liter Milch 19 Pfennig, ein Pfund Sauerrahmbutter 1,06 Mark und ein Kilogramm Schweinefleisch 1,67 Mark. Die durchschnittliche Jahresmiete für eine Zweizimmerwohnung in zentraler Lage betrug 320 Mark, in den Vororten zwischen 200 und 300 Mark.

Arbeiter wurden überwiegend im Tagelohn bezahlt, der sich nach Lohngruppe, Dienstalter und Ortsklasse berechnete; im Werkstättenbereich war das Stücklohnverfahren verbreitet. Qualifizierte Spezialisten wie die Vorarbeiter in den Werkstätten konnten durchaus einen Jahreslohn von 2000 Mark erreichen, ein Schlosser immerhin noch 1500 Mark, wo-



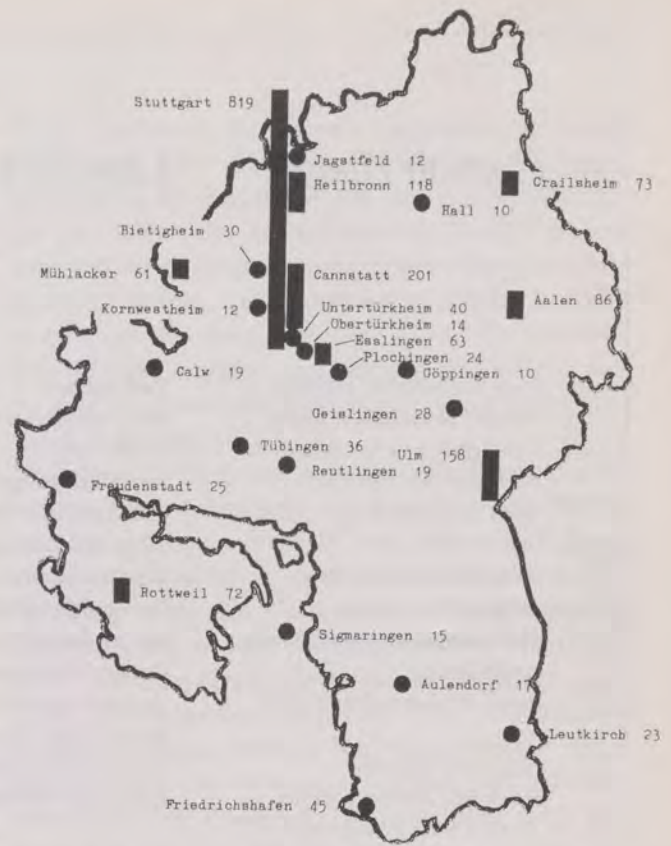
Unter reger Beteiligung des Eisenbahnnachwuchses wurde zwischen 1905 und 1910 dieses Gruppenbild auf der Backnanger Seite des Bahnhofs Waiblingen aufgenommen. Als Kulisse diente die zur Klasse B3 gehörende Lokomotive «Moegglingen».

gegen sich viele der ungelerten Kräfte im Stationsdienst oder bei der Bahnunterhaltung mit 800 Mark jährlich begnügen mußten. Ein Jahreslohn in dieser Höhe lag unter den statistisch ermittelten Lebenshaltungskosten für eine vierköpfige Familie, die zu dieser Zeit im Durchschnitt des ganzen Reichgebietes mit 1200 Mark pro Jahr angegeben wurden. Nicht wenige Eisenbahner mußten also am Rande oder gar unterhalb der Armutsgrenze wirtschaften und waren so gesehen nicht besser gestellt als industrielle Lohnarbeiter. Was einen Arbeitsplatz *auf der Bahn* jedoch wertvoll machte, war seine Krisensicherheit, denn auch bei rückläufigem Verkehrsaufkommen fanden nur selten Entlassungen statt. Wer brav seine Pflicht tat, auch gegen launische oder ungerechte Vorgesetzte nicht aufmuckte und sich nicht allzusehr an sozialdemokratischen «Umtrieben» beteiligte, der konnte auf eine Lebensstellung rechnen. Wer zudem die erforderliche Prüfung abgelegt hatte, durfte sich Hoffnung auf eine Unterbeamtenstelle machen; wobei freilich in manchen Kategorien jahrelange Wartezeiten bestanden. Eine Ernennung zum Unterbeamten bedeutete fürs erste oft nur eine geringe materielle Verbesserung, erschloß jedoch weitere Aufstiegschancen und bewirkte nicht zuletzt einen beachtlichen sozialen Aufstieg, denn Titel und Uniform waren auch in den vergleichsweise liberalen und «zivilen» süddeutschen Staaten von einiger Bedeutung.

Besondere Attraktivität gewann der Eisenbahndienst durch die sogenannten *Wohlfahrtseinrichtungen* der K. W. St. E. Fast jeder vierte Eisenbahner bewohnte eine Dienstwohnung oder bahneigene Mietwohnung; die Mieten für letztere lagen deutlich unter dem allgemeinen Niveau. Kostenfreie Dienstkleidung, Freifahrtscheine und der verbilligte Bezug von Brennstoffen erleichterten das Haushalten mit dem schmalen Einkommen. Für die Arbeiter war über die damals noch recht lückenhafte Sozialgesetzgebung hinaus Vorsorge getroffen für Krankheit, Erwerbsunfähigkeit und Alter. Und schon früh hatten sich Eisenbahner zusammengeschlossen und Selbsthilfeeinrichtungen gegründet: Unterstützungsvereine und Sterbekassen, einen Spar- und Darlehensverein, Einkaufsgenossenschaften sowie in Cannstatt und in Ulm Bau- und Sparvereine, die bis 1906 an beiden Orten 187 Wohnungen für ihre Mitglieder fertiggestellt hatten. Viele Selbsthilfeeinrichtungen wurden von der Bahnverwaltung durch Bürgschaften oder Kredite unterstützt. Unbestritten spielte dabei die ernstgenommene Fürsorgepflicht für die Untergebenen eine wichtige Rolle, ebenso jedoch das Bestreben, angesichts einer mehr und mehr erstarkenden Sozialdemokratie ein staats-treues und gegen derartige «Anfechtungen» immun-es Eisenbahnpersonal zu formen.

Entsprechend mißtrauisch reagierte die Bahnverwaltung auf gewerkschaftliche Aktivitäten aller Art. Das beruhte zum einen auf der wirtschaftlichen und militärischen Schlüsselrolle der Eisenbahnen, zum anderen auf dem damals noch ungebrochen patriarchalischen Verständnis der Beziehungen zwischen Dienstherr und Bediensteten. Allerdings verfuhr man in Württemberg weniger rigoros als in Preußen und Sachsen, wo der seit 1897 bestehende und sozialdemokratisch orientierte *Verband der Eisenbahner Deutschlands*, nach seinem Gründungsort auch *Hamburger Verband* genannt, bis 1916 unnachsichtig verfolgt wurde und deshalb ohne große Wirkung blieb. Der *Verband Württembergischer Eisenbahn-, Werkstätten- und Betriebs-Arbeiter*, im Jahre 1900 entstanden und trotz verschiedener, aus Gründen der Vorsicht erfolgter Distanzierungen der Sozialdemokratie nahestehend, wurde wohl argwöhnisch beobachtet und gelegentlich auch in seiner Arbeit behindert, jedoch nicht in die Illegalität gedrängt. Das war schon deshalb nicht nötig, weil er nie so richtig über den Werkstättenbereich hinaus wirksam werden konnte, trotz aller Bemühungen, möglichst viele Eisenbahner zu vertreten, weshalb er seit 1906 nach der Vereinigung mit den badischen und bayerischen Schwesterorganisationen ja auch als *Verband Süddeutscher Eisenbahner* firmierte.

Dagegen konnte der ebenfalls 1900 gegründete, in der Tradition der christlichen Arbeitervereine stehende *Verband der württembergischen Eisenbahn- und Dampfschiffahrtsunterbeamten*, kurz *Württembergischer Eisenbahnerverband* genannt, neben einem großen Teil der Unterbeamten auch sehr viele Hilfsunterbeamte und Arbeiter für sich gewinnen. Nach Maßgabe seiner Satzung war er der Zusammenschluß dieser drei Gruppen auf überkonfessioneller christlicher Grundlage unter Ausschluß sozialdemokratischer «Tendenzen», und dieser Verband verfolgte seine Ziele mit einer bewundernswerten Mischung von beflissener Untertänigkeit und zielstrebigem gewerkschaftlicher Interessenvertretung. Der zeittypischen Zersplitterung des Eisenbahnpersonals in unzählige «Kategorienvereine» begegnete er durch organisatorische Flexibilität, die parallel zum Aufbau der nach örtlichen «Obmannschaften» gegliederten eigenen Organisation die Einbeziehung bestehender oder neuer Vereine ermöglichte. Es gelang allerdings nicht immer, separatistische Strömungen zu neutralisieren: Ein Teil der Zugführer gründete 1905 einen eigenen Verband, ebenso we-



Anzahl der Dienst- und Mietwohnungen der K.W.St.E., der Königlich Württembergischen Staatseisenbahnen, Stand 1908. Orte mit weniger als zehn Wohnungen sind nicht dargestellt, Orte mit weniger als fünfzig Wohnungen als Punkte, Orte mit größerem Bestand als Säulen in entsprechender Höhe. Nicht einbezogen sind zudem 871 Wohnungen in Stationsgebäuden und 1430 Wohnungen in Bahnwärterhäusern.

nige Jahre später die Lokomotivheizer I. Klasse, deren Vorgesetzte ja im *Verein Deutscher Lokomotivführer* seit eh und je eigene Wege gingen. Von den Beamten wiederum hatten die Angehörigen des mittleren und des niederen Dienstes ihre jeweils gesonderte Ständesorganisation. Insgesamt war die Zersplitterung des Eisenbahnpersonals in Württemberg, wie auch in Baden und Bayern, deutlich geringer ausgeprägt als in Preußen, wo rund 70 verschiedene Verbände und Vereine von Beamten und Unterbeamten existierten. Trotzdem konnten auch bei der K. W. St. E. auf dem Nährboden einer strengen Rangordnung mit sorgsam verteilten Kompetenzen und Privilegien Eigenschaften wie Ständesdünkel oder Kastengeist vorzüglich gedeihen. Noch war es für die wenigsten Eisenbahner vorstellbar, die Forderung nach besseren Arbeits- und Lebensbedingungen gemeinsam, das heißt ohne Rücksicht auf Rang und Kategorie, zu stellen.

Dein Ruf, echolos, verklagt
über der strauchlosen Ebene.
Den Schrei und den Schatten
des kreisenden Bussards
mußt du dir denken.

Schweratmend der Wind,
mit Staub in Lungen
über zwergwüchsigen Gräsern,
streift lustlos
durch die dorrenden Wälder.

Äcker und Wiesen
haben ihre Namen verloren.
Anspruchslos gedeiht noch
der Dorn und die Distel.
Das Land unterwarf sich
den Gesetzen der Steppe.

Jene, die vordem noch
hier gewesen, haben
keinen Herrgott gebraucht,
um sich selbst abzuschaffen.
Selten geht heute noch
ein Schritt über den Friedhof.
Niemand fragt mehr
nach den Namen der Toten.
Ätzend wusch saurer Regen
das Gold von den Lettern
auf ihren Steinen.
Quecke, Geißbart und Nessel
überwuchern die Gräber.

Niemand hätte einst
an die absolute Stille
in den Gassen und auf den
Höfen des Dorfes geglaubt.
Selbst die Ratten sind
mit den letzten Menschen
abgewandert.

Zerbrochenes
und stumpfgewordenes Glas
in den Fenstern,
worin sich gelegentlich noch
gelangweilt die Sonne spiegelt.
Fingerdick überdeckt der Staub
die alten Gerätschaften,
liegt auf den Böden und Balken
der verlassenen Gehöfte,
den der Wind in all den Jahren
draußen von den Feldern
herein in das Dorf trug.
Moder und Fäulnis
haben jetzt Hochkonjunktur.

Auch das Leben auf den
lange noch vom Staat
subventionierten Höfen
rings um und vor dem Dorf
hat das Handtuch geworfen,
als die Fruchtbarkeit der Äcker
zu streiken begann
und die Keimlinge
der ausgebrachten Saat
anfingen abzusterben,
noch ehe sie die Erde
durchbrochen hatten.

Abgewandert in die Städte
und Ballungsräume der Industrie,
um zu überleben,
haben die Nachkommen der Dörfler
ihre Altvorderen verflucht,
die durch ihr Tun diesen Zustand
heraufbeschworen hatten,
als sie dem Glauben ihrer Väter
entsagten und an den Fortschritt
und die Macht des Geldes
zu glauben begannen.

Die Böden überdüngt,
von Nitraten durchgiftet
und übersäuert vom Regen,
hörten auf, Früchte zu tragen
und ihnen noch Nahrung zu geben.
Doch sie suchten die Schuld
dafür nicht bei sich,
sondern maßten sie anderen zu.

An manchen Abenden, wenn sich
die Dämmerung breitmacht
und der Wind von der Höhe herab
in das verlassene Dorf fällt,
scheint es, als rege sich wieder
Leben in den verfallenden Häusern.
Und aus den Gehöften
hallt ein Türeenschlagen,
als seien die Geister
der lange schon Abgeschiedenen
wieder zurückgekehrt
und suchten im Dorf
nach ihrem
verlorenen Leben.

Luftbild «Rosensteinpark»

Das Luftbild, das umseitig wiedergegeben ist, wurde am 26. Mai 1992 aufgenommen und zeigt das «Grüne U» von Stuttgart aus ungewöhnlicher Perspektive. In der Mitte sieht man den Rosensteinpark mit der sich nach unten rechts anschließenden Wilhelma. In Verlängerung der von links unten kommenden Eisenbahnstrecke zieht sich der untere und der mittlere Schloßgarten bis zum Hauptbahnhof hin. Parallel zu den Bahngleisen erkennt man deutlich die noch unter König Friedrich zu Beginn des 19. Jahrhunderts gepflanzte Platanenallee.

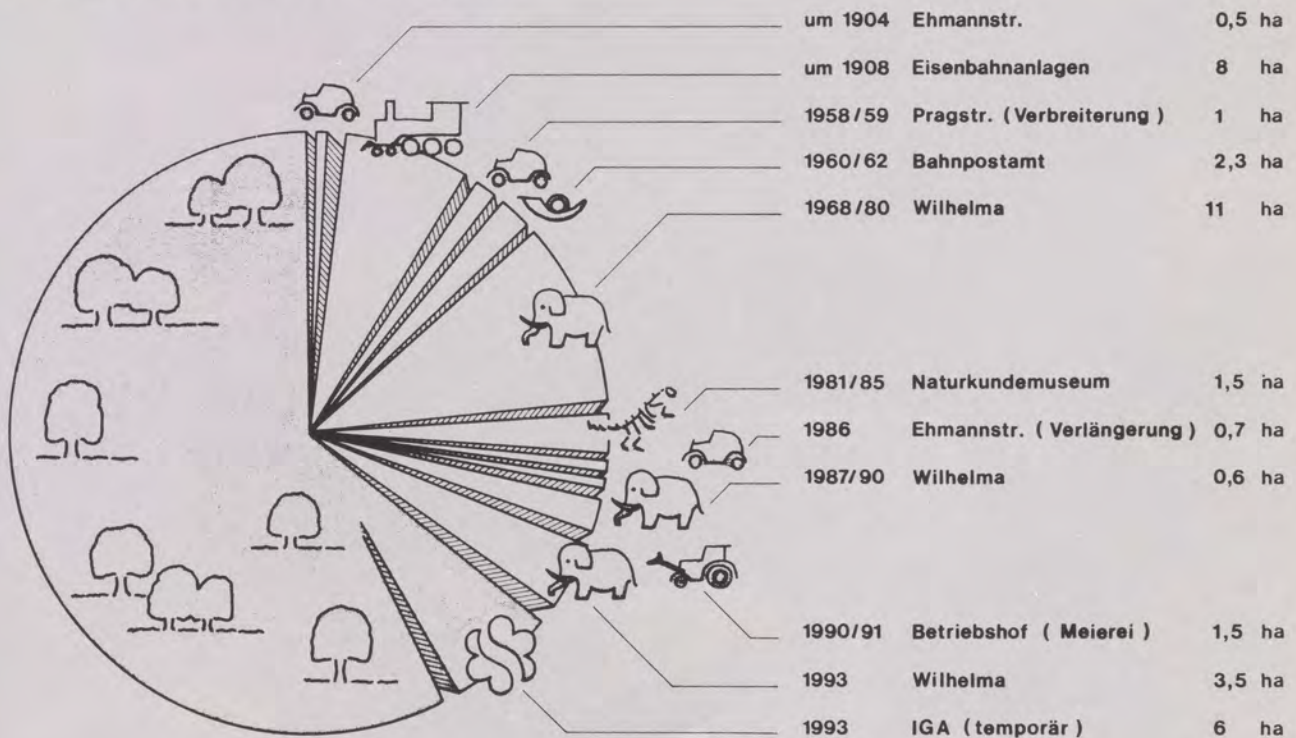
In einem Bogen verläuft die Pragstraße als Begrenzung von Wilhelma bzw. Rosensteinpark vom Neckar am unteren Bildrand zum Pragsattel in der rechten oberen Ecke. In der rechten Bildhälfte erkennt man ganz oben Teile der Messehallen auf dem Killesberg und unmittelbar rechts davon das zur Internationalen Gartenbau-Ausstellung (IGA) 1993 gehörende Wartberg-Gelände zwischen Stresemannstraße und Heilbronner Straße.

Auf was es hier jedoch ankommt: eindrucksvoll sieht man die Flächenverluste, die der Rosensteinpark in den letzten Jahrzehnten hat hinnehmen müssen. Die streng geometrische Schloß- und Parkanlage der Wilhelma bildet heute den Kern des weithin berühmten und beliebten Zoologisch-Botanischen Gartens. Angefangen vom Busparkplatz in der Mitte am Bildfalz über das großflächige

Besucherparkhaus, die Verwaltungsgebäude, die riesige Bärenanlage sowie die übrigen Neubauten und Tiergehege entlang der Pragstraße, dies alles sind Erweiterungen im Gelände des Rosensteinparks. Deutlich erkennt man, daß der einstmals zentrale Parkrundweg heute hart an den Wilhelmaerweiterungsbauten entlang führt und so zu einem Randweg degradiert wurde. Die Baustelle des «Schaubauernhofs» zeigt erst aus der Luft, wie tiefgreifend und elementar dieser jüngste Eingriff der Wilhelma in den Park ist.

Doch dessen nicht genug, auch das Naturkundemuseum an der oberen Schmalseite des Parks hat dort billigen Bauplatz gefunden, ebenso die neue Meierei links daran anschließend und dann bis auf die Höhe des Schlosses die Bahnanlagen mit dem Bahnpostamt. Insgesamt hat der Rosensteinpark in diesem Jahrhundert etwa ein Drittel seiner ursprünglichen Gesamtfläche eingebüßt. Die, wenn auch temporären Bauten der IGA – eine Straßenbahnwendeschleife, mehrere Nationengärten mit festen Gebäuden, ein den Park querender Zaun mit IGA-Kassenhäuschen, die Trasse der «Panoramabahn» sowie Kinderspielflächen – werden das Ihrige dazu beitragen, daß zumindest 1993 der Park seinen Charakter als großzügiger Englischer Landschaftsgarten weitgehend verloren haben wird.

Rosensteinpark – Flächenverluste –







In memoriam Helmut Dölker

Am 25. August 1992 ist Professor Dr. Helmut Dölker im Alter von 88 Jahren in Esslingen gestorben. Der gebürtige Stuttgarter war als Schüler des Karls-Gymnasiums bereits 1919 dem damaligen «Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern» beigetreten. Mithin war er mehr als siebenzig Jahre lang Mitglied dieses Vereins, der nach dem Zweiten Weltkrieg als «Schwäbischer Heimatbund» wiedergegründet wurde. Ihm diente Helmut Dölker fast vier Jahrzehnte lang in führender Funktion: von 1949 bis 1986 als Mitglied des Vorstands. Dankbar hat ihn die Mitgliederversammlung des Jahres 1984 in Ulm zum Ehrenmitglied ernannt.

Helmut Dölker hat unendlich viel für den Schwäbischen Heimatbund getan. Dem fundierten Rat im Vorstand, der auf einer umfassenden Landeskenntnis und einer erstaunlichen Vertrautheit mit vielen Persönlichkeiten aus allen Schichten der Bevölkerung beruhte, hat er immer die Tat an die Seite gestellt. Helmut Dölker war – wie sein Vetter Hansmartin Decker-Hauff – in erster Linie ein Mann des Worts, der mündlichen Vermittlung. In seinen Vorträgen und noch stärker bei seinen Führungen hat er gefesselt und begeistert, hat er den Teilnehmern unserer Studienfahrten Land und Leute aus der Geschichte heraus erklärt und Verständnis für Eigenarten und landschaftstypische Besonderheiten geweckt. Dabei war er stets um eine ganzheitliche Schau bemüht, die sowohl die geologischen Grundlagen wie die territoriale Zugehörigkeit, die volkskundliche Charakteristik wie die mundartliche Ausformung einbezog. Zahlreiche Mitglieder haben seine Fahrten in bester Erinnerung; wie kaum ein anderer Gelehrter erreichte er in direktem Kontakt breiteste Bevölkerungsschichten, wobei ihm seine schlichte Art den Zugang öffnete.

Helmut Dölker war ein typischer Württemberger, genauer gesagt ein Altwürttemberger: evangelisch geprägt, durch Schule und Studium dem Wort verhaftet und in seinen Neigungen der Literatur und der Musik zugetan. Nicht zuletzt durch sein Honoratiorenschwäbisch hat er sich immer als württembergischer «Patriot» zu erkennen gegeben.

In seiner Tübinger Studienzeit war Helmut Dölker dem Volkskundler, Mundart- und Namenforscher Karl Bohnenberger begegnet. Unter seinem Einfluß wandte er sich bewußt der Heimatforschung zu, insbesondere der Beschäftigung mit der schwäbisch-alemannischen Mundart und dem Namengut dieses Sprachraums. Seine Dissertation über «Die Flurnamen der Stadt Stuttgart in ihrer sprachlichen und siedlungsgeschichtlichen Bedeutung» – 1933 veröffentlicht und 1982 neu aufgelegt – begründete nicht nur seinen Ruf als einer der führenden deutschen Namenforscher, sondern blieb auch bis heute das Musterbeispiel einer großartigen Flurnamensammlung. Nach Wehrdienst und Gefangenschaft war der politisch

unbelastete Heimkehrer Helmut Dölker ein gefragter Mann: Am 1. Juni 1946 wurde der Gymnasiallehrer mit der Leitung der «Württembergischen Landesstelle für Volkskunde», früher «Abteilung Volkstum» im Landesamt für Denkmalpflege, beauftragt; eine Position, die er bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1969 innehatte. Die hohe Wertschätzung seiner Person und die fundierte Breite seiner landeskundlichen Kenntnisse veranlaßten 1955 die Verantwortlichen, Helmut Dölker zugleich zum Vorstand des «Staatlichen Amtes für Denkmalpflege Stutt-



Prof. Dr. Helmut Dölker im Alter von 68 Jahren.

gart» zu berufen. In den vierzehn Jahren dieser beruflichen Doppelbelastung hat er für den Denkmalschutz, der damals nur eine schmale rechtliche Basis hatte und auf das Wohlwollen der Beteiligten und den Druck der Öffentlichkeit angewiesen war, Beachtliches geleistet. In diese Zeit fielen so große Projekte wie die Wiederherstellung des Alten und des Neuen Schlosses in Stuttgart. Daß letzteres nicht abgerissen oder zum Landtagsgebäude umgestaltet wurde, ist ihm, aber auch den Protesten und Initiativen des Schwäbischen Heimatbundes zu verdanken. Daß das Kaufhaus Schocken von Mendelsohn und das Kronprinzenpalais abgetragen wurden, konnte er zu seinem Leidwesen nicht verhindern; dafür gelang es ihm, die Esslinger Pliensaubricke, die durch den Bau des Neckarkanal und den Ausbau der B 10 gefährdet war, als historisches Dokument zu erhalten. Als Folge der Ausgrabungen in Unterregenbach bei Langenburg und

unter der Esslinger Stadtkirche St. Dionys richtete er im Denkmalamt eine eigene Abteilung «Archäologie des Mittelalters» ein.

Zu den Hörern und Schülern des Honorarprofessors Helmut Dölker gehörten nicht zuletzt die Studenten des Ludwig-Uhland-Instituts für Volkskunde an der Universität Tübingen. Dort war er seit 1949 tätig, später als kommissarischer Leiter, und half mit, diesem Wissenschaftszweig wieder eine philologisch-historische Grundlage zu geben. Der Lehrbeauftragte für Volkskunde hat den Verbindungsbogen von Hermann Schneider und Hugo Moser zu Hermann Bausinger gebildet, eine Brücke, die man 1970 gesprengt hat. Helmut Dölkers Verständnis von Volkskunde und die neue Einbindung des Fachs in die Sozialwissenschaften ließen offensichtlich keine Verbindung mehr zu.

Helmut Dölker war ein kenntnisreicher Gelehrter, der auf Befragen sein lexikonreiches Wissen an Fachleute ebenso wie an Laien gerne weitergab; zugleich war er gegenüber allen ein freundlicher und hilfsbereiter Mensch. Die treue Pflichterfüllung war bis zu seinem Tod eines der obersten Gebote, unter denen sein ganzes Leben stand; sie ließ noch den Greis Termine wahrnehmen, wenn es nur um den Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein oder den Schwäbischen Heimatbund ging, die ihm beide bis zuletzt am Herzen lagen. Wir werden sein Andenken dankbar bewahren.

Martin Blümcke

Denkmalschutzpreis des Heimatbundes und der Württemberger Hypo verliehen

(Marbacher Zeitung vom 21. 9. 1992) «Wenn Dich der liebe Gott bestrafen möchte, dann läßt er Dich den Umbau eines denkmalgeschützten Gebäudes planen». Dramatisch schilderte Hardy Krämer aus Überlingen die Sorgen und Nöte eines Hausbesitzers, der sich auf ein solches «Bauabenteuer» eingelassen hat. Lohn für den finanziellen und persönlichen Einsatz: heute wohnt die Familie Krämer in einem wunderschön restaurierten mittelalterlichen Gebäude in Überlingen, der Bauherr bekam darüber hinaus den Denkmalschutzpreis des Schwäbischen Heimatbundes verliehen. Mit ihm konnten sich vier weitere Preisträger über diese mit jeweils 10000 Mark dotierte Auszeichnung freuen, die am Freitag im Marbacher Rathaus übergeben wurde. Darunter das Ehepaar Elke und Hans Peter Eberhard, die das im Volksmund «Kaserne» genannte Gebäude Mittlere Holdergasse 5 in Marbach restauriert hatten.

Denkmalpflege hat sich der 1909 gegründete Schwäbische Heimatbund als eine seiner Aufgaben auf die Fahnen geschrieben. Zum 15. Mal wurde jetzt der ursprünglich nach dem mittlerweile verstorbenen Schorndorfer Architekten Peter Haag benannte Denkmalschutzpreis verliehen.

Der Bürgersaal im vor wenigen Jahren sanierten Marba-



Übergabe des Denkmalschutzpreises im Rathaus von Marbach am Neckar. Von links: Dr. Jürgen Blumer, Württembergische Hypothekenbank, Martin Blümcke und Preisträger Hardy Krämer.

cher Rathaus gab den würdigen Rahmen für die Feierstunde ab. Marbach ist dem Schwäbischen Heimatbund durchaus als eine gute Adresse bekannt, ging doch der im vergangenen Jahr erstmals verliehene Kulturlandschaftspreis in die Schillerstadt. Daran erinnerte Bürgermeister Heinz Georg Keppler am Freitag in seinen Begrüßungsworten. Er verwies auf die Anstrengungen der Stadt in Sachen Denkmalschutz. So habe man in den vergangenen Jahren rund 30 private Sanierungsobjekte in der Altstadt mit insgesamt 1,4 Millionen Mark unterstützt und darüber hinaus noch eine Million Mark in städtische Objekte gesteckt. Keppler: «Ich glaube, das zeigt, daß die Stadt finanziell und ideell viel für den Denkmalschutz leistet.»

Der Denkmalschutzpreis des Schwäbischen Heimatbundes will dazu beitragen, das Engagement privater Eigentümer in der Denkmalpflege zu fördern und zu honorieren. Erstmals trat in diesem Jahr die Württembergische Hypothekenbank als Sponsor auf. Wohl nicht zum letzten Mal, wie Vorstandssprecher Dr. Jürgen Blumer bei der Preisvergabe im Marbacher Rathaus andeutete. Er sprach von einer «idealen Partnerschaft» zwischen seinem Institut und dem Heimatbund, und er zog einen Vergleich heran: «Das ist wie in einer jungen, glücklichen Ehe. Und die Preisträger sind sozusagen unsere ersten Kinder.»

Als auszeichnungswürdig gelten «beispielhafte denkmalpflegerische Leistungen, die ein Privatmann für die Pflege und Erhaltung eines Objekts erbracht hat», heißt es in den Vergaberichtlinien. Kommunen, Verbände oder Kirchen werden also bewußt nicht als Bewerber um den Preis zugelassen.

«Das Ziel ist die bewußte Erhaltung des Alten bei behutsamer Gestaltung des Neuen», formulierte Heimatbund-Vorsitzender Martin Blümcke. Vor allem Fachwerkbauten sind es, die von den Besitzern in oft jahrelanger Arbeit restauriert werden und mit denen sie sich dann um

den Preis bewerben. Dennoch handelt es sich, und das betonte Blümcke ausdrücklich, nicht um einen Preis für besonders gut gelungene Fassaden. «Vielmehr muß das Gebäude innen und außen ein Dokument bleiben, so daß seine Geschichte jederzeit ablesbar bleibt.» Der Preis sei vor allem eine Belohnung für die Courage, sich einem denkmalgeschützten Objekt zuzuwenden, denn Ärger mit Behörden, Architekten, Handwerkern und Denkmalpflegern bleibe selten aus. «Es ist auch ein Preis», so Blümcke weiter, «für erhebliches finanzielles Engagement, denn häufig wird uns gesagt, ein Neubau wäre billiger gewesen».

Oberkonservator Ulrich Gräf, Vorsitzender der Jury, die sich mit 35 Bewerbungen um den Denkmalschutzpreis zu befassen hatte, stellte anhand von Dias die preisgekrönten Bauten vor. Die «Kaserne» – eine Bezeichnung, für die es laut Graf keine nachvollziehbaren Belege gibt – in der Mittleren Holdergasse und das dazugehörige Wohnhaus Niklastorstraße 7 beeindruckten die Jury insbesondere wegen der wertvollen Bel Etage mit den schönen Stuckierungen. Anerkennung ist der Preis für Eigentümer Hans Peter Erhard, der die Zeit und das Geld investierte, um den Charakter des Hauses zu erhalten.

Das Gebäude entspricht heute weitgehend dem Erscheinungsbild des 18. Jahrhunderts, als der Diakon Hochstetter der Eigentümer war. Von besonderem Interesse für die Denkmalpfleger waren auch die auf drei Ebenen aufgeteilten Keller, einer aus dem 16. Jahrhundert, einer aus dem Jahr 1699 und der dritte von 1745.

Weitere Objekte, die mit dem Denkmalschutzpreis 1992 des Schwäbischen Heimatbundes ausgezeichnet wurden, sind die alte Vogtei in Horb-Dettensee, das einstige Weberhaus in Biberach/Riß, das ehemalige Speichergebäude Jakobsgrasse 14/1 in Tübingen sowie das mittelalterliche Gebäude Luziengasse 8 in Überlingen.

Bevor sich die Gäste der Preisverleihungszeremonie an einem Imbiß stärken konnten, schilderte der Überlinger Preisträger Hardy Krämer in launigen Worten, welche Überraschungen, Probleme und Schwierigkeiten das Sanieren eines denkmalgeschützten Gebäudes mit sich bringen kann. Man sah bei seinen Worten einige der «Leidensgenossen» heftig nicken.

Heimatmedaille des Landes für Heinrich Röhm in Heilbronn

Beim Landesfest zum Tag der Heimat, das am 13. September in Aalen gefeiert wurde, stand auch ein Festakt auf dem Programm, bei dem die diesjährigen Medaillen für besondere Verdienste um die Heimat Baden-Württemberg übergeben wurden, sechs an der Zahl. Auf Vorschlag des Schwäbischen Heimatbundes wurde Heinrich Röhm, Oberbaudirektor a. D. in Heilbronn, ausgezeichnet. Hier der Wortlaut der Laudatio:

«1912 in Ulm an der Donau geboren, hat Heinrich Röhm in Stuttgart Architektur studiert und ist in das Büro seines Lehrers Professor Paul Bonatz eingetreten. Nach Krieg und Gefangenschaft wurde er 1949 Leiter der Entwurfsabteilung des Hochbauamts der Stadt Heilbronn und vierzehn Jahre später bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1974 Leiter des Hochbauamts der Stadt Krefeld.

In beiden Städten hat er nicht nur entworfen, neu- und umgebaut, sondern sich zugleich unermüdlich um denkmalpflegerische Belange gekümmert. Ging es in der Umgebung von Heilbronn – Vogthaus in Willsbach, Kirche in Dahenfeld und Magdalenenkirche in Beilstein oder bei der Wasserburg Horkheim – um unversehrte Zeugen der Geschichte, so mußten in Heilbronn selbst Ruinen wieder aufgebaut werden: zum Beispiel der Hafenmarkturm, das historische Rathaus, wo Heinrich Röhm speziell beim Innenausbau tätig war, oder der Deutschhof. Als offizieller Mitarbeiter des Landesamts für Denkmalpflege für den Stadtkreis Heilbronn wirkte er auch beim Wiederaufbau der Kilianskirche mit, und als Verbindungsmann der Stadt zu Kunstverein und Künstlerbund engagierte er sich auch für zeitgenössische Ausdrucksformen.

Heinrich Röhm ist auch ehrenamtlich seinen Mann gestanden, so als aktiver und ideenreicher Mitarbeiter der Bezirksgruppe Heilbronn im Schwäbischen Heimatbund, die er einige Jahre leitete. Seine kunstgeschichtlichen und bauhistorischen Studienfahrten vermittelten anschaulich Wissen und Einsichten. Besonders verdienstvoll war mehr als zehn Jahre lang seine Tätigkeit im Heilbronner Arbeitskreis des Landesnaturschutzverbandes. zu Bauungs- und Flächennutzungsplänen, Zu Vorhaben des Straßenbaus und bei der Gefährdung wertvoller Landschafts- und Naturschutzgebiete hat er insgesamt 65 gutachterliche Stellungnahmen erarbeitet. Der Baumeister, Denkmalpfleger und Gutachter Heinrich Röhm hat sich um die ihm lieb gewordene Heimat im Unterland sehr verdient gemacht.»

Geschäftsstelle geschlossen

Von Mittwoch, 23. Dezember 1992,
bis Mittwoch, 6. Januar 1993,
bleibt die Geschäftsstelle des
Schwäbischen Heimatbundes
geschlossen.

Erster Arbeitstag im neuen Jahr
ist Donnerstag, der 7. Januar 1993.

Öffnungszeiten der Geschäftsstelle:

Montag bis Donnerstag

9.00 bis 12.00 Uhr

14.00 bis 16.00 Uhr

Freitag 9.00 bis 12.00 Uhr

14.00 bis 15.30 Uhr

Die Mitarbeiter der Geschäftsstelle wünschen
allen Mitgliedern und Freunden
des Schwäbischen Heimatbundes

ein frohes Weihnachtsfest
und alles Gute für das neue Jahr!

OTTO BORST (Hrsg.): **Aufbruch und Entsagung: Vormärz 1815–1848 in Baden und Württemberg.** (Stuttgarter Symposium, Band 2). Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1992. 511 Seiten mit 65 Abbildungen. Kartoniert DM 39,-

Die Ereignisse der Jahre 1848/49, gemeinhin bekannt als die «Deutsche Revolution», die das ganze Gebiet des ehemaligen Deutschen Bundes von Preußen bis nach Österreich erfaßten und gerade im deutschen Südwesten, nämlich in Baden und in der Pfalz, in einem blutigen Bürgerkrieg endeten, sind leidlich bekannt. Bald wird der einhundertfünfzigste Jahrestag dieser Revolution zu begehen sein, und es wird einem demokratischen Staat wohl anstehen, den ersten demokratischen und republikanischen Bewegungen von einigem Gewicht in der deutschen Geschichte zu gedenken.

Doch sind auch die Wege zu dieser Revolution, die ja wohl kaum vom Himmel gefallen sein kann, ist ihre Vorgeschichte bekannt, ja überhaupt ausreichend erforscht? Wer hierzu Literatur sucht, tut sich noch immer schwer – gerade auch im Bereich der badischen und der württembergischen Landesgeschichte –, obgleich es an Einzeluntersuchungen nicht fehlt. Im Bestreben, Forschungslücken zu füllen, faßte Otto Borst als spiritus rector der jährlichen, jeweils zweitägigen «Stuttgarter Symposien» einen Teil der auf einem der Symposien der letzten Jahre gehaltenen Vorträge, ergänzt durch weitere Beiträge zum Thema, erstmals zu einer umfassenden Darstellung der Epoche des «Biedermeier» im deutschen Südwesten zusammen.

Man wird der Quintessenz der Einzeldarstellungen folgen dürfen: Das Biedermeier war weniger geprägt von bürgerlicher Behaglichkeit denn von innerer Unruhe, von Sorgen und Nöten breiter Teile des Volkes. Der Wiener Kongreß hatte nach der endgültigen Niederlage Napoleons eine Wiederauflage des Ancien Régime in modifizierter Form versucht. Doch das alte politische System rieb sich immer heftiger an der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wirklichkeit in Deutschland: dem rasanten Bevölkerungswachstum auf dem Land, dessen Überschuß noch nicht von der Industrie aufgefangen werden konnte, der wirtschaftlichen und in deren Folge auch der gesellschaftlichen Empanzipation des Bürgertums, dem Fortschritt in Naturwissenschaft und Philosophie, der Verarmung breiter Schichten in Stadt und Land, um nur einige Faktoren zu nennen.

Die Palette der achtzehn von Otto Borst herausgegebenen Beiträge läßt sich grob in drei – wenn auch ungleichgewichtige – Bereiche unterteilen. Der materiellen Seite, auch den ökonomischen und institutionellen Voraussetzungen und Grundlagen der Epoche nehmen sich nur

drei Autoren an: Wolfram Fischer (Industrialisierung), Wolfgang von Hippel (Wirtschaft, Staat und Gesellschaft) und Armin Hermann (Naturwissenschaften). Es wird deutlich, daß der Vormärz eine Zeit des Übergangs darstellte, in der das Alte in einem spannungsgeladenen Prozeß, der den Kern des Neuen bereits in sich trug, abstarb. Erheblich mehr Raum ist gewissen oppositionellen Gruppen und deren Beitrag zum politischen Geschehen im Vormärz eingeräumt: dem republikanischen Aufstandsversuch um den württembergischen Offizier Koseritz 1832/33 (Gad Arnsberg), den schwäbischen Frühsozialisten (Otto Borst), der Griechenbegeisterung in den 20er Jahren, nämlich der finanziellen, aber auch personellen Unterstützung des griechischen Freiheitskampfes gegen die Türken als einem revolutionären Ersatzweg, als die politischen Verhältnisse im Deutschen Bund noch unverrückbar fest erschienen (Lampros Mygdalis), der «Studentenbewegung» seit dem Sandschen Attentat auf Kotzebue bis hin zum Engagement der Studenten 1848/49 (Eberhard Sieber) und schließlich dem ersten politischen Auftreten der württembergischen Frauen im Vormärz und in der Revolution (Carola Lipp). So aufschlußreich, ja spannend diese Beiträge, die teilweise völlig neues Terrain betreten – hier wäre vor allem Carola Lipp zu nennen –, auch ausfallen, mehr als eine marginale Bedeutung auf dem Wege Württembergs und Badens hin zu den Ereignissen 1848/49 wird man den geschilderten Bewegungen und Vorgängen sowie deren Protagonisten jedoch nicht zugestehen können.

Der Schwerpunkt des Bandes schließlich liegt beim kulturellen Geschehen im weiteren Sinne: die Beiträge von Gert Ueding (poetische Provinz im Aufbruch), Bernhard Zeller (die literarischen Zirkel um Karl Mayer d. Ä.), Jan Knopf (Johann Peter Hebels politische Sendung), aber auch große Teile des Aufsatzes von Hartmut Fröschle (Ludwig Uhlands politische Gedankenwelt) haben das literarische Leben im Vormärz zum Thema, Hermann Josef Dahmen widmet sich der Musik, Friedrich Geißer der Kritischen Theologie, Otto Borst der historischen Schule des Tübinger Professors F. C. Baur und Idris Birgit Hartmann schließlich der Biberacher Malschule.

War dies der Vormärz? War das alles, ja das Wesentliche? Will man dem Stuttgarter Symposium und Otto Borsts Sammelband folgen, dann wird man diese Frage bejahen müssen. Es sei aber darauf hingewiesen, daß doch ganz wesentliche Aspekte des Vormärz nicht angesprochen, höchstens en passant erwähnt werden. So gerade jene Bereiche, wo breitere Schichten der Bevölkerung im Vormärz mit oppositionellem Gedankengut in Kontakt kamen – oder von diesem ferngehalten wurden! –, wo solches Gedankengut nämlich öffentlich vertreten wurde: Es

fehlt der Bereich «Öffentlichkeit». Allenfalls am Rande nur werden die Museumsgesellschaften des gehobenen Bürgertums erwähnt oder die Bürgergesellschaften des mittleren und Kleinbürgertums, die Gesangsvereine und Liederkränze, die Turngesellschaften. Wo bleiben die gerade von solchen Vereinigungen getragenen Landtags- und Kommunalwahlkämpfe, wo etwa die Massenbewegung gegen die lebenslange Amtsdauer der Gemeinderäte in Württemberg? In diesem Zusammenhang hätten auch das Pressewesen und der Kampf gegen die allmächtige Zensur interessiert oder die Massenbewegungen der Polenvereine und Polenbegeisterung 1832. Hier nämlich formierten sich die Bataillone, die 1848/49 die politische Schlacht schlagen sollten, hier erprobten sie sich in der politischen Auseinandersetzung. Bereits Zeitgenossen des Vormärz hatten dies erkannt und sprachen von den Vereinen als *Pflanzschulen der politischen Bewegung*.

Doch nicht nur die politische Bewegung des Volkes und dessen politischer Aufbruch kommen zu kurz, auch die Kehrseite der Medaille, die verharrenden Elemente, der Adel, große Teile der Beamten, die konservative Strömung, die sich durchaus auch in liberalen Vereinigungen nachweisen läßt, hätten unbedingt Berücksichtigung verdient.

Ohne Gehalt und Verdienst der genannten Beiträge, die oft sehr interessante Einblicke in den Vormärz vermitteln und teilweise ganz unbekannte Aspekte dieser Epoche beleuchten, schmälern zu wollen, wird man sich doch des Eindrucks nicht erwehren können, bei der Darstellung dieser vorrevolutionären Zeit sei der zweite Schritt vor dem ersten getan worden. Daran vermag auch der den Band abschließende Aufsatz von Dieter Langewiesche nur wenig zu ändern, der von den «Wegen zur Revolution» handelt und gerade auch die bürgerliche politische Massenbewegung des Vormärz anspricht, insbesondere aber auch durchaus voneinander abweichende Reformwünsche und -ziele des gehobenen Bürgertums, des verarmenden Kleinbürgertums und der Bauern, die – je auf ihre Weise – nicht zuletzt durch die starre Haltung des Obrigkeitsstaats zu *Revolutionären wider Willen* wurden.

Raimund Waibel

HORST GLÜCK: Parteien, Wahlen und politische Kultur in einer württembergischen Industrieregion. Die Stadt Esslingen und der mittlere Neckarraum. (Esslinger Studien, Band 10). Stadtarchiv Esslingen 1991. 319 Seiten mit 77 Tabellen. Kartoniert DM 40,-

In Regionen mit vielen Arbeitern und protestantischer Bevölkerung hat die SPD im allgemeinen einen sicheren Rückhalt unter den Wählern. Für (Alt-)Württemberg und besonders für den mittleren Neckarraum gilt dies nicht. Warum schneidet die SPD hier wider alle sonstigen Regeln so schlecht ab? Diese Frage untersucht Horst Glück in seiner bei dem Tübinger Politikwissenschaftler Hans-Georg Wehling entstandenen Dissertation. Er geht dabei von der – u. a. von Wehling entwickelten – These aus, daß

besondere regionale politische Traditionen und Kulturen sich mitunter stärker auf das Wahlverhalten auswirken als soziologische oder konfessionelle Faktoren. Solche Traditionen sind historisch gewachsen, und daher tut der Autor gut daran, historisch weit – bis ins 19. Jahrhundert – auszuholen. Gleichzeitig kreist er seinen lokalen Schwerpunkt gleichsam räumlich ein. Auf einen kurzen Abschnitt über die politischen Parteitraditionen Württembergs folgt ein etwas längerer über den Mittleren Neckarraum; der Hauptteil der Arbeit schließlich ist der Stadt Esslingen gewidmet.

Die Besonderheiten der (alt)württembergischen politischen Kultur hatten ihre historische Wurzel in der liberalständischen Tradition kommunaler Selbstverwaltung und im lutherischen und pietistischen Religionsverständnis. Beides erklärt eine gewisse Organisationsfeindlichkeit und Reserviertheit gegenüber Parteien und die Vorliebe der Wählerschaft für politische Persönlichkeiten, wie sie noch heute bei den Kommunalwahlen sehr deutlich zum Tragen kommt. In die gleiche Richtung wirkte eine weitere Besonderheit, deren Ursache in der sozioökonomischen Zersplitterung zu suchen ist: Realteilung und ländlich-kleinstädtisch geprägte Industrialisierung mit einem hohen Pendleranteil unter der Arbeiterschaft verhinderten die Ausbildung jener abgeschotteten Subkulturen, die im allgemeinen als das Kennzeichen des deutschen Parteiensystems vor 1933 gelten. Ihr Image als Honoratiorenpartei und ihr Charakter als lockere Sammlungsbewegung ermöglichten der CDU eine feste Verwurzelung in dieser politischen Kultur, während sich die SPD aus dem 30%-Turm der Arbeiterschaft nicht befreien konnte. Die CDU integrierte den früheren altliberalen Wähleranhang, und vor allem gelang es ihr, die – mehrheitlich katholischen – Vertriebenen an sich zu binden, die bis zu einem Viertel der Bevölkerung ausmachten.

Dies freilich, die Integration der Vertriebenen durch die CDU, ist keineswegs eine württembergische Besonderheit, sondern entspricht nur der langfristigen westdeutschen Normalentwicklung. Und wer als Leser nach den einleitenden Kapiteln über das regionale Umfeld Esslingens erwartet, im Hauptteil des Buches am Beispiel dieser Stadt die Wirkungsmacht regionaler politischer Traditionen demonstriert zu bekommen, sieht sich erst recht enttäuscht. Die historischen Rückblicke zeigen zunächst, daß die SPD in Esslingen keineswegs immer so schlecht plazierte wie in der Zeit nach 1945. Im Gegenteil: Gerade im «roten Esslingen» war sie während des 19. Jahrhunderts führende politische Kraft. Dies verdankte sie einem gemäßigten Kurs, der sie nicht nur für die Arbeiter der früh in Esslingen angesiedelten Industrien attraktiv machte, sondern auch für sonst eher liberale kleinbürgerliche und bäuerliche Schichten, insbesondere für die wichtigen Weingärtner. Um die Jahrhundertwende aber zerbrach das Bündnis zwischen sozialdemokratischen Arbeitern und liberalem Mittelstand an den wachsenden Klassen- und Stadt/Land-Gegensätzen. Vor allem in der Weimarer Republik verschärfte sich das politische Klima, das Parteiensystem polarisierte und zersplitterte sich. Davon war besonders die SPD betroffen. Mehr als andern-

orts liefen ihr die Arbeiterwähler davon und stärkten die KPD. Und auch die NSDAP konnte unter diesen Bedingungen beachtliche Erfolge verbuchen.

Was all dies mit regionaler oder lokaler politischer Kultur zu tun hat, bleibt unklar. Wie der Autor richtig bemerkt, verlief die Esslinger Entwicklung bis 1933 im Grunde *eher nach dem Muster im Reich; die württembergischen Besonderheiten gingen an Esslingen weitgehend vorbei* (S. 138). Nicht gut nachvollziehbar ist weiterhin, warum eine langfristigen politischen Traditionen im 20. Jahrhundert gewidmete Studie die NS-Zeit kommentarlos und vollständig ausblendet. Die Untersuchung setzt erst wieder ein mit dem Einmarsch der Amerikaner im April 1945 und erstreckt sich dann auf rund hundert Seiten – einem Drittel des Buches – auf eine Darstellung der Kommunal-, Landes- und Bundestagswahlen, bei der mit Zahlen, Namen und anderen Details nicht gespart wird, der rote Faden freilich oft verlorengeht. Entscheidend für den Erfolg der CDU waren, so scheint es, auch hier keine lokalen oder regionalen Besonderheiten, sondern die Integrationsfähigkeit der CDU, vor allem unter den Vertriebenen.

Horst Glücks Buch geht von einem vielversprechenden Ansatz aus, allein die Realisierung ist dürftig. Mehr als ein Sammelsurium an Zahlen, Namen und Fakten aus dem Wahlkampfgeschehen und den Wahlen bietet es an Neuem nicht. Darüberhinaus wird seine Lektüre vor allem in den historischen Partien, die aus oft unvermittelt zusammengefügt, mitunter halbseitigen wörtlichen Zitaten aus leicht greifbaren, neueren Arbeiten zur Landes- und Lokalgeschichte bestehen, nicht selten zur Tortur. Das Konzept der regionalen politischen Kultur hätte mehr Mühe verdient als einen ausgekippten und nach der Buchbindersynthese zusammengeleimten Zettelkasten.

Thomas Kühne

ULRICH MÜLLER: **Fremde in der Nachkriegszeit. Displaced Persons – zwangsverschleppte Personen – in Stuttgart und Württemberg-Baden 1945–1951.** (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 49). Klett-Cotta Stuttgart 1990. 173 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert DM 24,-

Flüchtlinge und Fremde gibt es nicht erst heute in Deutschland. Bei der Besetzung Hitler-Deutschlands stießen die Alliierten 1945 auf über fünf Millionen ausländische Arbeiter und Arbeiterinnen. Die meisten von ihnen waren zwangsweise verschleppt worden, um die deutsche Kriegswirtschaft aufrechtzuerhalten.

Die Alliierten betrachteten die angetroffenen Ausländer summarisch als «Opfer der deutschen Politik» und bezeichneten sie als Displaced Persons. Die meisten von ihnen verließen Deutschland sofort nach ihrer Befreiung, einige wurden, insbesondere in die Sowjetunion, «zwangsrepatriiert». Doch für einen kleinen Teil von DPs – überwiegend Polen, aber auch Balten, Ukrainer, Tschechen und Armenier – war die Heimkehr verstellt. Sei es, daß sie die neu gebildete polnische Regierung als kommuni-

stisch ablehnten, sei es, daß sie in dem Land, aus dem sie als Jugendliche verschleppt worden waren und in dem oft kein Familienmitglied mehr lebte, keine Heimat mehr sahen und Sicherheitsgefühl und Rückhalt nur noch in der Gruppe derer fanden, die ein gleiches Schicksal hinter sich hatten.

1946 bekamen weitere «Nachkriegsflüchtlinge» den Status als DP zuerkannt. Es waren überwiegend heimatlos gewordene überlebende Juden aus den Konzentrationslagern, aber auch ehemalige Nazi-Kollaborateure, insbesondere aus dem Baltikum. Ungefähr 60 000 solcher DPs lebten an der Jahreswende 1946/47 im damaligen Land Württemberg-Baden. Sie alle unterstanden der internationalen Hilfsorganisation der UNRA, später der IRO, und lebten, da sie ja zur Heimkehr bewegt werden sollten, weiterhin überwiegend in Lagern, getrennt von der deutschen Bevölkerung.

Mit dem Schicksal dieser Zwangsverschleppten beschäftigt sich der vorliegende Band. Er handelt von deren Unterbringung in Lagern, von ihrer kulturellen und wirtschaftlichen Betätigung bis hin zu ihrer schließlich 1949 erfolgten mühsamen Eingliederung als «heimatlose Ausländer». Auf der Grundlage einer breiten und sorgfältig recherchierten Quellenbasis zeichnet der Autor ein differenziertes Bild von der schwierigen Situation dieser heterogenen Gruppe von Menschen, denn unter dem DP-Status faßten die Alliierten *ehemalige Zwangsarbeiter, aber auch Kollaborateure und Sympathisanten des NS-Regimes, Flüchtlinge vor dem Kommunismus und Flüchtlinge vor dem polnischen Antisemitismus* zusammen. Leider behandelt der Autor das Problem aber ausschließlich aus der Sicht offizieller Behördenakten, und für die stellte sich das Problem der «Fremden» eben vor allem als ein Verwaltungsproblem dar. So erfährt man viel über die Beschlagnahme von Privathäusern zur Unterbringung der DPs und von dem verständlichen Ärger der Beschlagnahmten, einiges auch über den Schwarzmarkt, der fest in der Hand der DPs war, oder über deren Ausschreitungen. Ebenso spielte die bevorzugte Versorgung der DPs mit Kalorien immer wieder eine problematische Rolle, da sie – neben tradierten national(sozial)istischen Feindbildern – nicht wenig zur Ablehnung der DPs durch die Einheimischen beigetragen hat. Die Innensicht dieser Heimatlosen aber bleibt verschlossen. Ohne die Kenntnis ihrer Sorgen, Hoffnungen und Wünsche jedoch bleiben sie «Fremde», noch im historischen Rückblick.

Benigna Schönhagen

HANSMARTIN DECKER-HAUFF: **Gärten und Schicksale. Historische Stätten und Gestalten in Italien.** Bearbeitet und eingeleitet von Karl Kempf. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart 1992. 256 Seiten mit 85 Abbildungen, darunter 24 in Farbe. Leinen DM 48,-

»Geschichte ist langweilig«. Wer immer noch dieser Meinung ist, der wird beim Lesen dieses Buches eines Besseren belehrt.

Ausgehend von heute noch existierenden Parkanlagen,

Palästen, Schlössern, Burgen, Kirchen und Städten in Ober- und Mittelitalien entführt Hansmartin Decker-Hauff seine Leser mitten in das Schicksal von elf verschiedenen Gestalten der europäischen Geschichte des 11. bis 19. Jahrhunderts. In der ihm eigenen Weise erzählt er uns ihre Lebenswege und wie diese mit dem jeweiligen Ort verbunden sind. Dabei handelt es sich um so unterschiedliche Persönlichkeiten wie etwa die nach Ruhm und Ansehen eifernde Caterina Sforza, eine nichteheliche Tochter des Herzogs von Mailand, die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit allen Mitteln die Regierung eines kleinen Fürstentums behalten will, oder den bekannten Ordensstifter Franz von Assisi, der südlich seines Geburtsstädtchens im einsamen Tal von Rieti zu Beginn des 13. Jahrhunderts die Regeln der Askese sowie das Ideal der Armut und der Liebe verwirklichte.

Dem Autor geht es immer darum, die Wesenszüge einer Person aufzuzeigen, zu erklären, wie deren Eigenschaften auf ihr Leben und Handeln gewirkt haben. Er liefert also kein fertiges, unantastbares Bild seiner »Helden«, sondern er läßt im Gegenteil keinen Zweifel daran, was überlieferte Tatsache ist und was er aufgrund historischer Umstände und Gepflogenheiten ergänzend hinzufügt. Das Buch bekommt dadurch pädagogischen Charakter, wobei der Leser die vom Verfasser mit Zurückhaltung ausgesprochenen Schlußfolgerungen stets selbst bewerten kann.

Besonders reizvoll, ja poetisch sind die Spaziergänge durch den Park von Bomarzo und durch die Gartenanlage um das Schloß in Collodi. Bomarzo, ein fürstlicher Garten der Renaissance, der so gar nicht dem Ideal seiner Zeit entsprach, der vielmehr mit einem schiefen Haus, mit Figuren der etruskischen, griechischen und römischen Göttergeschichte ganz planlos und wirt die Melancholie seines Besitzers Vicino Orsini widerspiegelt. Dagegen Collodi: eine bis zur Französischen Revolution hin oftmals umgestaltete Landschaft, zuletzt mit sich genau abgrenzenden lichten und schattigen Orten, verspielten Figuren, Kaskaden sowie einer klaren, axialen Architektonik.

Hansmartin Decker-Hauff konnte leider nur noch sehr begrenzt seine *Gärten und Schicksale*, ursprünglich eine Fernsehreihe, redaktionell bearbeiten. Karl Kempf übernahm diese mühevollen Tätigkeit und präsentiert ein Buch, das seinen Preis wert ist. Reich bebildert mit vielen, extra hierfür entstandenen Farbfotografien, vermißt man nicht einen Augenblick den Film. Die Abbildungen unterstützen den Erzählstil des Autors, sie sind Teil der gelieferten Tatsachen und laden zu detektivischem Betrachten ein. Dem Autor gelang nicht zuletzt durch den Verzicht auf fachspezifische Erläuterungen ein für einen breiten Leserkreis interessantes und packendes Werk. Jeder Italienfreund, jeder Liebhaber von Darstellungen menschlicher Schicksale läßt sich von dieser lebendigen und plastischen Schilderung verführen und bekommt »Lust auf Geschichte«.

Gabriela Rothmund-Gaul

JOACHIM GEISSLER-KASMEKAT: **Malerei – das vergessene Handwerk. Versuch zu einer Wiedergewinnung der Erkenntnis und des Verstehens von Kunst.** Verlag Rombach Freiburg i. Br. 1991. 505 Seiten mit 22 Abbildungen. Pappband DM 62,-

Die hier vorgelegte Schrift ist etwas Besonderes; sie ergänzt nicht etwas bereits Bekanntes. Was der Verfasser als das Wesentliche beschreibt, sind Entdeckungen. Die Inhalte im einzelnen offenbaren Grundsätze, deren Bedeutung bisher unbekannt und deren Wesentlichkeit verborgen war. Die Gewichtung des Gesagten läßt sich nicht sicher ermessen. Doch ohne die hier erstmals dargelegte Grammatik der Formen bildenden Kunst zu kennen, läßt sich in Zukunft keine zulängliche Kunstlehre mehr aufstellen. Die Schrift erhebt die geistige Grundlage der bildenden Kunst auf eine neue, erhöhte Stufe. Sie stellt das mögliche Wissen über bildende Kunst auf die sicherste Basis, die bisher gedacht worden ist.

Der Verfasser, ein »pictor doctus«, stellt der Kunstgeschichte eine Kunstwissenschaft gegenüber. Kunstgeschichte ist Geschichtswissenschaft am Beispiel der Kunstobjekte. Ihr Wesen ist Stilkunde, ihr Ziel ist Stilgeschichte. Sinn tragende Stilgeschichte ist Teil der Kulturgeschichte. Dagegen ist Kunstwissenschaft, gemäß ihrer Wortbedeutung, Wissenschaft von der Kunst. Sie dient nicht dem Sinn der Geschichte, sondern dem Sinn dessen, was ein Werk zum Kunstwerk macht. Das Wesen der Kunstwissenschaft liegt in der Formenkunde. Der Kern künstlerischer Formenkunde ist Qualitätskunde. Der Autor führt die Gesetzmäßigkeiten der Kunstformen auf deren Prinzipien zurück und deckt damit die Axiomatik der künstlerischen Gestaltung auf. Er legt das innewohnende Gerüst der künstlerischen Formalästhetik frei und erstellt damit erstmals die Ontologie der bildenden Kunst. Mit ihr schafft er Erkenntnis von Kunst.

Der Autor gliedert seine Schrift in drei Teile. Der erste ist eine Grundlegung, philosophisch, metaphysisch. Der zweite geht von dieser Grundlegung aus. Aus ihr werden die Formengesetze der bildenden Kunst hergeleitet, evident gemacht und dann speziell in die Malerei hinein weitergeführt. Sie werden erschöpfend abgehandelt und, im einzelnen, in einer bisher nicht dagewesenen Vollständigkeit dargestellt. Im dritten Teil wird folgerichtig die Nutzenanwendung der Inhalte des ersten und des zweiten Teiles für ein fundiertes Urteilen über Werke der bildenden Kunst beschrieben. Im Anschluß hieran nimmt Geissler-Kasmekat zu den künstlerischen Tätigkeiten der Gegenwart Stellung. Er begründet die heute herrschenden Gegebenheiten geistesgeschichtlich überzeugend und entzieht damit allen denkbaren Auseinandersetzungen die Polemik.

Die Besonderheit und das Verdienst dieser Schrift ist es, das erste Lehrbuch zu sein über *die Kunst an der Kunst*. Ein solches gab es im Bereich des Bildnerischen bisher nicht. Das Buch sollte wegen seiner umfassenden und einzigartigen Sachkunde zum Standardwerk und zur Pflichtlektüre für Lehrende und Lernende erhoben werden. Der praktisch tätige Künstler der Gegenwart wie der

theoretisch Interessierte können aus der Lektüre des Buches Bildungsnutzen für ein ganzes Leben ziehen.

Manfred Tripps

BRUNO KADAUKE: Wandmalerei vom 13. Jahrhundert bis um 1500 in den Regionen Neckar-Alb, Ulm-Biberach und Bodensee-Oberschwaben. Verlagshaus Örtel und Spörer Reutlingen 1991. 231 Seiten mit 46 Farbtafeln und 81 Schwarzweißfotos. Leinen DM 57,-

Im Mittelalter waren alle Kirchenräume farbig ausgemalt. Auf den Kirchenwänden und den Architekturgliedern wurden den Gläubigen die Texte des Alten und des Neuen Testaments, die Apokryphen und die Heiligenlegenden bildlich dargestellt. Ornamentale und rahmende Elemente ergänzten die prachtvolle Ausstattung. Im Laufe der Jahrhunderte jedoch wurden die Wandmalereien häufig durch Umbau und Neubauten zerstört oder für neue Ausmalungen übertüncht. So konnten seit Anfang des 20. Jahrhunderts bei Kirchenrestaurierungen ab und zu Wandgemälde wiederentdeckt werden. Aufgrund neuerer Techniken gelang es vor allem in den letzten fünfzig Jahren, weitere Wandmalereien aufzudecken und sorgfältig zu restaurieren. Die diesbezüglichen Forschungsergebnisse wurden bisher in Einzelstudien veröffentlicht, doch eine umfassende übersichtliche Auflistung und Beschreibung fehlt.

Bruno Kadauke hat diese Lücke für einen Teil Süddeutschlands gefüllt. Chronologisch geordnet verzeichnet er in der vorliegenden Arbeit, einer Dissertation bei der Fakultät der Kulturwissenschaften an der Universität Tübingen, die gotischen Wandmalereien der Regionen Neckar-Alb, Ulm-Biberach und Bodensee-Oberschwaben. Liebevoll und sehr detailliert beschreibt er die einzelnen Wandgemälde, die häufig nur als Fragmente erhalten sind, in ihrem heutigen Erhaltungszustand, unterscheidet allerdings nicht zwischen ursprünglichen und später ergänzten Teilen, zwischen originaler und neuer Farbgebung. Umstrittene Datierungen versucht er anhand von stilistischen Merkmalen, zum Teil auch über die Baugeschichte der Kirchen, zu begründen oder neu zu bestimmen. Die durch den fragmentarischen Erhaltungszustand vielfach fraglichen ikonographischen Deutungen in der bisher veröffentlichten Literatur ergänzt er versuchsweise mit mittelalterlichen Buch- und Glasmalereien sowie mit plastischen Werken.

Die Orte, in denen sich die angeführten Wandgemälde befinden, sind den abgedruckten Karten und dem Ortsregister zu entnehmen. Ein großer Teil der Objekte ist durch Abbildungen dokumentiert. Ein ikonographisches Verzeichnis und eine ausführliche Literaturliste ergänzen die Arbeit. Etwas verwirrend ist die Numerierung der Anmerkungen, die unabhängig vom Seitenumbruch für jedes Objekt einzeln durchgeführt wurde.

Das vorliegende Buch, das *dem aufgeschlossenen Leser und Betrachter die tiefe Innerlichkeit, Hingabe und Frömmigkeit, mit welcher der mittelalterliche Mensch diese Bilder schuf und*

erlebte, vermitteln möchte, bietet eine wertvolle Übersicht über die noch vorhandene gotische Wandmalerei im angegebenen Raum und damit auch eine Grundlage für weitere Studien zu diesem Thema.

Sibylle Setzler

LUCAS WÜTHRICH: Der sogenannte «Holbein-Tisch». Geschichte und Inhalt der bemalten Tischplatte des Basler Malers Hans Herbst von 1515. (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Band 57). Verlag Hans Rohr Zürich 1990. 208 Seiten mit 3 Faltafeln und 132 Abbildungen. Pappband sFr 38,-

Vom Ausgang des 14. bis zum 16. Jahrhundert läßt sich die Sitte, Tischplatten zu bemalen, verfolgen. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zählen bemalte Tischplatten zu den luxuriösen Ausstattungsstücken vornehmer Wohnkultur und erleben eine Blütezeit, die sich in den wenigen erhaltenen Objekten zeigt. In der Folgezeit wurden sie zu Gebrauchsgegenständen degradiert. Dies führte zur Zerstörung der Malereien und erklärt die Seltenheit der noch vorhandenen Tische.

Die bemalten Tischplatten stellen eines der ersten Zeugnisse weltlicher Malerei in Deutschland dar. Sie wurden mit typisch bürgerlichen und volkstümlichen Szenen geschmückt, die seit dem 15. Jahrhundert auch häufig auf Friesen, Ofenkacheln, Emailarbeiten und Holzschnitten zu sehen waren.

Der sogenannte Holbein-Tisch ist, wie das Allianzwapen in der Mitte des Tisches zeigt, im Auftrag des Stifterpaares Hans Baer und Barbara Brunner von Basel 1515 bemalt und als Schenkung 1633 in die Zürcher Burger-Bibliothek gelangt. Die Zürcher Tischplatte stellt gleichsam ein Kompendium des profanen Lebens zur Zeit der Frührenaissance im süddeutschen Raum dar. Die Motive der Bemalung – in der Mitte der «Niemand» und der beraubte «Krämer», in den Randzonen Jagdszenen, der Fischfang, ein Turnier und der «Mädchenfang» – zeigen besonders originelle Szenen, deren Gestaltung seit den ersten Beschreibungen im 17. Jahrhundert Hans Holbein dem Jüngeren zugeschrieben wurde.

Erst den genauen Untersuchungen von Lucas Wüthrich seit 1966 und den dabei entzifferten Signaturen ist es zu verdanken, daß die Tischplatte Hans Herbst zugewiesen werden konnte. Von diesem Maler war bisher kein Werk bekannt, seine Werkstatt allerdings wurde im Zusammenhang mit dem Aufenthalt der Brüder Hans des Jüngeren und Ambrosius Holbein in Basel genannt.

Der Autor weist in zahlreichen detaillierten Untersuchungen, ergänzt durch 132 Detail-Abbildungen, Vorbilder und Vorlagen, einzelne Szenen nach, die die Leistung des Künstlers in kompositorischer und darstellender Hinsicht zeigen. Äußerst ausführliche Beschreibungen öffnen dem Leser die Augen für die Vielfalt und Vielschichtigkeit der Darstellungen. Ergänzt werden diese Ausführungen durch drei Faltafeln, die den Zustand der Tischplatte von 1975, eine Radierung von 1878 und eine Umzeich-

nung von 1875 wiedergeben. Vergleichende stilistische Untersuchungen ermöglichen schließlich eine Neuzuweisung der ganzen Tischplatte an Hans Herbst und seine Werkstatt.

Weitere Untersuchungen und Zuweisungen von Werken Hans Herbsts und der Brüder Holbein durch den Autor zeigen die Möglichkeit und auch Notwendigkeit, das Oeuvre dieser Maler kritisch neu zu betrachten. Damit gibt die vorliegende Veröffentlichung der Holbein-Forschung sicher weitere Impulse.

Sibylle Setzler

MARTIN WÖRNER und GILBERT LUPFER: **Stuttgart: ein Architekturführer.** Dietrich Raimer Verlag Berlin 1991. 224 Seiten mit 640 Abbildungen und 10 Plänen. Broschiert DM 34,-

Ein Architekturführer für die Landeshauptstadt Baden-Württembergs, für jene Stadt, die ihre Bausünden einst betulich zwischen Wald und Reben verbergen, dann Partner der Welt sein wollte? Beispiele bemerkenswerter Architektur an Nesenbach und Neckar, wo die Bombennächte des Zweiten Weltkrieges furchtbare Wunden schlugen und die Stadt in der Nachkriegszeit im Wahn des Wirtschaftswunders und des Glaubens an die autogerechte Stadt vollends ihr Gesicht verlor?

Gewiß, die Weißenhofsiedlung, der Neubau der Staatsgalerie, die – verstümmelte – Stiftskirche und der Fruchtkasten oder auch der Hauptbahnhof und der Fernsehturm; aber selbst dem aufmerksamen Stuttgarter will auf Anhieb zu diesem Thema nicht sehr viel mehr einfallen. Doch wer sucht, der findet – auch in Stuttgart!

302 Gebäude in der Stadt und den im Laufe der Zeit eingemeindeten Vororten werden von den Autoren, die betonen, ihr Werk stelle nur eine Auswahl aus einer weit größeren Zahl ähnlicher Beispiele dar, nach Stadtvierteln getrennt beschrieben und dargestellt, – stets mit Foto und Plan, Grund- oder Aufriß versehen. Die jeweils halbseitigen Texte enthalten weniger minutiöse Beschreibungen der Bauten, im Vordergrund stehen oftmals Geschichte und Funktion des Objektes, bei Gebäuden der letzten hundert Jahre auch nicht selten Angaben zu Bauherren und Architekten. Wo Kritik berechtigt erscheint, findet auch diese ihren Platz: Wiederaufbau der Stiftskirche, Albplatz in Degerloch, Wohnhochhäuser Apollo in Mühlhausen und Fasanenhof in Möhringen, Bürogebäude der Allianz-Versicherung in der Reinsburgstraße. Daß allerdings nicht mehr charakteristische Negativbeispiele «modernem» Bauens – etwa aus der Lego-Phase der deutschen Architektur in den 60er und 70er Jahren oder respekt- und pietätslose Neu- und Umgestaltungen in den 50er und 60er Jahren – kontrastierend vorgestellt werden, läßt die Stuttgarter Architekturlandschaft in zu rosigem Licht erscheinen. Ex negativo, nämlich aus den Sünden der Vergangenheit für die Zukunft zu lernen, hätte eine interessante Ergänzung des pädagogischen Konzepts darstellen können.

Das Spektrum der beschriebenen Gebäude jedoch ist bemerkenswert breit, und auch auf den ersten Blick Unscheinbares birgt Überraschendes: Handwerker- und Weingärtnerhäuschen im Bohnenviertel, das Krematorium auf dem Pragfriedhof, Fabrikbauten des 19. Jahrhunderts einerseits und die Villen ihrer Besitzer andererseits, Beispiele frühen sozialen Wohnungsbaues wie die Kolonien Ostheim und Südheim oder das «Eiernest», der alte Zahnradbahnhof am Marienplatz, Wohn- und Miethäuser aus drei Jahrhunderten, die Ruinen des Neuen Lusthauses, der erste Selbstbedienungsladen Stuttgarts in der Gerokstraße, öffentliche Gebäude vom repräsentativen Museumsbau bis zum Hallenbad.

Nicht weniger ergiebig entpuppen sich die Streifzüge durch die Vororte, wo sich 109 der 302 beschriebenen Objekte befinden. Beispiele? Nun, die Festhalle in Feuerbach, das Schloß in Stammheim, das ehemalige Verwaltungsgebäude der Kunstbaumwollspinnerei Horkheimer in Zuffenhausen, der Max-Eyth-Steg in Mühlhausen, die Burgruine in Hofen, die Staustufe Bad Cannstatt, der moderne Kindergarten in Luginsland, die Wohnanlage «Ehemalige Nudelfabrik» in Rohracker, die Birkacher Kirche, der Asemwald, die Paulinenpflege in Rohr, ehemals HJ-Heim.

Übersichtspläne zu den Stadtvierteln, dreizehn Seiten ausgewählte Architekturbeispiele in der Umgebung Stuttgarts, ein Architekten-, ein Baugattungs- und ein Straßenregister sowie ausgewählte weiterführende Literaturhinweise ergänzen diesen außergewöhnlichen Beitrag zur Stadtgeschichte.

Raimund Waibel

GOTTLÖB HAAG: **Und manchmal krächte der Wetterhahn. Ein hohenlohisches Tagebuch.** Verlag Wilfried Eppe Bergatreute 1992. 187 Seiten Leinen DM 24,80

In meiner Erinnerung ist Weihnachten ein Dorf bis zu den Knien im Schnee. In den Häusern stritten sich die Gerüche von Seifenlauge und Fußbodenöl mit den Düften von Äpfeln und Lebkuchen. Strohalmkauend schaufelten blaubeschürzte Bauern in ihrer nachmittäglichen Heiligabendlangeweile Wege durch die Schneewehen. Solche poesievollen Passagen finden sich immer wieder in dem Erinnerungsbuch von Gottlob Haag, der sich als Lyriker in Hohenloher Mundart und in der Schriftsprache einen Namen gemacht hat. Vor 65 Jahren ist er als Sohn eines Korbmachers und Tagelöhners in Wildentierbach bei Niederstetten auf die Welt gekommen, hat Schneider gelernt, als Gleisbauer und Angestellter bei der Bundeswehr gearbeitet und lebt schon lange wieder in seinem Heimatdorf. Sein «hohenlohisches Tagebuch» ist eine sehr persönliche Volkskunde seiner Heimat zwischen Vorbach- und Taubertal, mit Rückblicken auf vergangene Sitten und längst verstorbene Dorfbewohner. Die Demütigungen, denen sein Vater und auch er selbst ausgesetzt waren, klingen immer wieder durch und führen zu Urteilen wie: *Hier im Dorf wird der Mensch nicht nach seinem Können, Charakter und*

seinem Verhalten eingeschätzt, Vermögen und Besitz sind bestimmend für seinen Stand und seine Wertigkeit.

Solch ein Satz macht schon klar, daß in diesem Buch das bäuerliche und dörfliche Leben keineswegs idyllisiert wird, auch nicht im Rückblick auf Kirchweihfeiern und schneereiche Winter, nicht mit der Rückbesinnung auf arbeitsame und fromme Dorfbewohner. Der Materialismus seiner heutigen Mitbürger erschreckt ihn, und der religiös gebundene Gottlob Haag resümiert: *Doch leider ist es in unserer Zeit zu einem Mangel geworden, daß die Zahl der Menschen immer kleiner wird, die nur noch mit dem Verstand, aber nicht mehr mit dem Herzen zu denken vermögen.*

Martin Blümcke

ROLAND SCHURIG: Spiegel vergangener Zeiten. Leben und Werk der Fotografenfamilie Weber in Winnenden 1864–1957. Natur-Rems-Murr-Verlag Remshalden-Buoch 1991. 136 Seiten mit 171 Abbildungen, davon 3 in Farbe. Pappband DM 39,-

Vor allem ihre Funktion als Marktort war es, die in der Kleinstadt nordöstlich Stuttgarts Wanderfotografen anzog und dann auch zur Gründung ortsfester Ateliers führte. Dies geschah nicht wesentlich später als anderswo, und auch die Aufnahmen der Winnender Ateliers, die in den recht guten Reproduktionen dieses sorgfältig erarbeiteten Bandes veröffentlicht werden, sind so oder ähnlich auch in anderen Orten zu finden. Was also ist das Besondere dieser lokalen Fotografiegeschichte?

Der Leiter des Winnender Stadtarchivs und Stadtmuseums zeichnet in seinem einleitenden Aufsatz mit Blick auf die soziale Lage der Fotografen deren Geschichte nach, die sich als Abfolge von Mitgliedern derselben Familie darstellt. Dabei achtet er aber im Gegensatz zu vielen Autoren nicht nur auf die Berufsgeschichte oder die Veränderungen des Dargestellten zwischen früher und heute, sondern auch darauf, wie sich allmählich das Medium in den Gewohnheiten des Publikums (auch auf Kosten der Sonntagsheiligung durch den frommen Fotografen) durchsetzt und dessen Erwartungen vom neuen Medium geprägt werden – in Inszenierungen für den nostalgischen Bildermarkt wird dies besonders deutlich. Solche Überlegungen machen die Untersuchung wichtig, weil hier der Konnex zu außerlokalen Entwicklungen hergestellt und zugleich eben nicht nur der dokumentarische Aspekt der Fotografien als ihr Inhalt betrachtet wird – die Bilder geraten in einen weitergefaßten kulturhistorischen Zusammenhang.

Schwerpunkt des Bildmaterials, das im Tafelteil in zu meist halbseitigen Reproduktionen nach thematischer Gliederung vorgestellt wird, bilden Neuabzüge eines kleinen, in den 1970er Jahren von Mitgliedern des Geschichtsvereins vor der Vernichtung geretteten Teils der Negative, der jetzt im Winnender Stadtarchiv liegt. Die Bildauswahl – vor allem Stadtansichten, aber auch Bilder sozialer Gruppen, Ereignisse und Landschaften – zeigt die Ambitionen der Fotografen, neben der Berufsarbeit

für Album und Postkarte auch Elemente der «künstlerischen» Fotografie aufzunehmen. Schade nur, daß die besonders beeindruckenden, ruhigen und konzentrierten Portraits von Pflinglingen der Winnender Paulinenpflege, die Heinrich Weber in den Anfangsjahren unseres Jahrhunderts aufnahm, nicht in diesen Band gekommen sind. Ihnen wünschte man eine separate Veröffentlichung.

Wolfgang Hesse

WALTER BÄR: Der Neuffen. Geschichte und Geschichten um den Hohenneuffen. Neuffen 1992. 144 Seiten, zahlreiche Zeichnungen, Pläne und Aquarelle. Neuffen 1992. Kartoniert DM 18,- (Zu beziehen über die Stadtverwaltung 7442 Neuffen)

Eingerahmt von einem knappen geologischen Überblick und von Anleitungen zur Besichtigung der Ruine und zu Wanderungen in der Umgebung von Neuffen, stellt der Verfasser, von dem auch die Zeichnungen und Aquarelle stammen, die Geschichte der Burg und späteren Landesfestung dar. Die Bedeutung der Edelfreien von Neuffen, zu denen auch der Minnesänger Gottfried gehört, für die Reichs- und Landesgeschichte wird herausgestellt (mit Stammtafel und synoptischer Tabelle). Den Berichten über die Baugeschichte, die Ausrüstung und Bewaffnung in den verschiedenen Jahrhunderten stehen Nachrichten über die Schicksale der Menschen gegenüber. Von den Kommandanten und ihren Wachsoldaten, aber auch von den in den Kerkern der Festung inhaftierten Unschuldigen, Verdächtigen, selten rechtskräftig Verurteilten wird erzählt.

Hans Binder

Schwäbischer Heimatkalender 1993. In Zusammenarbeit mit dem Schwäbischen Albverein und dem Schwäbischen Heimatbund herausgegeben von Karl Napf. 104. Jahrgang. Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1992. 128 Seiten mit vielen, teils farbigen Abbildungen. Broschiert DM 12,80

Neun Jahre lang hat Heinz-Eugen Schramm den Schwäbischen Heimatkalender betreut, nun hat er Abschied genommen und die Redaktion in jüngere Hände gelegt. Das ist ihm sicher nicht leicht gefallen, hat er doch an die Tradition seiner Vorgänger Hans Reyhing und Karl Götz anknüpfend hervorragende Arbeit geleistet und Jahr für Jahr einen interessanten Kalender zusammengestellt, der sich einer großen Lesergemeinde erfreute und erfreut. Der neue Jahrgang zeigt noch Schramms Handschrift, ob schon er in der Verantwortung eines neuen Redakteurs lag. Mit Ralf Jandl alias Karl Napf wurde ein würdiger Nachfolger gefunden, der im vorliegenden Kalender bereits einige Kostproben seines schriftstellerischen Könnens bietet.

Wie gewohnt spannt sich der thematische Bogen der Beiträge weit. Er umfaßt Historisches und Kunst, Natur-

heilkundliches und Brauchtum, Lebensläufe und Erzählungen, Gedichte und Anekdoten, Landeskunde und Buchbesprechungen, Preisausschreiben und Rätselhaftes. So sind die Leser etwa eingeladen zu einem Rundgang durch Isny, zum Gedenken an Friedrich Hölderlin, an Ferdinand von Steinbeis oder Peter Rosegger, zum Besuch des Brotmuseums in Ulm oder des römischen Limes, einem «Markstein unserer Landesgeschichte». Sie erfahren Interessantes über den Berggrutsch in Mössingen am Rand der Schwäbischen Alb, über die Sanierung der in Not befindlichen Seen und Weiher Oberschwabens, über die herausragende Bedeutung der Ameisen für den Wald oder über die Wilhelma, jener einmaligen Kombination von Zoo und botanischem Garten in Stuttgart. Wie gewohnt sind auch die Aufmachung und der Stil des Kalenders von besonderer Qualität. Das Kalendarium ist übersichtlich, alle Beiträge sind anschaulich illustriert und gut lesbar, interessant, informativ und unterhaltsam für jung und alt.

Sibylle Wrobbel

HANNES LAMBACHER: Das Spital der Reichsstadt Memmingen. Geschichte einer Fürsorgeanstalt eines Herrschaftsträgers und wirtschaftlichen Großbetriebs und dessen Beitrag zur Entwicklung von Stadt und Umland (Memminger Forschungen, Band 1). Heimatpflege Memmingen 1991. 393 Seiten mit 10 Abbildungen. Broschiert DM 78,-

Mit der überarbeiteten Dissertation von Hannes Lambacher über das Memminger Spital eröffnet die Heimatpflege Memmingen mit einem gewichtigen Werk eine neue Publikationsreihe, die «Memminger Forschungen». Die Reihe ist als Ergänzung zu den Memminger Geschichtsblättern konzipiert und soll in erster Linie Dissertationen und umfangreicheren Untersuchungen zur Stadtgeschichte offenstehen.

Im frühen 13. Jahrhundert stiftete Heinrich von Weißenhorn ein Spital in Memmingen und übergab es dem Heilig-Geist-Orden. Dieser in Deutschland nur gering verbreitete Spitalorden unterhielt im Gebiet des heutigen Baden-Württemberg Spitälern in Markgröningen, Pforzheim und Wimpfen.

Die Zugehörigkeit des Spitals zum Orden erschwerte und verzögerte den in der Forschung «Kommunalisierung» genannten Prozeß, in dem die Stadt die Verwaltung und Kontrolle der Stiftung an sich zog. Erst 1365/67 gelang es der Reichsstadt, die Spitalstiftung vom Vermögen des Ordens zu trennen und sie durch städtische Spitalpfleger zu verwalten. Der Orden unterhielt weiterhin seine Niederlassung in Memmingen, die allerdings keine Spitaltätigkeit mehr ausübte. Versuche der Stadt, in der Reformation auch das Vermögen dieser Ordensniederlassung durch städtische Pflege zu kontrollieren, scheiterten.

Der Untertitel deutet bereits an, daß Hannes Lambacher das Spital unter verschiedenen Aspekten untersucht. Sein Augenmerk gilt zunächst dem inneren Anstaltsbetrieb, also der Verwaltung und den Fürsorgeempfängern. Das

Memminger Spital beherbergte im 17. Jahrhundert zeitweise mehr als 200 Personen. Unter ihnen waren viele, die ihrer Armut und Krankheit wegen umsonst aufgenommen worden waren. Es gab auch Wohlhabende, die sich für eine bestimmte Summe einkauften und auf Lebenszeit versorgen ließen, doch war ihr Anteil in Memmingen vergleichsweise gering. Lambacher betont den hohen Stellenwert, den die Armenfürsorge unter den Funktionen des Spitals eingenommen hat. Für die Unterstützung von Hausarmen kann der Autor allerdings keine quantitativen Angaben machen.

Großes Gewicht legt der Verfasser auf die Untersuchung des Spitals als Herrschaftsträger. Hierbei kam dem Spital eine entscheidende Rolle bei der Ausbildung des Territoriums der Reichsstadt Memmingen zu. Unter städtischer Leitung hatte das Spital vornehmlich im 15. und 16. Jahrhundert ein geschlossenes, herrschaftlich durchorganisiertes Gebiet gewonnen, in dem das Spital und damit letztlich die Stadt grund-, gerichts- und leibherrschaftliche Rechte ausübte. Auch gelang der Erwerb von Patronatsrechten mehrerer Kirchen, dem oft die Inkorporation folgte. Lambacher zeigt überzeugend auf, wie die Stadt durch das Spital Erwerbungen tätigte, die zwar im politischen Interesse der Stadt lagen, das Spital aber wirtschaftlich überforderten und ihm langfristig schaden. Insgesamt war das Spital der wichtigste Vermittler von städtischer Herrschaft im Memminger Territorium.

Abschließend beleuchtet der Autor die Wirtschafts- und Rechnungsführung und den wirtschaftlichen Niedergang des Spitals. Dabei betont er den hohen Stellenwert der Kapitalgeschäfte. War das Spital seit dem Spätmittelalter Kreditgeber für Handwerker und Bauern, so mußte es im 16. Jahrhundert und vor allem seit dem Dreißigjährigen Krieg selber Kapital aufnehmen, wobei es zur «Bank des kleinen Mannes» wurde.

Die meisten der bisher erschienenen Monographien über reichsstädtische Spitälern hatten sich auf die Zeit vom Mittelalter bis ins 16. Jahrhundert beschränkt. Es ist ein großes Verdienst Lambachers, daß er seine Untersuchung in die von der Forschung vernachlässigte Zeit bis ins 18. Jahrhundert ausdehnt.

Allerdings ist es fraglich, ob gerade für die Neuzeit eine isolierte Betrachtung und Bewertung der Tätigkeit und Funktion des Spitals möglich ist. In einer Zeit, in der der Rat der Stadt die Leitung des Spitals stark an sich gezogen hat und bis in Kleinigkeiten in den inneren Betrieb der Anstalten eingegriffen hat, stellt sich die Frage, ob er nicht in hohem Maße die einzelnen Fürsorgeeinrichtungen in ihrer Funktion aufeinander abstimmt. Es wäre zu wünschen gewesen, daß auch ein Blick etwa auf den Armenkasten und auf die Dreikönigskapellenpflege, einem reinen Pfründnerspital, hätte geworfen werden können. Einige Besonderheiten des Memminger Spitals würden dann in anderem Licht erscheinen.

Dennoch steht es außer Frage, daß die breit angelegte und insgesamt sorgfältige Untersuchung in der Forschung Beachtung finden wird.

Herbert Aderbauer

HELMUT ECK und VOLKER HÖHFELD (Hrsg.): **Saulgau, Stadt und Landschaft: Ein geographischer Führer für die Stadt und ihre Umgebung.** Zeitungsverlag Gebr. Edel Saulgau 1989. 289 Seiten mit vielen, oft farbigen Abbildungen und Plänen sowie einer beigelegten Freizeitkarte. Broschiert DM 29,80

Verständnis für die Umwelt im weiteren Sinne, für Natur und Geschichte, Kunst und Kultur, der Respekt vor gewachsenen Strukturen, das sind untrennbare Bestandteile jeder «Heimatliebe», die sich nicht in engstirnigem Lokalpatriotismus oder Nationalismus ergibt, sondern auch in der Fremde achtenswerte, aber eben andersgeartete Werte zu erkennen vermag. Solche Heimatliebe beginnt, ja schöpft ihre Kraft unbestreitbar aus der Kenntnis der näheren Umgebung, eben der Heimat. Doch wie diese kennenlernen und erkennen, wo es die diesbezüglich umfassend gebildeten Volksschullehrer von einst nicht mehr gibt und eine ganze Generation aufwuchs, für die die Heimatkunde alten Stils, deren Wert die Kultusbürokratie in jüngster Zeit erfreulicherweise wieder zu entdecken scheint, ein Fremdwort blieb?

Einführende, wissenschaftlich fundierte Literatur, die den weiten heimatkundlichen Themenkreis innerhalb eines überschaubaren Gebiets allgemein verständlich abhandelt, ist rar. Das vorliegende Buch über Saulgau darf in diesem Zusammenhang als glückliche Ausnahme gelten. Ausgehend von einer Initiative des Geographischen Instituts der Universität Tübingen entstand unter Anleitung der Doktoren Eck und Höhfeld und unter Beteiligung von Studenten des Instituts Ende der 80er Jahre ein ganz bemerkenswerter Führer, der die ganze vorher geschilderte Themenpalette umfaßt.

Landschaftsgeschichte im Überblick nennen die Herausgeber den ersten Teil ihres Werkes, der hauptsächlich eine Einführung in das insbesondere von der Eiszeit geprägte Landschaftsbild sowie die Vegetation und die Geschichte des oberschwäbischen Raumes umfaßt, ergänzt durch kulturgeschichtliche Bemerkungen zur Siedlung und zu den von Natur und Geschichte bedingten Produktionsformen einst und jetzt.

Teil II des Führers stellt die Stadt Saulgau selbst vor, nämlich nach einem stadtgeschichtlichen Überblick, der auch die Schattenseiten der Ortsgeschichte wie Hexenverbrennung und Judenverfolgungen nicht ausspart, in Form von sechs Spaziergängen, die auch in die unmittelbare Umgebung der Stadt führen und nicht jenem unseligen «Und hier sehen Sie»-Schema folgen, sondern die Augen des aufmerksamen Flaneurs für manch Verborgenes und Hintergründiges öffnen: für spezielle Fachwerkstrukturen etwa, die Geschichte der alten Häuser oder für noch erkennbare Spuren des Alltags vergangener Zeiten. Der dritte Teil des Bandes ist einer 30-seitigen *Kleinen «Wirtschaftsgeographie»* gewidmet, einer Vorstellung von Quartieren und Stätten der Gastlichkeit in Saulgau und Umgebung, die den durchaus wissenschaftlichen und pädagogischen Anspruch des Führers keineswegs beeinträchtigt, da insbesondere im Falle der Gaststätten auch Angaben zu deren Geschichte Aufnahme fanden. Teil IV

schließlich bietet Ausflüge in die Landschaft um die alte vorderösterreichische Donaustadt an, etwa ins Pfrunger Ried, zur Heuneburg, nach Mengen und Ennetach, auch nach Altshausen oder zu den Klöstern und Kirchen, Habsthal, Heiligkreuztal, Schussenried und Steinhausen. Ein wahrlich kundiger Führer also, der einerseits Heimatverbundenheit ausstrahlt, andererseits fundiertes Wissen zu vermitteln weiß. Das Ergebnis der Tübinger Bemühungen könnte – fänden sich Verlag und Autoren – als Vorbild für eine ganze Reihe ähnlicher Stadt- und Landschaftsportraits dienen. Einen bemerkenswerten Beitrag zur Volksbildung im besten Sinne leistet diese Veröffentlichung ohnehin.

Raimund Waibel

IN EINEM SATZ . . .

MATTHIAS ROSER: **Paul Bonatz Wohnhäuser.** Verlag Gerd Hatje. 96 Seiten mit 130 Abbildungen. Paperback DM 38,- Bekannt ist Paul Bonatz (1877–1956) vor allem durch seine Monumentalbauten, den Stuttgarter Hauptbahnhof etwa oder die Tübinger Universitätsbibliothek, in seinem architektonischen Gesamtwerk nehmen jedoch auch die Wohnbauten einen wichtigen Platz ein, wie die hier erstmals – nach einer systematischen Sichtung des Nachlasses – insgesamt vorgestellten 44 Bauten und Projekte aus den Jahren 1905 bis 1955 belegen.

UDO DICKENBERGER: **Liebe, Geist, Unendlichkeit. Die Inschriften des Stuttgarter Hoppenlau-Friedhofs und die poetische Kultur um 1800.** (Germanistische Texte und Studien, Band 34). Georg Olms Verlag Hildesheim 1990. 268 Seiten. Broschiert DM 44,80

In seiner Dissertation zeigt der Verfasser nicht nur, wie sich die Grabinschriften von der christlichen Tradition entfernen und von der Aufgabe der bloß biographischen Mitteilung befreit haben, vor allem kann er an Hand der Inschriften, – indem er den geistesgeschichtlichen Hintergrund aufdeckt, – belegen, wie sich das Gottesbild des Bürgertums gewandelt hat und wie eine «heilige Poesie» die «Aufgaben der Religion» übernahm: ein außerordentlich gelehrtes, interessantes, lebendiges und mit viel Humor geschriebenes, rundum empfehlbares Buch.

Jurasammlung Dr. Engel. Erdgeschichte und Landschaft in Schwaben. Ein Museums- und Naturführer mit Beiträgen von ANTON HEGELE, WALTER LANG und DIETER ROCKENBAUCH. (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen, Band 27). Goldschneck Verlag Korb 1991. 96 Sei-

ten mit 90 teils farbigen Abbildungen. Kartoniert DM 25,-
Dieser anschauliche und gut illustrierte Führer durch das
Städtische Naturkundliche Museum Göppingen in der
Alten Badherberge Jebenhausen führt das Jura-Meer mit
seiner Tierwelt vor Augen und zeigt die Entwicklung der
Landschaft vornehmlich zwischen dem Schurwald und
(bis einschließlich) der Schwäbischen Alb.

HANSJÖRG FROMMER: **Die Salier und das Herzogtum
Schwaben.** INFO Verlagsgesellschaft Karlsruhe 1992. 166
Seiten mit 3 Abbildungen, 2 Karten und 3 Stammtafeln.
Kartoniert DM 24,80

Diese Geschichte der Salier holt weit aus und beginnt mit
dem Untergang der Karolinger und den Streitigkeiten um
das Herzogtum Schwaben zu Beginn des 10. Jahrhun-
derts; in einem eigenwilligen Erzählstil tischt sie außeror-
dentlich viele detailreiche Fakten, Daten, Namen und ge-
nealogische Zusammenhänge auf – *Reginlindis, die Frau
des 926 gefallenen Burchard II. und des nachherigen Herzogs
Hermann, war die Mutter Idas und so die Schwiegermutter
Lindolfs. Demnach war ihr Schwiegersohn der Sohn des Man-
nes ihrer Enkelin* –, die großen politischen Linien, die gei-
stigen Strömungen, die wirtschaftlichen Änderungen, die
kirchlichen Entwicklungen verbleiben dagegen weitge-
hend unbeachtet.

Museen und Galerien zwischen Neckar und Bodensee.
Herausgegeben vom Arbeitskreis Heimatpflege im Regie-
rungsbezirk Tübingen. 2., erweiterte und aktualisierte
Auflage. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1992. 120 Sei-
ten mit 174 farbigen Abbildungen und 1 Karte. Kartoni-
ert DM 15,-

Auf knappem Raum, aber übersichtlich bietet der
schmale, handliche Band, der in der Fahrradtasche wie
im Handschuhfach oder Rucksack Platz findet, die nöti-
gen Informationen wie Öffnungszeiten oder Sammlungs-
schwerpunkte von über 170 Museen und Galerien, die
mittlerweile zwischen Bodensee und Neckar zu besichti-
gen sind.

PETER SINDLINGER-BUCHARTZ (Hrsg.): **Vom Husarenhan-
nes und der Lügenkätter. Originale, Sonderlinge und
Käuze.** Silhouetten aus Schwaben. Verlag Sindlinger-
Buchartz Nürtingen 1992. 124 Seiten. Kartoni-
ert DM 17,80
Vom «Haselnußpfarrer» (Otilie Wildermuth) zum «Hu-
sarenhannes» (Christian Wagner), von der «Frau von
Gaisberg und ihren Katzen» (Justinus Kerner) zum «Gei-
gerlex» (Berthold Auerbach) spannt sich der Bogen der
zwei Dutzend amüsanten, oft auch zum Nachdenken an-
regender Geschichten.

Otto Linck 1892–1985. Ausgewählte Schriften. Heraus-
gegeben von der Stadt Güglingen und dem Zabergäuver-
ein aus Anlaß zum 100. Geburtstag von Otto Linck am
15. 5. 1992. Güglingen 1992. 636 Seiten mit zahlreichen
Abbildungen. Leinen DM 35,- (zu beziehen über die
Stadtverwaltung 7129 Güglingen)

In diesem gut ausgestatteten Band werden einige wich-
tige heimatgeschichtliche, forstwirtschaftliche, natur-

kundliche und geologische Arbeiten sowie eine Auswahl
von Erzählungen und Gedichten des Forstmanns, Natur-
schützers, Geologen, Schriftstellers und Ehrenmitglieds
des Schwäbischen Heimatbundes Otto Linck nachge-
druckt, der sicher vielen Lesern der *Schwäbischen Heimat*
noch in guter Erinnerung ist.

WALTER KRÜGER (Redaktion): **650 Jahre Stadt Niederstet-
ten.** (Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimat-
kunde in Württembergisch Franken, Band 4). Stadt Nie-
derstetten 1991. 804 Seiten mit etwa 500 Abbildungen.
Pappband DM 55,- (zu beziehen über die Stadtverwal-
tung 6994 Niederstetten)

Umfang- und inhaltsreich vereint dieses gut aufge-
machte, lebendige und lesbare Heimatbuch von Nieder-
stetten zahlreiche Aufsätze von 55 fachkundigen Autoren
über die Geschichte der Stadt, über den Alltag, die Kir-
chen, das Schloß, den Wald, die Natur, die Steinriegel,
das Haus Hohenlohe, Mörike, die jüdische Gemeinde, die
Vereine, den Handel, das Gewerbe und vieles mehr.

**Morgenlehre – Abenddichte. Erzählungen und Gedichte
baden-württembergischer Lehrer.** Herausgegeben vom
Oberschulamt Tübingen. Silberburg-Verlag Stuttgart
1992. 192 Seiten mit Illustrationen von Mechthild Wüste-
feld. Pappband DM 19,80

Dieses Buch ist bei den Hauptschultagen 1991 aus dem
Autorentreffen «schreibende Lehrer» hervorgegangen
und publiziert Beiträge von 42 schwäbisch oder hoch-
deutsch schreibenden Lehrerinnen und Lehrern, zum Bei-
spiel von Bernd Merkle. *Dr Lährer (des isch für d evangeli-
sche Läser) bzw. dr Leehrer (des isch für d katholische Leeser),
aber damit s koine Hendel gibd: Dr Schualmoischer sechd zo
saine Kender: «Morgen behandeln wir das Ei des Kolumbus.
Brennad also jeder so zwoi, drei Oier mit. Wer koine Henna
drhoim hot, bei dem duad s au a Schdüggel Rauchfloisch.»*

Glatter Schriften Nr. 5. Herausgegeben von der Gesell-
schaft Schloß Glatt und der Kirchengemeinde Betra. Sulz
am Neckar 1991. 169 Seiten mit 33 Abbildungen. Karto-
niert DM 15,- (zu beziehen über Freifrau von Podewils,
Schloß Leinstetten, 7242 Dornhan 3)

Ein kleiner Kirchenführer hat es werden sollen und ein
stattliches Heft zur Geschichte der Ulrichskapelle und
des Weilers Neckarhausen, Gemeinde Betra, Stadt Horb,
ist es geworden, das auf die Burgen, den Adel und die
Kapellen im Ort ebenso eingeht wie auf die Sagen und
Legenden, die Geschichte des Ritterguts unter der Herr-
schaft des Klosters Muri oder auf die Verkehrs- und Wirt-
schaftsentwicklung im 19. Jahrhundert.

**Sindelfinger Fundstücke. Von der Steinzeit bis zur Ge-
genwart.** (Stadtarchiv Sindelfingen, Veröffentlichun-
gen 1). Sindelfingen 1991. 145 Seiten mit zahlreichen Ab-
bildungen. Kartoni-
ert DM 24,80

Der thematische Schwerpunkt dieses ersten Heftes einer
neuen Reihe liegt auf den archäologischen Forschungser-
gebnissen der letzten Jahre und umfaßt neben anderem –
etwa einen Beitrag zum Stadtmuseum – Aufsätze über

eine jungsteinzeitliche Siedlung in Sindelfingen, zum römischen Sindelfingen, zum frühmittelalterlichen Gräberfeld in Darmsheim, über mittelalterliche Dachziegel, zur Stadtarchäologie allgemein; ein gelungener Start: herzlichen Glückwunsch, weiter so.

Gmünder Studien, Band 3. Beiträge zur Stadtgeschichte. Einhorn-Verlag Eduard Dietenberger Schwäbisch Gmünd 1989. 164 Seiten mit 29 Abbildungen. Kartonierte DM 19,80

Dieser Band des Stadtarchivs Schwäbisch Gmünd befaßt sich mit den Gmünder Künstlern Balthasar Kuchler (um 1571 bis 1641) und Gustav Jourdan (1884 bis 1950), mit den Bettelorden in der Stadt – insbesondere mit dem Franziskanerkloster zwischen Reformation und Säkularisation –, der Gmünder Familie Vener und den Displaced Persons (DPs) in Gmünd von 1945 bis 1951.

WEITERE TITEL

VOLKER PRESS (Hrsg.): **Südwestdeutsche Bischofsresidenzen außerhalb der Kathedralstädte.** (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B Band 116). Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1992. 131 Seiten. Kartonierte DM 19,50

KARL-HEINZ HÄBERLE: **Bodenökologische Untersuchungen von Kalk-Magererrasen des westlichen Schwäbisch-Fränkischen Keuperberglandes.** (Natur an Rems und Murr, Heft 13). Natur-Rems-Murr-Verlag Remshalden-Buoch 1991. 76 Seiten mit einigen Abbildungen und Tabellen. Broschierte DM 12,50

Staatsarchiv Ludwigsburg. Gesamtübersicht über die Bestände. Kurzfassung. (Werkhefte der staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, Serie C Heft 1). Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1992. 368 Seiten. Kartonierte DM 20,-

Reutlinger Geschichtsblätter. Jahrgang 1991. Neue Folge Nr. 30. Reutlinger Geschichtsverein 1991. 319 Seiten. Broschierte DM 35,-

FELIX KRAUTKOPF: **Mit scholzer Bruscht. Schwäbische Bubengeschichten.** regio Verlag Glock und Lutz Sigmaringendorf 1991. 86 Seiten mit Zeichnungen von Markus Bok. Pappband DM 18,-

HELMUT KEIM und UTE RAUTENBERG: **Die Säge aus Potzmühle.** (Schriften des Freilichtmuseums des Bezirks Oberbayern, Nr. 18). Freilichtmuseum Großweil 1991. 60 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschierte

GERHARD LANG: **Kein Engel in der Höllgasse. Von originalen Missetätern und einem Rottweiler Unikum.** Silberburg-Verlag Stuttgart 1992. 128 Seiten mit 10 Zeichnungen von Rudi Maier. Broschierte DM 16,80

EDELTRAUD FÜRST (u. a.): **Die Künstlervereinigung «Der Kreis». Maler und Bildhauer am Bodensee 1925-1938.** (Kunst am See, Band 24). Verlag Robert Gessler Friedrichshafen 1992. 152 Seiten mit 80 meist farbigen Abbildungen. Pappband DM 48,-

INGO STORK (u. a.): **Renningen und Malsheim. Eine Stadt und ihre Geschichte.** Wegra-Verlagsgesellschaft Stuttgart 1991. 448 Seiten mit ca. 275 Abbildungen. Leinen DM 50,-

KONRAD PLIENINGER: **Stadtschreiber, Leibärzte, Festungskommandanten. Altwürttembergische Ehrbarkeit in den Epithaphen der Oberhofenkirche Göppingen.** (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Göppingen, Band 28). Anton H. Konrad Verlag Weißenhorn 1992. 119 Seiten mit zahlreichen, meist farbigen Abbildungen. Broschierte DM 49,-

HARTMUT WEBER (Hrsg.): **Bestandserhaltung in Archiven und Bibliotheken.** (Werkhefte der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, Serie A Heft 2). Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1992. 170 Seiten mit 21 Abbildungen. Kartonierte DM 20,-

Vor dem großen Brand. Archäologie zu Füßen des Heidelberger Schlosses. Herausgegeben vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1992. 144 Seiten mit 202 meist farbigen Abbildungen. Pappband DM 24,80

URSULA ELIXHAUSER und HELMUT KRAJICEK: **Die Uhr im Bauernhaus.** Begleitheft zur Sonderausstellung im Bauernhausmuseum Amerang. (Schriften des Bauernhausmuseums Amerang des Bezirks Oberbayern Nr. 3). Amerang 1992. 77 Seiten mit zahlreichen Fotos und Skizzen.

BERNHARD HILDEBRAND und GABRIELE SÜSSKIND (Redaktion): **Der Ostalbkreis** (Reihe «Heimat und Arbeit»). Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage, Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1992. 551 Seiten mit 311 Abbildungen, davon 160 in Farbe. Gebunden DM 69,-

GÜNTHER CZAPALLA und TORSTEN OESTERGAARD: **Villa Reitzenstein kulinarisch.** Gastfreundschaft im Staatsministerium Baden-Württemberg. 20 Menüs zum Nachkochen für jedermann. DRW-Verlag Weinbrenner Leinfelden-Echterdingen 1992. 100 Seiten mit 20 doppelseitigen Menübildern, 15 Farbfotos über die Villa Reitzenstein und 10 Fotos über das Serviettenfalten und Tischeindecken. Pappband DM 38,-

Führungen – Tagesfahrten – Studienreisen

1

Frauenfeld – eine unbekannte kunsthistorische Perle der Nordschweiz

Führung: Dr. Raimund Waibel

Samstag, 6. Februar, bis Sonntag, 7. Februar 1993

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeiten: Horb, Bahnhof; Schaffhausen, Rheinbrücke

Preis (inkl. Eintrittsgebühren):

DM 269,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 289,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

2

Archäologische Exkursion zum Bodensee

Führung: Prof. Dr. Dieter Planck, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Samstag, 13. März 1993

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit: Horb, Bahnhof

Preis: DM 79,-

3

Historischer Spaziergang: Auf Hegels Spuren durch Stuttgart

Führung: Dr. Manfred Schmid, Stadtarchiv Stuttgart

Samstag, 20. März 1993

Treffpunkt: 14.00 Uhr, Hegel-Haus, Eberhardstraße 53, 7000 Stuttgart 1

Preis: DM 8,-

4

Führung durch das Hegel-Haus in Stuttgart

Führung: Dr. Manfred Schmid, Stadtarchiv Stuttgart

Freitag, 26. März 1993

Treffpunkt: 16.00 Uhr, Hegel-Haus, Eberhardstraße 53, 7000 Stuttgart 1

Preis: DM 8,-

5

Limpurger Land

Führung: Manfred Akermann, Stadtarchivar, Schwäbisch Hall

Samstag, 27. März 1993

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit: Schwäbisch Hall, Holzmarkt

Preis (inkl. Eintrittsgebühren): DM 59,-

6

Mit Fontane in die Altmark

Führung: Dr. Friedrich Schmid

Dienstag, 13. April, bis Sonntag, 18. April 1993

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit: Autobahnraststätte Wunnenstein

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung):

DM 1268,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 1468,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

7

St. Gallen: Geschichte und Kunst in einer traditionsreichen Stadt

Führung: Dr. Raimund Waibel

Freitag, 16. April, bis Sonntag, 18. April 1993

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeiten: Horb, Bahnhof; Schaffhausen, Rheinbrücke

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung):

DM 398,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 428,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

8

Land am oberen Neckar VI

Führung: Dr. Raimund Waibel

Mittwoch, 21. April 1993

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit: Horb, Bahnhof

Preis: DM 59,-

9

Lindenbach: Opfer der Stadtentwicklung. Eine kritische Wasserschau V

Führung: Dipl.-Ing. Fritz Bürkle

Samstag, 24. April 1993

Treffpunkt: 14.00 Uhr, Bushaltestelle «Solitude», Buslinie 92 (Anfahrt vom Omnibusbahnhof Stuttgart direkt mit Linie 92 möglich); Rückfahrt mit Straßenbahnlinien 6 oder 13 ab Haltestelle «Landauer Straße», Weilimdorf

Preis: DM 8,-

10

Wanderungen zu stauferzeitlichen Burgen V:

Burgen im Pfälzer Wald II

Führung: Dr. Raimund Waibel

Samstag, 24. April, bis Sonntag, 25. April 1993

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit: Karlsruhe, Bahnhof

Preis (inkl. Eintrittsgebühren):

DM 219,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 229,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

11

Der Main I: Von Bayreuth bis Würzburg

Führung: Dr. Uwe Kraus

Samstag, 24. April, bis Freitag, 30. April 1993

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit: Ulm, Bahnhof

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung):

DM 989,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer
DM 1089,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

12

Stuttgart: Wachstum und Gestaltung der Stadt vom 18. Jahrhundert bis heute

Führung: Dr. Jürgen Hagel

Samstag, 8. Mai 1993

Abfahrt: 9.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Preis: DM 49,-

13

Die Kelten – ein Volk voller Geheimnisse III:

Wanderstudienreise in der Bretagne:

Im Land der Menhire und Kalvarienberge

Führung: Dr. Raimund Waibel

Samstag, 8. Mai, bis Sonntag, 23. Mai 1993

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit: Heilbronn, Bahnhof
Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung, Versicherungspaket):
DM 3365,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer
DM 3950,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

14

Die Römer im mittleren Neckarland

Führung: Dr. Britta Rabold

Sonntag, 9. Mai 1993

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Preis (inkl. Eintrittsgebühren): DM 59,-

15

Der Rhein IV: Von der Ortenau bis zur Neckarmündung

Führung: Dr. Benigna Schönhagen und Dr. Wilfried Setzler

Mittwoch, 12. Mai, bis Sonntag, 16. Mai 1993

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit: Tübingen, Busbahnhof
Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung):
DM 729,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer
DM 769,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

16

Orgeln in Württemberg III:

Orgeln im Heilbronner Raum

Führung: Dr. Helmut Völkl

Samstag, 15. Mai 1993

Abfahrt: 8.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit: Heilbronn
Preis: DM 59,-

17

Das mittlere Jagsttal

Führung: Dr. Hans Mattern und Dr. Hans Scheerer

Sonntag, 16. Mai 1993

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeiten: Waiblingen, Winnenden
Preis: DM 79,-

18

«Glück Auf» im Erzgebirge/Sachsen – Bergbau, Geologie, Landeskunde

Führung: Dr. Ulrich Maier-Harth

Samstag, 29. Mai, bis Samstag, 5. Juni 1993

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung, Versicherungspaket):
DM 1598,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer
DM 1848,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

19

Wanderungen am westlichen Bodensee, im Hegau und Linzgau

Führung: Lothar Zier

Dienstag, 1. Juni, bis Samstag, 5. Juni 1993

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeiten: Horb, Bahnhof; Salem
Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung):
DM 629,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer
DM 699,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

20

Begleitprogramm zur Ausstellung «Meisterwerke massenhaft» in Stuttgart

Allgäuer Werkstätten

Führung: Sibylle Setzler

Freitag, 4. Juni, bis Sonntag, 6. Juni 1993

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung):
DM 398,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer
DM 418,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

21

Die Messestadt Leipzig

Führung: Sven Gormsen

Donnerstag, 10. Juni (Fronleichnam), bis Sonntag, 13. Juni 1993

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung, Versicherungspaket):
DM 739,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer
DM 859,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

22

Begleitprogramm zur Ausstellung «Meisterwerke massenhaft» in Stuttgart

Graubünden

Führung: Dr. Claudia Lichte und Dr. Heribert Meurer

Freitag, 11. Juni, bis Samstag, 12. Juni 1993

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Preis (inkl. Eintrittsgebühren):
DM 329,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer
DM 349,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

23

Führungen und Fahrten zu Glocken in Württemberg IV:

Die Glockengießfamilie Ernst in Oberschwaben

Führung: Pfarrer i. R. Gerhard Eiselen, Glockensachverständiger der Evangelischen Landeskirche

Mittwoch, 16. Juni 1993

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeiten: Esslingen, Busbahnhof; Ulm, Bahnhof
Preis: DM 79,-

24

Begleitprogramm zur Ausstellung «Meisterwerke massenhaft» in Stuttgart

Raum Augsburg

Führung: Prof. Dr. Volker Himmelein, Direktor des Württ. Landesmuseums

Samstag, 19. Juni 1993

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Preis: DM 79,-

25

Archäologie und Kunst im Nördlinger Ries

Führung: Dr. Martin Luik, Limesmuseum Aalen

Sonntag, 20. Juni 1993

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Preis (inkl. Eintrittsgebühren): DM 79,-

26

Wegen großer Nachfrage:

Wiederholung der Fahrt vom Oktober 1992

Wanderstudienreise: Nördlicher Französischer Jura

Führung: Harald Schukraft

Mittwoch, 23. Juni, bis Sonntag, 27. Juni 1993

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Zusteigemöglichkeit: Karlsruhe, Bahnhof
Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung):

DM 698,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 798,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

27

Begleitprogramm zur Ausstellung «Meisterwerke massenhaft» in Stuttgart

Ehemaliges Oberamt Ehingen

Führung: Sibylle Setzler

Samstag, 26. Juni 1993

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Preis: DM 59,-

28

Auf den Spuren von König Friedrich von Württemberg (1797–1816)

Führung: Kurt Sautter

Sonntag, 27. Juni 1993

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart
Preis (inkl. Eintrittsgebühren): DM 59,-

29

Steine erzählen Stuttgarts Stadtgeschichte – Rundgang durch das Städtische Lapidarium

Führung: Harald Schukraft

Mittwoch, 30. Juni 1993

Treffpunkt: 19.00 Uhr, Eingang Lapidarium, Mörikestraße 24, 7000 Stuttgart 1

Preis: DM 8,-

30

Heimatkunde auf zwei Rädern: Historisch-naturkundliche Radwanderung im Tauber- und Jagsttal

Führung: Regina Schmid (Historikerin) und Astrid Waibel (Biologin)

Freitag, 2. Juli, bis Sonntag, 4. Juli 1993

Preis (ohne Fahrt, inkl. Eintrittsgebühren):

DM 165,- inklusive Übernachtung/Frühstück im Doppelzimmer/Etagendusche

DM 175,- inklusive Übernachtung/Frühstück im Einzelzimmer/Etagendusche

31

Landschaft und Flora des mittleren Remstales

Führung: Dr. Hans Scheerer

Samstag, 3. Juli 1993

Treffpunkt: 9.00 Uhr S-Bahn-Haltestelle Geradstetten

Ende gegen 18.00 Uhr am Bahnhof Grunbach

Preis (ohne Fahrt): DM 20,-

32

Kathedralen und Schlösser in der Champagne und Ile-de-France

Führung: Siegfried Albert

Montag, 5. Juli, bis Sonntag, 11. Juli 1993

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: Karlsruhe, Hauptbahnhof

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung):

DM 1498,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 1798,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

33

Begleitprogramm zur Ausstellung «Meisterwerke massenhaft» in Stuttgart

Adelberg, Geislingen, Rechberghausen

Führung: Reinhard L. Auer

Samstag, 10. Juli 1993

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Preis: DM 59,-

34

Auf den Spuren schwäbischer Kunst:

Jörg Ratgeb – Werk und Schicksal

Führung: Dr. Raimund Waibel

Samstag, 10. Juli bis Sonntag, 11. Juli 1993

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: Heilbronn, Bahnhof

Preis (inkl. Eintrittsgebühren):

DM 259,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 269,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

35

Begleitprogramm zur Ausstellung «Meisterwerke massenhaft» in Stuttgart

Ulm: Münster und Museum

Führung: Dr. Michael Roth

Samstag, 17. Juli 1993

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Preis: DM 59,-

36

Westfalen – Land der Wasserschlösser und Hallenkirchen

Führung: Michael Bayer

Samstag, 17. Juli, bis Sonntag, 25. Juli 1993

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: Heilbronn, Hauptbahnhof

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung):

DM 1578,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 1678,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

37

Gotland und Bornholm – die Inseln der Bildsteine und Rundkirchen in der Ostsee

Führung: Prof. Dr. Albrecht Leuteritz

Donnerstag, 29. Juli, bis Donnerstag, 12. August 1993

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeiten: Ludwigsburg, BAB-Raststätte

Wunnenstein, BAB-Raststätte Würzburg, Fulda, Lübeck

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung, Versicherungspaket):

DM 3980,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 4380,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

38

Aktion Irrenberg 1993

Samstag, 14. August 1993

Abfahrt: 6.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeiten nach Vereinbarung an der Fahrtstrecke Stuttgart–Tübingen–Hechingen–Irrenberg

39

An die mittlere und untere Nagold

Führung: Dr. Hans Scheerer

Sonntag, 15. August 1993

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeiten: Stuttgart-Vaihingen, Schillerplatz; Herrenberg, Bahnhof

Preis (inkl. Eintrittsgebühren): DM 59,-

40

Heerstraße der Könige und Pilgerweg des Abendlandes. Von Pavia, dem Krönungsort der Könige Italiens, nach San Miniato al Tedesco, dem Sitz staufischer Reichsvikare in der Toskana

Führung: Sibylle Setzler und Dr. Wilfried Setzler

Sonntag, 29. August, bis Sonntag, 5. September 1993

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: 8.45 Uhr in Tübingen, Busbahnhof

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung, Versicherungspaket):

DM 1798,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 1998,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

41

Die Kelten – ein Volk voller Geheimnisse IV: Das keltische Hallstatt und die Ausstellung «Das Jahrtausend der Kelten» in Rosenheim

Führung: Dr. Raimund Waibel

Donnerstag, 2. September, bis Sonntag, 5. September 1993

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: Autobahnraststätte Ulm-Ost

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung):

DM 598,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 648,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

42

Lindenbach: Opfer der Stadtentwicklung. Eine kritische Wasserschau VI

Führung: Dipl.-Ing. Fritz Bürkle

Samstag, 4. September 1993

Treffpunkt: 14.00 Uhr, Straßenbahnhaltestelle «Landauer

Straße», Weilimdorf, Linien 6 und 13. Anfahrt: mit

Straßenbahnlinie 6 ab Hauptbahnhof, 13 ab Cannstatt;

Rückfahrt ab Ditzingen mit S-Bahn bis Hauptbahnhof

Preis: DM 8,-

43

Korsika – Insel der Schönheit

Führung: Dr. Uwe Kraus

Donnerstag, 9. September, bis Samstag, 18. September 1993

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: Ulm, Bahnhof

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung):

DM 2198,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 2598,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

44

Archäologische Exkursion in den Ostalbkreis

Führung: Prof. Dr. Dieter Planck, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Samstag, 11. September 1993

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Preis (inkl. Eintrittsgebühren): DM 79,-

45

Schwäbische Turmuhren

Führung: Dr. Hans Zeiger

Samstag, 18. September 1993

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Preis (inkl. Eintrittsgebühren): DM 79,-

46

Die Kelten – ein Volk voller Geheimnisse V:

Halbtagesfahrt nach Hochdorf und Asperg

Führung: Dr. Britta Rabold

Sonntag, 19. September 1993

Abfahrt: 13.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Preis (inkl. Eintrittsgebühren): DM 42,-

47

Zollern, Deutschorden und Reichsstädte in Mittelfranken

Führung: Manfred Akermann

Freitag, 24. September, bis Sonntag, 26. September 1993

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: Feuchtwangen, Marktplatz

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung):

DM 369,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 389,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

48

Die Emilia-Romagna

Führung: Sven Gormsen

Freitag, 24. September, bis Sonntag, 3. Oktober 1993

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung, Versicherungspaket):

DM 1898,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 2098,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

49

Württemberg und das Herzogtum Krain im Zeitalter der Reformation – eine Studienfahrt durch das heutige Slovenien

Führung: Dr. Friedrich Schmid

Samstag, 25. September, bis Freitag, 1. Oktober 1993

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: Raststätte Seligweiler, Ulm-Ost

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung, Versicherungspaket):

DM 1148,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 1298,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

50

Die Nachfolger Melacs – Der Dauphin und Marschall Lorge im Feldzug 1693 in Württemberg

Führung: Dr. Roland Schurig und Dr. Gerhard Fritz

Samstag, 2. Oktober 1993

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: Marbach

Preis (inkl. Eintrittsgebühren): DM 79,-

51

Auf den Spuren der Katharer

Führung: Dr. Benigna Schönhagen

Samstag, 2. Oktober, bis Samstag, 9. Oktober 1993

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: Tübingen

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung):

DM 1748,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 2048,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

52

Entlang der Schwäbischen Dichterstraße VI:

Auf den Spuren von Friedrich Hölderlin

Führung: Dr. Benigna Schönhagen und Dr. Wilfried Setzler

Samstag, 16. Oktober, bis Sonntag, 17. Oktober 1993

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Preis (inkl. Eintrittsgebühren):

DM 289,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 309,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

53

1. Fahrt ins Blaue

Sonntag, 17. Oktober 1993

Abfahrt: 13.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Preis: DM 25,-

54

2. Fahrt ins Blaue

Mittwoch, 20. Oktober 1993

Abfahrt: 13.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Preis: DM 25,-

55

Der Stuttgarter Wald: Führung durch den Bürgerwald

Führung: Fritz Oechßler, Forstdirektor, Stuttgart

Samstag, 23. Oktober 1993

Treffpunkt: 14.30 Uhr, Bushaltestelle Birkenkopf (Buslinie 92)

Preis: DM 8,-

56

Hildesheim

Führung: Sibylle Setzler

Samstag, 6. November, bis Sonntag, 7. November 1993

Abfahrt: Die Reise erfolgt mit der Deutschen Bundesbahn. Die Abfahrtszeit vom Hauptbahnhof Stuttgart wird rechtzeitig bekannt gegeben.

Preis (inkl. Bahnreise, Eintrittsgebühren):

DM 329,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 349,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

57

Adventsfahrt: Nancy und Umgebung

Führung: Harald Schukraft

Freitag, 10. Dezember, bis Sonntag, 12. Dezember 1993

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: Karlsruhe, Hauptbahnhof

Preis (inkl. Eintrittsgebühren, Reiserücktrittskostenversicherung):

DM 379,- inklusive Halbpension im Doppelzimmer

DM 409,- inklusive Halbpension im Einzelzimmer

In diesem Heft der «Schwäbischen Heimat» sind nur die wichtigsten Daten der Reisen 1993 abgedruckt. Gerne schicken wir Ihnen die Broschüre zu, die darüber hinaus Angaben zu Reiseroute, Übernachtungsorten und Sehenswürdigkeiten enthält. Schreiben Sie bitte, oder rufen Sie bei der Geschäftsstelle, Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1, Telefon 22 16 38 an. Gäste sind jederzeit willkommen.

Astronomen protestieren gegen Lichtverschmutzung

(lsw) Mit einem Protest gegen die zunehmende Lichtverschmutzung sind jetzt Astronomen an die Öffentlichkeit getreten. Wie in Tübingen nach der ersten deutschen astronomischen Woche «FernSehen 92» erklärt wurde, fordern sie die Eindämmung der fortschreitenden Aufhellung des Nachthimmels und bereiten dazu eine Eingabe an den Petitionsausschuß des Bundestags vor. In vielen der 60 beteiligten Sternwarten seien Sternbilder geringer Helligkeit wegen der Luftverschmutzung «kaum mehr zu sehen» gewesen.

Beobachtungen der Gestirne würden «zunehmend unmöglich», Forschungsprogramme behindert und der Führungsbetrieb an den Volkssternwarten maßgeblich gestört, erklärte der Initiator der Petition, Wolfgang Wetzläufer, Vorsitzender der Astronomischen Vereinigung Tübingen. «Wir sind überzeugt, daß wirksam Abhilfe in bezug auf diese stetig wachsenden Beeinträchtigungen möglich ist, ohne elementare Sicherheitsanforderungen zu vernachlässigen». Oft würden Beleuchtungskörper unsachgemäß, unbedacht oder im Übermaß angebracht. Besonders kritisieren die Astronomen die zum Himmel gerichteten Strahler an Werbewänden, Kirchen und anderen Gebäuden. Die «bedenkenlos ausufernde Nachtbeleuchtung» sei zudem auch «pure Energieverschwendung» und «ökologisch bedenklich».

Nach Meinung der Astronomen muß ernsthaft an ein Verbot zum Himmel strahlender Leuchten gedacht werden, die nur Werbezwecken dienen. Sie fordern außerdem unter anderem eine Teilabschaltung der Straßenlampen und energiesparende Niederdrucklampen mit einer ausfilterbaren Emissionslinie.

Oberschwaben hatte einen guten Storchensommer

(epd) Die Welt der vom Aussterben bedrohten wildlebenden Weißstörche ist im Oberland in manchen Tälern und Auen noch in Ordnung. Die heuer zwischen Donau und Bodensee geschlüpften Jungstörche haben ihre Nester verlassen. Fast alle 15 Storchpaare und 27 Jungstörche haben den Flug ins warme südliche Winterquartier angetreten. Darin unterscheiden sich die oberschwäbischen Adebare von denen im Elsaß. Dort hocken die Tiere auch bei Eis und Schnee in ihren hochgelegenen Nestern, frieren und lassen sich durchfüttern. Davon hält Storchentreuer Hans Lakeberg (Beuron) nicht viel. Der seit drei Jahren im Auftrag des Tübinger Regierungspräsidiums tätige Ornithologe will «die Welt in Oberschwaben für Störche so wiederherstellen», daß sie ohne menschliche Hilfe auch im nächsten Jahrhundert Überlebenschancen haben.

Die Aussichten dafür sind gut. In diesem Jahr war es der storchentfreundliche Mai, der zwar keine Regenwürmer und wenig Mäuse, dafür aber Grashüpfer en masse und mancherorts Mai- oder Junikäfer bescherte, daß es 1992 mit 27 groß gewordenen Jungen den besten Bruterfolg seit 1982 gab.

Spitzenreiter war das auf einem Kirchturm in Riedhausen brütende Storchpaar mit vier Jungen, während auf einem Schornstein-Nest neben dem Kirchplatz in Wilhelmsdorf und in Alleshäusern am Federsee jeweils nur ein Storchjunges das Fliegen lernte; zwei Geschwister indes starben. Zwei andere sind vermutlich verdurstet, weil ihre Eltern ihnen aus den schon Mitte Mai ausgetrockneten Ried-Entwässerungsgräben kein Wasser mehr holen konnten. Als durchaus noch stor-

chenfreundlich bezeichnet Diplombiologe Lakeberg das Rißtal bei Schemmenhofen, wo ein siebenköpfiger Storchentrupp Hunger und Durst stillen konnte. Auch mitten in der Stadt floriert das Storchleben: In Saulgau und Riedlingen wuchsen ebenso drei Jungstörche heran wie in Zwiefaltendorf, Heiligkreuztal und Munderkingen.

Was nutzt jedoch der beste Speisezettel inmitten einer storchentfeindlichen Umwelt? Tückische Todesfallen sind Stütz-Isolatoren, auf deren Traversen Jungstörche gern übernachten. Breiten die bis zu 1,5 Meter großen Vögel beide Schwingen aus und geraten damit an ungesicherte Mittelspannungsteile, dann beendet ein Kurzschluß ihr kurzes Leben. Die Energieversorgung Schwaben will bis 1994 alle gefährlichen Masten sichern. Sie trägt damit ebenso zum Gesunden storchlicher Lebensräume bei wie der Gesetzgeber: Das 1988 angelaufene Extensivierungsprogramm habe zu einem weniger intensiven Bewirtschaften, Düngen und «Spritzen» mancher für Störche lebenswichtiger Wiesen und Riedflächen geführt, betont Lakeberg.

Tödliche Gefahren drohen den teilweise seit fast zehn Jahren in Oberschwaben ansässigen Störchen allerdings auf ihrem Zug in den Süden. In Südfrankreich wurde 1990 ein von einem oberschwäbischen Feuerwehrmann beringter Storch abgeschossen, ein anderer erhielt an der österreichischen Grenze einen Stromstoß. Der eine benutzte die Südwest-Strecke über Gibraltar, der andere die Südost-Route, die über den Bosphorus, also jeweils über eine schmale Meerenge, führt. Auf beiden Strecken gelangen seit Jahrtausenden mitteleuropäische Weißstörche in ihre Winterquartiere. Als «Segelflieger» sind Störche auf Thermik angewiesen, die es auf dem Meer nicht gibt.

Erosion bedroht Bodensee-Pfahlbauten

(STZ). Das Land Baden-Württemberg hat in den vergangenen Jahren 2,5 Millionen Mark in die Renaturierung des Bodenseeufer investiert. Wie Dieter Werner, Leiter des Wasserwirtschaftsamts Ravensburg, in Sipplingen erläuterte, wurden dabei an vier ausgewählten Uferzonen vorhandene Mauer- und Spundwände entfernt. An ihrer Stelle richtete das Wasserwirtschaftsamt Flachwasserzonen, wie sie auch in der Natur vorkommen, ein.

«Der Flachwasserbereich ist die wichtigste Zone des Bodensees überhaupt», sagte Werner, da er eine wichtige Reinigungsfunktion innehat. Außerdem fänden zahlreiche Fischarten dort ihre Brutstellen. Durch die Uferverbauung der zurückliegenden Jahrzehnte sei die Flachwasserzone jedoch stark erodiert. Im Bereich des westlichen Bodenseekreises habe man 40 Zentimeter, im östlich gelegenen Lindau sogar 1,20 Meter Abtragung gemessen, die durch veränderte Strömungen von vermauerten Uferzonen verursacht wurden. Auch die Begradigung zahlreicher Flüsse spiele bei der Ufererosion eine große Rolle.

65 Prozent der Bodensee-Uferzone sind nach Aussage von Werner verbaut und vermauert. Die 2,5 Millionen Mark, die das Land für Renaturierungsmaßnahmen ausgab, entfielen nach Angaben des Wasserwirtschaftsamts zu 40 Prozent auf den Landkreis Konstanz und zu etwa 60 Prozent auf den Bodenseekreis. Dort sind nun die Renaturierungsarbeiten in Krefßbronn, Langenargen, Stetten und Sipplingen abgeschlossen. Elf Kilometer ehemals verbautes und vermauertes Ufer präsentieren sich nun wieder im natürlichen Zustand. Doch auch in Zukunft bestehe, so Werner, für Renaturierungsarbeiten ein großer Bedarf. Ähnliche Projekte seien in Meersburg, Unteruhldingen und Friedrichshafen sowie zwischen Sipplingen und Überlingen notwendig. Die Ufererosion stelle auch eine latente Bedrohung für die etwa 70 prähistorischen Pfahlbausiedlungen auf dem Grund des Bodensees dar.

Darauf wies Helmut Schlichterle vom Landesamt für Archäologie hin. Durch die Erosionsprozesse seien zahlreiche Holzteile der historisch wertvollen Siedlungen freigeschwemmt worden. Sie drohen nun, durch Kontakt mit Licht und Sauerstoff zu vermodern. Um die prähistorischen Siedlungsreste zu schützen, haben sich Wasserwirtschaftsamt und Landesdenkmalamt ein neues Verfahren ausgedacht. Mit «Textilteppichen», die mit einem leichten Sand-Zement-Gemisch aufgefüllt und mit abbaubaren Kokosfasern zusammengehalten werden, sollen die prähistorischen Siedlungsreste abgedeckt und konserviert werden, sagte Werner. «Das funktioniert so ähnlich wie der «Eiserne Vorhang» beim Theater. Der wird nach dem letzten Akt heruntergelassen, und erst wenn man wieder etwas sehen will, läßt man ihn wieder hoch».

Schloß-Sanierung: Aulendorf soll zahlen

(lsw) Die weitere Sanierung von Schloß Aulendorf ist ungewiß. Angesichts der «extrem angespannten öffentlichen Haushalte» stehe bislang nicht fest, ob das Land Baden-Württemberg für den weiteren Ausbau von Schloß Aulendorf Mittel bereitstellen könne, sagte Ministerialdirektor Benno Bueble vom Finanzministerium beim Richtfest in Aulendorf. Für die Sanierung und Substanzsicherung von Schloß Aulendorf habe das Land bislang über 14 Millionen Mark zur Verfügung gestellt, etwa die Hälfte davon sei bereits verbaut. Ob das Land weitere Mittel zur Verfügung stelle, hänge insbesondere von der Bereitschaft der Stadt Aulendorf ab, sich finanziell an der Sanierung dieses Kulturdenkmals zu beteiligen. Die Stadt könne dabei mit «beträchtlichen» Zuschüssen des Landes aus mehreren Programmen rechnen. Die weitere Restaurierung kostet voraussichtlich weitere 12 Millionen Mark.

384 Höhlen sind Naturdenkmale

(STZ) In Baden-Württemberg sind momentan 384 Höhlen als Naturdenkmal ausgewiesen, 173 weitere liegen in Naturschutzgebieten, so daß nach Ansicht des Landesverbandes für Höhlen- und Karstforschung für insgesamt 556 Höhlen im Lande «ausreichend rechtlicher Schutz besteht».

Für weitere 110 Höhlen sei eine Unterschutzstellung vorgesehen, für weitere 72 gebe es einen entsprechenden Vorschlag. Landesweit seien außerdem 82 Karstquellen und 33 sonstige Karsterscheinungen geschützt, heißt es in einer Veröffentlichung von Dr. Gerhard Bronner, dem Referenten für Höhlenschutz beim Landesverband.

In seiner Erhebung hat der Höhlenforscher sämtliche geschützten Karsterscheinungen in 33 Stadt- und Landkreisen zusammengestellt. Dabei dürfte bei den in den Höhlenkatastern registrierten Objekten die Liste ziemlich komplett sein, bei den katastermäßig erfaßten Dolinen – hier sind mittlerweile 336 Erdfälle geschützt – fehlen noch einige Objekte in Naturschutzgebieten, die nicht in den bereits kartierten Gebieten liegen, ergänzt dazu Gerhard Bronner.

Auch bei Karsterscheinungen wie Karstquellen, Kalktuffvorkommen und Wasserfällen seien nur diejenigen in der Liste aufgeführt, die ausdrücklich als solche in Naturdenkmalverordnungen enthalten sind.

Wie die Forscher betonen, sind Höhlen nach dem neuen Biotopschutzgesetz zwar grundsätzlich geschützt, aber nur in ihrer Eigenschaft als Biotop für Tiere, nicht aber als geologische Erscheinung. Wenn Höhlen also vor «Tropfsteinräubern» bewahrt werden sollen, so sei auch künftig eine Einordnung als Naturdenkmal notwendig. Lob wird den Behörden gezollt, die inzwischen zunehmend die Bedeutung geologischer Naturdenkmale erkannt und sich um ihren Schutz gekümmert hätten.

Trickdiebe bestehen historische Archive

(STN) Weil sich ein Mitarbeiter des Generallandesarchivs Karlsruhe an ein altes Dokument mit Siegel so genau erinnern konnte, flog eine großangelegte, systematische Diebstahlserie von historischen Urkunden auf. Unermeßlicher Schaden entstand für die Geschichtsforschung im süddeutschen Raum – in schnöden Zahlen ausgedrückt: 1,5 Millionen Mark. Eine bayerisch-baden-württembergische Sonderkommission der beiden Landeskriminalämter ermittelt noch, die beiden Tatverdächtigen sitzen derweil in Untersuchungshaft. Wie der Leiter des Landesarchivs in Karlsruhe, Hansmartin Schwarzmaier, berichtete, hatte das Archiv im letzten Sommer einen Satz von 34 mittelalterlichen Pergamenturkunden von einem Waldshuter Antiquariat für 20 000 Mark erworben. Ein Mitarbeiter des Landesarchivs erinnerte sich aber, eines der Dokumente mit einem auffälligen Siegel erst kurz zuvor im Archiv der Freiherren von Venningen zu Neidenstein eingesehen zu haben. Es stellte sich heraus, daß die landesgeschichtlich bedeutenden Urkunden tatsächlich aus dem privaten Adelsarchiv in Venningen gestohlen worden waren. Diese Entdeckung brachte eine wahre Lawine ins Rollen: Ein geschickter Trickdieb und sein Mithelfer hatten nach den Ermittlungen der Polizei rund 40 private und kommunale Archive in ganz Süddeutschland geradezu geplündert. Mit teils echten, teils gefälschten Empfehlungsschreiben hatten sie sich das Vertrauen der Archivbesitzer erworben. 200 weitere Urkunden fehlten allein in Venningen – ein rein materieller Schaden von 200 000 Mark.

Betroffen sind unter anderem auch die Adelsarchive Berlichingen (Jagsthausen), Gemmingen (Hornberg), Neipperg (Schwaigern) und eine Reihe weiterer berühmter dynastischer Sammlungen in Bayern. Verschwunden sind auch wertvolle Archivalien aus städtischem Besitz in Weil der Stadt, Ellwangen, Tauberbischofsheim, Rothenburg o.T. und Nürnberg.

Zur selben Zeit, als der Diebstahl in Karlsruhe entdeckt wurde, tauchten in verschiedenen Auktionshäusern bis hinauf nach Hamburg sogenannte «Schnörkelbriefe» auf – die Täter hatten sich offenbar darauf spezialisiert. Sie stammen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wie Schwarzmaier erläuterte, aus einer Zeit also, als es Briefmarken noch nicht gab und Briefe mit einem Beförderungsvermerk abgezeichnet wurden. Vor 15 Jahren seien solche «vorphilatelistischen» Dokumente in Briefmarkensammlerkreisen überhaupt noch nicht gefragt gewesen, doch heute gebe es dafür einen «sehr heißen Markt». Nach Auskunft der Staatsanwaltschaft Würzburg haben die kurz vor dem Ende stehenden Ermittlungen «riesige Dimensionen» angenommen.

Schwarzmaier zufolge hat allein der Diebstahl von nichtphilatelistischem Material in manche Privatarchive derartige Lücken gerissen, daß es Historikern ungemein erschwert wird, über die Geschichte von einzelnen Adelshäusern und dazugehörigen Orten zu forschen. Die Eigentümer der Privatarchive seien zu gutgläubig gewesen – in einem großen Archiv sei der Diebstahl schon allein wegen der Kontrollen kaum möglich und wegen der vorhandenen Kopien jedes Dokumentes auf Mikrofilm kaum lohnend.

Ein Faß ohne Boden sind die Ermittlungen: Den Verdächtigen die Taten nachzuweisen ist außergewöhnlich schwierig. In Bayern stießen der Staatsanwaltschaft zufolge manche Sammler über Angebote aus Liebhaberkreisen auf ihre eigenen Dokumente. Das sind Glücksfälle. Doch die meisten Urkunden – ohne Signaturnummern – seien wohl, so vermutet ein Sprecher der Behörde, über Auktionen auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Stadtpreis für Ulmer Münsterbauhütte

(epd) Mit dem Ulmer »Stadtqualitätspreis« ist die Mannschaft der über 600 Jahre alten Münsterbauhütte erstmals für ihren Einsatz zum Erhalt des spätgotischen Gotteshauses ausgezeichnet worden. Den von der Gemeinderatsfraktion der Freien Wähler gestifteten Preis in Höhe von 5000 Mark nutzen die Steinmetze, um ihr berufliches Wissen bei Studienfahrten in andere Domstädte zu erweitern. Das stille Wirken der Hüttenbauleute würdigte Baubürgermeister Alexander Wetzig bei der Verleihung als Einsatz, »der nicht nur der Kirche, sondern der ganzen Stadt« zugute komme. Münsterbaumeister Gerhard Lorenz bezeichnete die Arbeit seines Teams als zähen Kampf gegen die Folgen der Umweltvergiftung. Die erste Ulmer Münsterbauhütte war nach dem vorläufigen Abschluß der Bauarbeiten 1530 geschlossen worden. Aufgabe der 1844 mit zwei Steinmetzen neu gegründeten Hütte war es dann, das damals einsturzgefährdete Bauwerk mit seinem unvollendeten Turm vor dem Verfall zu retten. Vor 120 Jahren, als der Arbeitstag für die »in den Himmel« steigenden Männer im Sommer um 5 Uhr begann und – bei drei Pausen – um 18 Uhr endete, arbeiteten 120 Handwerker in der Hütte an der Fertigstellung des mit 161 Meter höchsten Kirchturms der Welt. Heute gilt für das Dutzend Bauleute die 39-Stunden-Woche. Gleichgeblieben sind seit dem Mittelalter die Werkzeuge, mit denen Kreuzblumen und die gotischen Spitztürmchen (»Fialen«) restauriert oder neu geschaffen werden. Gar nicht mittelalterlich waren vor 120 Jahren die Arbeitsbedingungen für Auszubildende. In der Hüttenordnung war festgeschrieben, daß kein Handwerker in den Pausen »vom Thurm herabgehen« dürfe, »sondern es ist das Bier, Brod, etc. durch Handlanger aufzuziehen. Das Beischaffen der Lebensmittel durch die Lehrjungen sowie das Verrichten von Ausgängen bleibt auf's Strengste untersagt«.

Seepark Monrepos: Kampf um Bäume

(STZ) Vor einem Jahr erntete das Haus Württemberg in Ludwigsburg noch viel Beifall für seinen Plan, den verwilderten Seepark Monrepos wieder in einen «Englischen Garten» zu verwandeln. Inzwischen hat sich die Begeisterung gelegt: Umweltschützer und die Fraktion der Grünen im Ludwigsburger Gemeinderat machen mobil gegen die Absicht der Hofkammer, auf ihrem Gelände 140 alte Obstbäume zu fällen, um Platz für neue Baumalleen zu schaffen.

Wie berichtet, will die Hofkammer des Hauses Württemberg in den kommenden Jahrzehnten den Seepark Monrepos nach historischem Vorbild sanieren. König Friedrich I. hatte zu Beginn des 19. Jahrhunderts einen großzügigen Park in Form eines Englischen Gartens anlegen lassen, von dem heute nur noch der See und die eingewachsenen Inseln übriggeblieben sind. Die damalige Gesamtkonzeption entwickelte Hofbaumeister Nikolaus von Thouret, der einen vielseitig gestalteten Landschaftsgarten entwarf, der Natur, Mensch und Kultur in Harmonie zusammenführt.

Auf dieser Basis entwickelte Landschaftsarchitekt Alexander Mohrenweiser (Leinfelden-Echterdingen) in den vergangenen Jahren im Auftrag der Hofkammer und in Abstimmung mit dem Landesdenkmalamt ein Umgestaltungskonzept, ein Parkpflzewerk, das bis weit ins Jahr 2000 die Marschroute der Gärtner bestimmen soll. Ziel ist es, die kunstgeschichtliche Bedeutung der Gesamtanlage zu betonen, das Naherholungsgebiet zu erhalten und abseits des historischen Parkbereichs die Freizeitangebote durch einen Golfplatz zu ergänzen. Vierhundert absterbende Bäume wollen die Gärtner ersetzen, zwanzig Meter hohe Pappeln, die später das Seegeviert nach außen abschirmen sollen, werden neu gepflanzt. Für die Rekonstruktion alter Wege müssen Obstbäume fallen; auch die dichtbewachsenen Inseln stehen zur Auslichtung an, um historische Sichtbeziehungen zwischen Park und See schloß wieder herzustellen.

Beim Bund für Umwelt und Naturschutz und bei den Grünen stößt die für Herbst 1992 von der Hofkammer geplante erste Baumfällaktion auf heftige Kritik. Ihr Argument: Obwohl die Obstbäume nicht ins Bild des angestrebten Landschaftsgartens passen, sind sie doch ein wichtiger Bestandteil des ökologischen Systems, das aus denkmalschützerischen Gründen nicht einfach zerstört werden dürfe. Säulenpappeln für eine klassizistische Allee seien kein gleichwertiger Ersatz für alte Obstbäume.

Nach wochenlangen Diskussionen um die künftige Gestaltung des Seeparks Monrepos hat der Ludwigsburger Gemeinderat mit 21 gegen 15 Stimmen am 16. September den modifizierten Vertrag zwischen der Hofkammer des Hauses Württemberg und der Stadt Ludwigsburg über Zugang und Unterhaltung des Naherholungsgebietes gebilligt. Danach bindet die Stadt ihre Investitionsbeteiligung an ein Mitspracherecht bei der Neugestaltung der Anlage, die sich ganz im Besitz des Hauses Württemberg befindet. 117 Obstbäume werden zwar fallen, an ihre Stelle sollen aber künftig keine Pappeln, sondern 450 ökologisch wertvollere Säuleneichen gesetzt werden. Nach Angaben der Stadtverwaltung ist trotz der geplanten Fällaktion der Lebensraum der Fledermäuse in diesem Gebiet gesichert. Ihnen stünden weiterhin Behausungen in 950 alten Bäumen zur Verfügung. Entgegen ursprünglichen Plänen der Parkgestalter sollen die Inseln im Seebereich auch künftig für Besucher gesperrt und der Bewuchs weitgehend erhalten bleiben. Umstritten war im Gemeinderat auch die Forderung der Hofkammer, die Stadtkasse möge sich an dem auf sieben Millionen Mark geschätzten Projekt mit einer Million Mark beteiligen. CDU- und SPD-Fraktionen, die im öffentlichen Interesse das Parkgestaltungskonzept grundsätzlich unterstützten, einigten sich auf einen Kompromißantrag über 750 000 Mark und sicherten mit ihren Stimmen die Annahme des lange umstrittenen Parkpflzewerkes.

Gotische Statue kehrte zurück

(epd) Das Museum «Vom Kloster zum Dorf» in Frauental bei Creglingen feierte am 30. August mit Festgottesdienst und Feierstunde die Rückkehr einer spätgotischen, fast lebensgroßen Holzstatue aus dem Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart. Sie war im Jahr 1906 von der Kirchengemeinde für 65 Mark an die Königliche Staatssammlung in Stuttgart verkauft worden, um Restschulden aus der Kirchenrenovierung tilgen zu können. Jetzt wird die guterhaltene Bischofsfigur im Chorraum der spätromanischen Zisterzienserinnenkirche zu sehen sein. Die Nonnenempore des Gotteshauses war vor zwei Jahren zum Museum umgestaltet worden, während die «Unterkirche» der einstigen Klosterkirche weiterhin als Gottesdienstraum der evangelischen Kirchengemeinde Freudenbach-Frauental genutzt wird.

Nach Angaben von Gerhard Layer, der als Geschäftsführer für den Verein «Tauberfränkische Volkskultur» das Frauentaler Museum wissenschaftlich betreut, ist die Identität der zur Zeit als «Heiliger Benedikt» bezeichneten Holzstatue noch lange nicht geklärt, ebensowenig wie die des zweiten Frauentaler Bischofs, der als heiliger Bernhard geführt wird. Lange Zeit ist eine der Heiligenfiguren als Kilian bezeichnet worden, da die Kirche Maria und Kilian geweiht ist. In früheren Schriften wurde auch eine der Figuren heiliger Antonius genannt, der «Vater der Mönche» war. Die nächstliegende und auch in anderen Zisterzienserklöstern häufige Kombination zweier Bischofsfiguren sei jedoch die Darstellung der beiden «Väter» des Zisterzienserordens, des heiligen Benedikt von Nursia und des Bernhard von Clairvaux.

Groß geworden in Württemberg. Zu Hause in Deutschland.

TIGGES KOMMUNIKATION



Der Württemberg (Rotenberg)

Unsere Wurzeln sind von jeher in Stuttgart, unser Name ist gut württembergisch, unser Geschäft steht auf festem Grund und Boden. Das verpflichtet. Unsere Kunden, ob Wohnungsbauer, gewerbliche Investoren oder Kapitalanleger, können daher auf bodenständige Finanzierungen, sichere Kapitalanlagen und eine grundsolide Beratung bauen. Und das in ganz Deutschland. Rufen Sie uns an.



1867-1992

125 Jahre
**Württembergischer
Hypo**



Die Immobilienbank,
mit der Sie vorausbauen.

Berlin: 030/8819890; Bielefeld: 05 21/6 9010; Dresden: 03 51/4 84 1140; Düsseldorf: 02 11/35 20 35;
Frankfurt: 069/23 22 72; Freiburg: 07 61/3 55 35; Hamburg: 040/36 48 55; Hannover: 05 11/36 36 13;
Karlsruhe: 072 42/50 15; Köln: 02 21/13 50 85; Leipzig: 03 41/2 11 44 99; Mannheim: 06 21/2 08 78;
München: 089/22 15 34; Stuttgart: 07 11/2 09 63 53

«Denkmal-Krimi» endet mit Bijouterie-Museum

(STZ) In Schwäbisch Gmünd wurde am 23. September das «Silberwaren- und Bijouterie-Museum Ott-Pausersche Fabrik» eröffnet. Damit bekam nicht nur die Stadt ein außergewöhnliches Schmuckstück, das sicher weit über Baden-Württemberg hinaus beachtet werden wird, damit fand auch ein «Denkmal-Krimi» besonderer Art ein Happy-End. Nicht zuletzt aber wurde mit der Eröffnung des neuen Museums eine wahrhaft beispielhafte Bürgeraktion belohnt. Ohne die halbe Million Mark Spendengelder, die eine 1985 gegründete Bürgerinitiative zur Rettung der Ott-Pauserschen Fabrik gesammelt hat, wäre es nicht möglich gewesen, die auf wundersame Weise von der Jahrhundertwende ins ausgehende 20. Jahrhundert gerettete Silberwarenfabrik an Ort und Stelle zu erhalten.

«Fürwahr, ein unbeschreiblicher Glücksfall», so definieren Martin Roth und Klaus Vogel die von ihnen gemachte Entdeckung. 1983 wurden die beiden Volkskunde-Studenten, die von Museumsleiter Walter Dürr animiert nach Beispielen der Industrialisierungsgeschichte Gmünds fahndeten, im Milchgäßle fündig. Sie begegneten Emil Pauser, einem etwas kauzigen alten Herrn, der ganz allein in einer Fabrikanlage werkelt, die im Dornröschenschlaf versunken zu sein schien. Alles stand noch so da, als wären die Arbeiter der Kaiser-Wilhelm-Ära nur eben mal zur Mittagspause gegangen, die vorsintflutliche Rechenmaschine im Comptoir, die Transmissionsanlage, die Walzwerke, die Öltropfenfänger.

Emil Pauser hatte von seinem Vater Josef Pauser, der 1928 die B. Ott & Cie. übernommen hatte, gelernt, daß es nicht gut tue, etwas zu ändern. So kommt es, daß die 1845 von Nikolaus Ott gebaute zweigeschossige Fabrik fast original erhalten blieb. Der Goldarbeiter Nikolaus Ott gehört zu jenen Industriepionieren, die aus der starren Zunftordnung ausbrachen. Das württembergische Gewerbegesetz von 1828 nutzend, gründete er zunächst gegen Widerstände der eigenen Zunft eine «Gold- und Silber-

warenfabrik». Ihre Glanzzeiten erlebte die damals um eine Dampfmaschine und ein kleines Gaswerk erweiterte Fabrik unter seinem Neffen Johann Baptist Ott, der im 19. Jahrhundert als «Heber und Gründer der Gmünder Bijouteriefabrikation» und «Liebling der Arbeiter» geehrt wurde.

Anderthalb Jahre nach der sensationellen Entdeckung durch die beiden Museumspraktikanten starb Emil Pauser im November 1984. Jetzt begann das, was Ulrich Majocco, damals Referent für Denkmalschutz und -pflege im Innenministerium, einen «Denkmal-Krimi» nennt. Zwar überlegten Stadt und Gemeinderat, ob sie das einmalige Ensemble kaufen und zum Museum machen sollten, doch die Entscheidung wurde vertagt. Die Erben wollten aber nicht allzu lange warten. Im Mai 1985 wurde die Bürgerinitiative zur Rettung der Ott-Pauserschen Fabrik gegründet. Mit waghalsigem Mut verpflichteten sich die Mitglieder, 400 000 Mark an Spendengeldern zu sammeln. Die «Denkmalstiftung» stellte einen Zuschuß in Aussicht, falls das Geld zusammenkäme und auch die Stadt einen Beitrag leiste. Doch im November 1985 zögerte der Gemeinderat noch. Ein halbes Jahr später wurde die Ott-Pausersche Fabrik ins Denkmalbuch eingetragen.

Das war ein entscheidender Fortschritt. Denn zunächst schien auch die Erhaltung der Ott-Pauserschen Fabrik an dem bekannten kommunalpolitischen Schwarzen-Peter-Spiel zu scheitern: Das Regierungspräsidium ließ mitteilen, für den Erwerb von Kulturdenkmalen gebe es keine Haushaltsmittel. Die Stadt wiederum fürchtete, ohne Landeshilfe finanziell überfordert zu sein. Die entscheidende Gemeinderatssitzung fand am 27. November 1986 statt. Einstimmig entschied sich das Gremium, die Fabrik zu kaufen und zu einem technischen Museum zu machen. Betriebs-träger sollte der 100 Jahre alte «Verein der Freunde und Förderer des städtischen Museums» sein, der Satzung und Namen änderte und seither «Museumsverein» heißt.

Am damals entwickelten Finanzierungskonzept des auf 1,9 Millionen

Mark geschätzten Projekts hat sich nicht sehr viel geändert, gemeinsam haben sich Stadt, Land und die Denkmalstiftung beteiligt. Ausschlaggebend war der Spendenbeitrag der Bürgerinitiative, die ihr selbstgestecktes Ziel sogar übertroffen hat. Im November 1991 waren eine halbe Million Mark Spenden gesammelt. Auch das unter Federführung von Walter Dürr gemeinschaftlich entwickelte Museumskonzept ist im wesentlichen beibehalten worden. Herzstück des neuen Silberwaren- und Bijouterie-Museums ist genau jene penibel gepflegte Fabrikationsanlage, die Emil Pauser über die Zeit gerettet hat.

Umweltministerium läßt Felsbiotope begutachten

(lsw) Mit einem Gutachten über die Felsbiotope im Südwesten will das baden-württembergische Umweltministerium den Streit zwischen Naturschützern und Kletterern lösen. Wie die Behörde in Stuttgart mitteilte, soll die Untersuchung bis Ende kommenden Jahres abgeschlossen sein. Auf ihrer Basis soll dann gemeinsam mit Naturschutz- und Kletterverbänden festgelegt werden, welche Felsabschnitte ohne Gefährdung von Biotopen und bedrohten Pflanzen- und Tierarten zum Klettern freigegeben werden können. An Felsen, wo keine gefährdeten Arten vorkommen, ist den Angaben zufolge in diesem Jahr das Klettern erlaubt.

Nach dem seit 1. Januar dieses Jahres geltenden Biotopschutzgesetz sind offene Felsen, Block- und Geröllhalde als Lebensräume seltener, gefährdeter Tier- und Pflanzenarten generell geschützt. Klettern ist dort nur in Ausnahmefällen nach behördlicher Genehmigung zulässig. Das Umweltministerium wies darauf hin, daß an Felsen mit Nist- und Brutplätzen für Wanderfalken, Uhus, Kolkrahen, Dohlen und Quartieren von Fledermäusen auf keinen Fall geklettert werden darf. Neue Kletterrouten dürften überdies derzeit nicht erschlossen werden.

Anthropologische Sammlung neugestaltet

(epd) Mit etwa hundert Zahn-, Knochen- und Schädeln Funden veranschaulicht die neu gestaltete Osteologische Sammlung des Instituts für Anthropologie und Humangenetik an der Eberhard-Karls-Universität in Tübingen die Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Die ersten Funde werden Primaten zugeordnet und auf ein Alter von 63 Millionen Jahren datiert. Vier Millionen Jahre werden dem Australopithecus zugeschrieben, aus dem sich nach Ansicht einiger Forscher die Gattung Mensch entwickelt haben soll. Der ständige aufrechte Gang findet sich aber erst beim Homo erectus, der vor 1,8 Millionen Jahren gelebt haben soll und sich von Ostasien und Afrika aus rasch verbreitete. Aus ihm sind nach heute allgemein herrschender Meinung in einem Zeitraum zwischen 250 000 und 120 000 Jahren vor unserer Zeitrechnung der Neandertaler und der Homo sapiens entstanden. Der moderne Mensch taucht während der letzten Eiszeit vor 40 000 Jahren auf. Er hat keinen Oberaugenwulst mehr, das Gehirn ist vergrößert.

Nach Auffassung von Anthropologie-Professor Alfred Czarnetzki, der die Sammlung neu geordnet hat, ist eine kontinuierliche Entwicklungslinie hin zum modernen Menschen zu beobachten. Eine biologische Antwort darauf, ab wann vom «Menschen» geredet werden könne, gebe es aber nicht. Für die Biologen sei ein entscheidendes Kriterium das bewußte Herstellen von Werkzeugen als Hinweis auf eine ausgebildete Vernunft. (Die Ausstellung im Gebäude Wilhelmstraße 27 in Tübingen ist werktags von 9 bis 18 Uhr geöffnet).

Sanierung des «Stifts» ist abgeschlossen

(epd) Unauffällig geht dieser Tage das größte Bauvorhaben in der über 450jährigen Geschichte der württembergischen Landeskirche zu Ende: Die dreijährigen Arbeiten zur Generalsanierung des «Tübinger Stifts»

sind pünktlich und termingemäß abgeschlossen. Mit einem Aufwand von 22,7 Millionen Mark ist das weltberühmte Wohn- und Studienzentrum so durchgreifend umgestaltet worden wie nie zuvor; der bauleitende Tübinger Architekt Peter Danner spricht denn auch von einem regelrechten «Umbau». Die ab 1464 errichtete einstige Augustiner-Klosteranlage, von der große Teile akut einsturzgefährdet waren, ist heutigen Erfordernissen entsprechend verändert worden.

Die dreijährige Sanierung kam die Landeskirche, die seit 1928 die alleinige Baulast für das Stift hat, mit knapp 23 Millionen Mark teuer zu stehen. Die ursprünglich veranschlagten Baukosten von 21,9 Millionen Mark wurden um rund eine Million Mark überschritten, weil nicht nur Sanierungssünden von früher zu beseitigen waren, sondern weil auch im Verlauf der Arbeiten unvorhersehbare Gebäudemängel zutage traten. Man fand Balken, von denen bis zur Auflage 50 cm fehlten, tragende Mauern ohne Fundamente oder der Außenputz war völlig zerstört. Daher waren die veranschlagten Kosten nicht zu halten. Architekt Danner hält es für eine gute Leistung, daß die Mehrkosten nur 4,4 Prozent des ursprünglichen Kostenvoranschlages ausmachten. Danner ist zuversichtlich, daß in den nächsten hundert Jahren keine größeren Arbeiten am Stift mehr nötig werden.

Zur Renovierung gehörte die Umstellung der ölbefeuerten Heizung auf umweltfreundliche Fernwärme ebenso wie die völlige Erneuerung der Küche. Bei der Elektroinstallation sind rund 80 000 Meter Stromleitungen neu verlegt worden. Schall- und Wärmedämmung wurden verbessert und die sanitären Einrichtungen erneuert. Die wertvolle Bibliothek ist verlegt und benutzerfreundlicher umgestaltet worden. Bei der Sanierung fielen rund 6000 cbm Bauschutt an; ihr Abtransport brachte besondere Herausforderungen mit sich. Der zunächst erwogene Einsatz von Lastkähnen auf dem nahen Neckar scheiterte, schließlich setzte man einen Turmdrehkran im Innenhof der Stiftsgebäude dafür ein. Während der

Bauarbeiten war das Stift zunächst ganz, später noch zum Teil geschlossen. Jetzt sind die 140 Zimmer in Wohngruppen mit Eßküchen und Naßzellen zusammengefaßt. Nach den Urteilen bereits eingezogener Stifftler ist das Haus spürbar wohnlicher und gemütlicher geworden.

Das «Tübinger Stift» ist ein Wohn- und Studienhaus für evangelische Württemberger, dessen Bedeutung für die Verankerung des evangelischen Glaubens nicht überschätzt werden kann. Ihm ist es mit zuzuschreiben, daß der altwürttembergische Staat zeitweise die führende Macht unter den evangelischen Reichsständen war und sich zum vielbewunderten «Lutherisch Spanien» entwickelte. Es hat namhafte Wissenschaftler, Dichter, Denker und Erfinder hervorgebracht und das europäische Geistesleben über Jahrhunderte nachhaltig beeinflußt.

Gottlieb Daimlers Gartenhaus wieder offen

(lsw) Die Gottlieb-Daimler-Gedächtnisstätte im Kurpark von Stuttgart-Bad Cannstatt ist im Juli wiedereröffnet worden. Das von Gottlieb Daimler, dem Erfinder des schnellaufenden Verbrennungsmotors, als Werkstätte genutzte Gartenhaus ist von der Mercedes-Benz AG saniert worden. Bei den Feierlichkeiten sagte der Stuttgarter Oberbürgermeister Manfred Rommel, von diesem Ort sei Weltgeschichte ausgegangen. Der in Schorndorf geborene Ingenieur Gottlieb Daimler (1834–1900) gilt neben dem Mannheimer Carl Friedrich Benz als Schöpfer des modernen Kraftwagens.

In den drei Räumen, die bereits 1940 in eine Gedächtnisstätte umgewandelt wurden, sind Modelle des ersten motorbetriebenen Luftschiffes, des ersten Motorbootes und der Motor-kutsche ausgestellt. In der Werkstatt sind einer der ersten schnellaufenden Verbrennungsmotoren, Schleifstein, Amboß, Schmiedeofen mit Blasebalg und Werkzeuge zu sehen. Ein Film dokumentiert das Leben des Gründers der Daimler-Motoren-Gesellschaft in Stuttgart-Untertürkheim.

Landschaftspflege als Existenzsicherung

(lsw) Immer mehr Bauern nutzen die Landschaftspflege als eine Möglichkeit der Existenzsicherung. Der Tübinger Regierungspräsident Max Gögler betonte auf einer Pressefahrt an den Federsee und in den Kreis Biberach, der Vertragsnaturschutz habe sich als «neuer und gangbarer Weg» im Interesse sowohl der Landschaftspflege als auch der Landwirtschaft erwiesen. Das Angebot werde vor allem in Oberschwaben mit noch vielen Vollerwerbsbetrieben gut angenommen. Die Bauern ohne Alternative zur Landwirtschaft entdecken inzwischen den Naturschutz als Partner, der ihnen ein zusätzliches Einkommen schaffen kann. Die Bereitschaft in den Realteilungsgebieten der Alb, wo es in der Landwirtschaft mit dem Generationswechsel kaum eine Zukunft gebe, sei dagegen «nicht sehr groß».

Da die Ausweisungsverfahren für Schutzgebiete zu langsam seien, drohten viele Flächen bei der sich immer mehr zurückziehenden Landwirtschaft brach zu fallen. Die Entwicklung werde noch durch die jetzigen Umbrüche beschleunigt. Der Naturschutz sei aber am Fortbestand der Landwirtschaft interessiert, diese dagegen brauche Hilfe. Die Lösung: «Wir subventionieren die Landwirtschaft mit Mitteln des Naturschutzes». Der Vertragsnaturschutz, mit dem Landschaftspflege durch Landwirte betrieben werde, habe vor fünf Jahren landesweit «hoffnungsvoll» begonnen, finde aber in Oberschwaben das größte Echo. Im Land würden 50 bis 100 Millionen Mark im Jahr für die bäuerliche Landschaftspflege und Extensivierungsverträge benötigt. Derzeit könnten aber noch nicht einmal die vorhandenen 15 bis 20 Millionen Mark abgerufen werden, weil pflegebereite Bauern und vor allem in den Kreisen Personen für Werbung, Beratung und Betreuung der Bauern fehlten.

Pionierbeispiel der bäuerlichen Landschaftspflege ist der Federsee. Im 1410 Hektar großen Naturschutzgebiet würden derzeit 70 Hektar im Auftrag von Bauern mit 55 000 Mark

Gesamtkosten gepflegt. Außerhalb bewirtschafteten 125 Bauern vertraglich 412 Hektar extensiv. Dafür stellte das Land im Ökologieprogramm 335 000 Mark bereit. Maximal zehn Prozent des Schutzgebiets werden noch landwirtschaftlich genutzt. Doch auch außerhalb setze sich der Verzicht auf die nicht ackerbaren Grünlandgebiete verstärkt fort. Mit Pflegeverträgen könne das Brachfallen der Flächen abgefangen werden.

Buchen im Nordschwarzwald am stärksten erkrankt

(STZ) Über die Hälfte des Baumbestandes im Nordschwarzwald ist krank. Nach einer Untersuchung des Regionalverbandes Nordschwarzwald weisen 37 Prozent der Bäume leichte, 22 Prozent deutliche Schäden auf. Betroffen sind vor allem Buchen (53 Prozent) und Kiefern (48 Prozent). Geographisch gesehen, liegen die Schadensschwerpunkte in den Höhenlagen über 700 Metern. Betroffen sind daher hauptsächlich die Landkreise Calw und Freudenstadt. Darüber, ob die Bäume wieder gesunden, ob der Krankheitszustand fortschreiten würde, konnten keine Angaben gemacht werden.

Stadt und Land sanieren Schloß Neuenbürg

(swp) Zwölf Millionen Mark lassen sich das Land Baden-Württemberg und die Stadt in den nächsten Jahren die Renovierung des Renaissance-Schlusses in Neuenbürg (Enzkreis) kosten. Eigentlich hätte sich das Land gern von seinem kostbaren, aber unterhaltsintensiven Besitz getrennt und der Stadt das Schloß per Schenkung überlassen. Doch die Neuenbürger haben angesichts der Folgekosten dieser unentgeltlichen Übereignung dankend darauf verzichtet und in langwierigen Verhandlungen erreicht, daß nun gemeinsam die Sanierung in Angriff genommen wird. Die Hälfte der Kosten trägt nun das Land, die Stadt erwartet bei ihrem Anteil auch noch Zuschüsse aus dem Denkmalnutzungspro-

gramm, betont Hauptamtsleiterin Gudrun Kunzmann. Auch nach Abschluß der Bauarbeiten ist eine gemeinsame Nutzung des herrschaftlichen Gebäudes vorgesehen. Im Nordflügel wird wie bisher das Staatliche Forstamt untergebracht sein, den Südflügel will die Stadt Neuenbürg für die Einrichtung eines Bergwerksmuseums und einer Gaststättennutzung. In den Obergeschossen sind ein großer Saal und Räume für Wechsellausstellungen vorgesehen. 1996 soll die Renovierung beendet sein. Über die Geschichte des Schlosses gibt es nur wenig gesicherte Daten. Erbaut wurde es im 12. bis 13. Jahrhundert vom Grafen Calw-Vaihingen als Doppelburganlage mit Ringmauer und Burggraben. Diese ging im Jahr 1320 in den Besitz der Grafen von Württemberg über. Nach mehreren Bränden wurde die Anlage im Jahr 1550 zum Schloß im Renaissance-Stil umgebaut. In späteren Jahren gab es dann auch noch Pläne, das Neuenbürger Schloß zur württembergischen Residenz auszubauen, das Vorhaben wurde aber nie verwirklicht.

Kreis Göppingen leidet unter «Mülltourismus»

(lsw) Das Göppinger Landratsamt hat eine neue Form von Mülltourismus beklagt. Seit Nachbarkreise mengenabhängige Müllgebühren eingeführt hätten, scheinere der Landkreis Göppingen zu einem Dorado für wilde Müllablagerung geworden zu sein. Insbesondere auf den Markungen jener Gemeinden, die Grenzen mit anderen Landkreisen haben, seien wilde Müllablagerungen auf öffentlichen Parkplätzen in den Wäldern und in der freien Landschaft deutlich häufiger geworden. Auch die Sperrmüllberge in den Randgemeinden des Kreises seien viel größer geworden.

Das Landratsamt überlegt jetzt, Sperrmüll künftig nicht mehr regelmäßig, sondern nur noch auf Anforderung abholen zu lassen. Zudem wurden die Bürger aufgefordert, Beobachtungen über Müllsünder zu melden.

Ein neuer Band aus unserer Umgebungsreihe:



Petra Kamphoff/Helmut Hartwig
**VILLINGEN-SCHWENNINGEN
 UND SEINE UMGEBUNG**
 72 Seiten, 55 Farbabb., geb., DM 28,-
 ISBN 3-7930-0640-9

ROMBACH VERLAG

Lörracher Straße 3, 7800 Freiburg i. Br.
 Telefon 0761/4500-251



Ein Stück Lebensqualität

Das Gespräch zwischen Vater und Sohn. Manchmal ein Streitgespräch. Doch in einem sind sie sich immer einig: Der Vorrat an Württemberger Genossenschaftsweinen sollte so vielfältig sein, wie ihre Themen. Denn Einstellungen ändern sich, die Qualität bleibt. Und der Württemberger ist ein Stück Lebensqualität.




**Kenner trinken Württemberger
 Genossenschaftsweine**

Hiermit zeige ich meine neue Geschäftsadresse (bisher Vaihingen/Enz) an. Es erscheinen jährlich mindestens vier landeskundliche Kataloge, auch zu Spezialthemen, die auf Wunsch kostenlos oder gegen Schutzgebühr (Vorkasse Postgiro Stuttgart Konto 227 117-709) gerne versandt werden. Derzeit gültige

ANTIQUARIATSKATALOGE

- * Militärgeschichte Baden-Württemberg (8,- DM)
- * Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts (kostenlos)
- * Eisenbahngeschichte (kostenlos)
- * Graphik (Ortsansichten, Landkarten u. a.) (kostenlos)
- * Alte Kinder- und Jugendbücher aus Schwaben (8,- DM)
- * Geschichtliche Landeskunde Baden-Württemberg (in Vorbereitung, kostenlos)

Versandantiquariat WILFRIED MELCHIOR 
 Schloß Bronnen · 7203 Fridingen/Donau · Tel. 0 74 66 / 15 00

Ries/Ostalb

Abschalten – Wandern – Erholen

Die gastlichen Fünf im Württembergischen Ries
 Bopfingen, Lauchheim, Kirchheim am Ries, Riesbürg
 und Unterschneidheim

laden ein zum Urlaub, Wochenende, Ausflug

Ideale Wandermöglichkeiten durch Wald und Heide, archäologischer Lehrpfad, interessante Kulturdenkmale, Burgen, Schlösser, Museen und zahlreiche Freizeitangebote, Prospekte anfordern bei

Ries-Ostalb, Fremden-Verkehrs-Verein
 7085 Bopfingen, Geschäftsstelle Rathaus
 Telefon 07362/801-21

**Bad
 Urach**
Schwäbische Alb

Informationen:
 Städt. Kurverwaltung
 Postfach 1206 · 7432 Bad Urach
 Tel. 07125/1761 · Fax 70174

MUSEEN IN BAD URACH
 Erlebte Geschichte in der
 alten Grafenresidenz

Grammophon ...

Musikgeschichte von der
 Wachswalze bis zur CD-Platte
 Bad Urach-Hengen
 Böhringer Straße 26
 Tel. 07125/3241
 Geöffnet Sonntag 14 – 17 Uhr
 und nach tel. Absprache

Stadtgeschichte ...

Zeugnisse der bürgerlichen
 Stadtgeschichte und Doku-
 mentation des Schäferlaufs
 Bad Urach Bismarckstraße 9
 Tel. 07125/156-155
 Geöffnet Dienstag – Sonntag
 10 – 12 Uhr und 13 – 17 Uhr

Albverein ...

Sonderausstellung des
 schwäbischen Albvereins im
 Residenzschloß. Über 100
 Jahre Wandergeschichte
 Bad Urach Bismarckstraße 18
 Tel. 07125/158-220
 Besichtigung nur mit Führung

Residenzschloß ...

Sehenswerte Innenräume.
 Dauerausstellungen: Musik-
 instrumente des Barock,
 Höfische Jagd und Graf
 Eberhard im Bart.
 Jeweils Besichtigung nur mit
 Führung: April – Okt.: Dienst-
 tag – Sonntag, jeweils 10, 11,
 14, 15, 16, 17 Uhr. Nov. – März:
 Dienstag – Sonntag 11, 14, 15, 16 Uhr

Architekten-Streit um Weißenhofsiedlung

(STZ) In der Architekturgeschichte gilt sie bis heute als Weltsensation – die meisten Stuttgarter kennen sie nur dem Namen nach: die Weißenhofsiedlung. 1927 sorgte diese Werkbundausststellung unter dem pragmatischen Motto «die wohnung» für Aufsehen, weil Berühmtheiten wie Le Corbusier, Gropius, van der Rohe und Scharoun daran mitbauten. Mittlerweile steht sie unter Denkmalschutz und ist zugleich ein Streitobjekt: Die Stadt will das brachliegende «Döker-Grundstück» bebauen – ein umstrittener Plan. Der Info-Pavillon, den die Gesellschaft für Kunst und Denkmalpflege plant, wird wahrscheinlich nicht genehmigt. Der Kampf unter den selbsternannten Gralshütern nimmt an Schärfe zu.

Baubürgermeister Bruckmann findet die Idee reizvoll: «Das Döker-Haus wurde im Krieg zerstört und nicht mehr aufgebaut. Jetzt würde der Wiederaufbau keinen Sinn mehr machen». Er und der Regierungspräsident sind sich einig, das Kuriosum zu wagen: Ein neues Haus mitten in der historisch bedeutsamen Siedlung.

Noch sind die Wettbewerbsregeln unklar: Lädt man nur einen kleinen Kreis von Könnern? Öffnet man den Zugang landes- oder gar bundesweit? Hinter den Kulissen rumort es. Die Gralshüter der Weißenhofsiedlung votieren strikt gegen jegliche Bebauung, die hiesige Architekten-schaft hat – neben der Hochhausdebatte, den Grundstückspreisen und dem umstrittenen Bau der SüdwestLB am Bahnhof – ein neues Thema.

Und das sind die selbsternannten Gralshüter: Da ist zunächst die Architektur-Galerie. Am Weißenhof 30, getragen vom Bund Deutscher Architekten (BDA), mit 150 Mitgliedern, angeführt von Wilfried Beck-Erlang, berühmt geworden durch den Bau des Planetariums. Sodann die «Freunde der Weißenhofsiedlung e.V.» (100 Mitglieder), mit dem greisen Bodo Rasch als Galionsfigur an der Spitze, besetzt mit Prominenten wie Frei Otto und Peter Conradi.

Rasch arbeitete 1927 als Innenarchitekt selbst an der Siedlung mit. Schließlich ist da die «Gesellschaft für Kunst und Denkmalpflege», 20 Mitglieder stark, geführt von Astrid Debus-Steinberg und Franz Much. Während die beiden erstgenannten Gruppen eng zusammenwirken, liegen sie gemeinsam seit Jahren mit der letztgenannten in heftigem Streit.

In Ulm entsteht ein Donauschwäbisches Museum

(lsw) Das geplante Donauschwäbische Zentralmuseum in Ulm nimmt Gestalt an. Der Ministerrat hat das Innenministerium beauftragt, die Vereinbarungen zur Finanzierung abzuschließen und auf eine zügige Umsetzung des Konzepts hinzuwirken. Dies teilte Innenminister Frieder Birzele in Stuttgart mit. Nach dem Stand der Verhandlungen sollen die auf 16,7 Millionen Mark bezifferten Kosten für Umbau und Einrichtung des Museums je zu einem Drittel vom Bund, Land und der Stadt Ulm getragen werden. Die Betriebskosten pro Jahr belaufen sich auf 325 000 Mark pro Partner.

Das Museum, das 1996 eröffnet werden soll, wird in der sogenannten Reduit der unter Denkmalschutz stehenden Oberen Donaubastion nahe des Stromufers in Ulm untergebracht. Träger soll eine Stiftung werden, der neben den drei Finanziers auch die vier donauschwäbischen Landsmannschaften (Banater Schwaben, Deutsche aus Ungarn, Donauschwaben aus Jugoslawien und Sathmaner Schwaben) angehören sollen. »Donauschwaben« wurden die Auswanderer aus Süddeutschland genannt, die Anfang des 18. Jahrhunderts, dem Ruf Katharina der Großen folgend, häufig von Ulm aus per Schiff (in den »Ulmer Schachteln«) donauabwärts in die Siedlungsgebiete an der unteren Donau gefahren sind.

1200 Bürger gegen Gewerbepark Albvorland

(STN) Die Bürgerinitiative gegen ein Zentrallager der Firma Nanz in Zell unter Aichelberg und die Anlage eines Gewerbeparkes im Albvorland ist bereits ein Jahr alt. Mehr als 1200 Bürger haben sich inzwischen in einer Unterschriftenaktion gegen ein von der Firma Nanz geplantes Hochregallager mit Fleischerlegebetrieb auf Zeller Gemarkung ausgesprochen. Sie sehen die Landwirtschafts- und Naherholungsfläche »Roßwiesen« bedroht.

Wie der Gemeinderat und Bürgermeister Link letztendlich zu dem geplanten Projekt stehen, hängt vom Ergebnis einer Umweltverträglichkeitsprüfung ab, die bereits im September des vergangenen Jahres in Auftrag gegeben worden ist.

Heimat- und Flößermuseum in Calmbach eröffnet

(SBol) Der Stadt Bad Wildbad und speziell ihrem Stadtteil Calmbach würde ein Flößerdenkmal in Anbetracht der großen Flößerei-Tradition gut anstehen. Dieser Ansicht war Forstpräsident a.D. Dr. Max Scheifele (Stuttgart) bei der Übergabe des Heimat- und Flößermuseums in Calmbach, die mit einem Festakt in der Aula der Goßweilerschule vollzogen wurde.

Mit dem Beschluß zur Einrichtung des Museums habe der Gemeinderat seiner Verpflichtung zur Erhaltung des historischen und kulturellen Erbes Rechnung getragen, stellte Bürgermeister König fest.

Durch den persönlichen Einsatz von Dr. Stefan Endlich (Pforzheim) und weiterer ehrenamtlicher Mitarbeiter sei es gelungen, das Museum so auszustatten, wie es sich präsentiere. Besonders stolz sei man auf die Privatsammlung von Forstdirektor Dr. Oswald Schoch (Enzklösterle) und auf die Exponate aller weiterer Personen und Institutionen, die der Idee wohlwollend gegenüberstanden. Damit sei es gelungen, die Brücke von einem professionellen zu einem poetischen Museum zu schlagen.

Schrift über historische Gärten und Parks

(DHB) Der Deutsche Heimatbund (DHB), Bundesnaturschutzverband und Dachorganisation der Heimat- und Bürgervereine mit 3 Millionen Mitgliedern, hat in mehrjähriger Arbeit über 6500 historische Gärten und Parks in der Bundesrepublik Deutschland erfaßt, beschrieben und systematisch nach Bundesländern, Regierungsbezirken, Kreisen und kreisfreien Städten gegliedert. Besondere Berücksichtigung fanden dabei die Anlagen in den neuen Bundesländern.

Dabei handelt es sich z. B. um die Gärten und Parks von Schlössern und Burgen sowie von Guts- und Herrenhäusern, einbezogen sind die historischen städtischen Anlagen in der Bundesrepublik Deutschland ebenso wie die Wall- und Klosteranlagen. Erfaßt wurden nicht nur Prestigeobjekte, sondern auch andere erwähnens- und erhaltenswerte Anlagen, unabhängig von ihrer Denkmaleigenschaft.

Neben den Namen der Gärten und Parks finden sich in der Publikation u. a. Angaben zur Geschichte, zu den Eigentumsverhältnissen, zur flächenmäßigen Ausdehnung und zum Pflegezustand. Die Eigentumsverhältnisse in den neuen Bundesländern sind jedoch noch nicht überall geklärt.

Das Werk über die 6500 katalogisierten historischen Gärten und Parks in der Bundesrepublik Deutschland (davon 2500 aus den neuen Bundesländern) schließt eine Lücke im Bereich der Veröffentlichungen zur Denkmalpflege. Es stellt die Erweiterung einer bereits 1988 abgeschlossenen und später erschienenen vorläufigen Liste dar, die rd. 4000 entsprechende Angaben enthielt. Die jetzige Publikation ist bewußt als Loseblattsammlung angelegt, damit sie in Zukunft aktualisiert und ergänzt werden kann.

Viele der historischen Parks und Gärten werden mit zum Teil beträchtlichem finanziellem Aufwand erhalten. Andere dagegen sind anscheinend schutzlos dem Verfall oder gar der Zerstörung ausgeliefert. Dieses

vielfach gefährdete und verkannte gartenkulturelle Erbe nachhaltig und dauerhaft zu sichern und ins Blickfeld der Öffentlichkeit zu rücken, ist das Hauptanliegen des DHB mit dieser Publikation.

Ohne finanzielle Unterstützung von öffentlicher und privater Seite wäre die Erarbeitung und Drucklegung dieses Werkes nicht möglich gewesen. Dafür gebührt dem Bundesminister des Innern, der Deutschen Stiftung Denkmalschutz und der Stuttgarter Wilhelm-Münker-Stiftung Dank.

Z. Z. arbeitet der DHB an einer vergleichbaren Publikation: Sie nimmt sich ausschließlich der historischen Friedhöfe in der Bundesrepublik an, von denen es nach Angaben des DHB mehr als 10 000 gibt.

TWS rücken ab vom Metropol

(STZ) Die Technischen Werke der Stadt Stuttgart (TWS) rücken von ihrem Plan ab, das ehemalige Metropol an der Bolzstraße in ein Bürozentrum umzubauen und damit ihre unmittelbar benachbarte Hauptverwaltung zu erweitern. Offensichtlich ist man in der Chefetage der TWS zu der Überzeugung gelangt, daß die engen Auflagen des Landesdenkmalamtes zum Umbau des heute als Kinozentrum genutzten Metropols bautechnisch höchst aufwendig und folglich auch unverhältnismäßig teuer werden.

Der ehemalige Metropol-Palast an der Bolzstraße steht zum Verkauf. Der gegenwärtige Besitzer des denkmalgeschützten Gebäudes, die Technischen Werke der Stadt Stuttgart (TWS), wollen «am Markt testen», ob sich ein Käufer findet. Dies wurde gegenüber dem Aufsichtsrat offiziell bekanntgegeben und von diesem auch gebilligt. Dem Vernehmen nach denkt man bei den TWS daran, nur das eigentliche Kinogebäude zu veräußern, den damit verbundenen Bürotrakt aber zu behalten und möglicherweise durch einen Anbau an der Rückseite etwas zu erweitern. Die seit Jahren bekannten TWS-Pläne, das Metropol zu einem Büro-

zentrum mit Ladenpassage und Tiefgarage auszubauen, ist demnach endgültig vom Tisch. Oberbürgermeister Rommel hat – auch in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des TWS-Aufsichtsrates – mit Regierungspräsident Andriof, in dessen Zuständigkeit die obere Denkmalschutzbehörde liegt, über die Zukunft des Metropols verhandelt. Ohne engere Details des Gesprächs bekanntzugeben, sprach der Oberbürgermeister hernach von einer «Phase neuen Nachdenkens». Dazu wurde aus Rathauskreisen bekannt, daß es gegenwärtig mehrere Kaufinteressenten für das Metropol an der Bolzstraße gibt.

Sie alle kommen anscheinend aus der Kinobranche und wollen das alte Anwesen mit seinem in mehrere Kinos aufgeteilten großen Saal auch nach einem möglichen Erwerb entsprechend nutzen. Den von den Technischen Werken vor geraumer Zeit gestellten Abbruchantrag für Teile des Metropols hat Oberbürgermeister Rommel nach dem Gespräch mit dem Regierungspräsidenten gestoppt.

Als erste der Gemeinderatsfraktionen haben die Grünen die Kehrtwende der TWS begrüßt. Kritisch werteten sie die Tatsache, daß die Technischen Werke – anders als die Stuttgarter Straßenbahn – nicht dazu bereit seien, sich für die Kultur einzusetzen. Zugleich forderten die Grünen die TWS und die städtische Kulturverwaltung auf, mit dem Film- und Musical-Unternehmer Rolf Deyhle über die Übernahme des «Metropol» zu verhandeln. Deyhle lasse sich seit Monaten als Kunstfreund und Kunstförderer feiern, habe aber bisher noch keines seiner Projekte außer dem «Kommerz-Schuppen Musical-Hall» über das Stadium der Public Relations hinausgebracht.

Weikersheimer Schloß 25 Jahre in Landesbesitz

(epd) Seit 25 Jahren ist das Schloß Weikersheim, eine der besterhaltenen Renaissanceanlagen Deutschlands, im Besitz des Landes Baden-Württemberg. Deshalb fand am 15. August ein Festakt im Schloß statt. Die Dynastie Hohenlohe gestaltete das Schloß. Nachdem Weikersheim 1587 Regierungssitz des Grafen Wolfgang II. geworden war, baute dieser seinen Wohnsitz ab 1595 zum repräsentativen Renaissanceschloß aus. Carl Ludwig prägte ab 1708 die barocken Elemente des Weikersheimer Schlosses, das besonders für seine Gartenanlage bekannt ist. Eines der beliebtesten Fotomotive dort dürften die steinernen 16 Gnome sein. Nach Aussterben der Linie Hohenlohe-Weikersheim ging das Schloß in den Besitz zunächst der Linie Hohenlohe-Öhringen, anschließend der Hohenlohischen Häuser Kirchberg und Langenburg über. 1967 übernahm das Land Baden-Württemberg Weikersheim von Fürst Kraft zu Hohenlohe-Langenburg. Seither wurden in Erhaltungs- und Renovierungsmaßnahmen etwa 14 Millionen Mark investiert.

Die Sanierungen begannen mit Schloßgraben und Weinbergterrassen, führten über die Restaurierung der berühmten Deckengemälde im Rittersaal bis zur Sanierung der Orangerie, die ab 1994 wieder nutzbar sein soll. Ein Teil des Schlosses wurde zur Nutzung durch die «Musikalische Bildungsstätte Schloß Weikersheim» umgebaut. Genutzt wird das Schloß auch zu Tagungen des Studienzentrums Weikersheim e.V., dessen Vorsitzender der ehemalige Ministerpräsident Hans Filbinger ist. Geplant ist für die nächsten Jahre die Restaurierung der Schloßkapelle, des Küchenflügels, des Blaukappenturms und des Marstallgebäudes. Neben den laufenden Kosten sind dafür nach Schätzungen der Oberfinanzdirektion über 13 Millionen Mark nötig.

Ältestes Bauernhaus in Bröckingen entdeckt

(lsw) Durch Zufall ist das derzeit wohl älteste Bauernhaus in Baden-Württemberg entdeckt worden. Es ist ein Geschoßständerbau im Gaildorfer Ortsteil Bröckingen aus dem Jahre 1416. «Wir waren alle über dieses frühe Datum erstaunt», erzählt Albrecht Bedal, Leiter des Hohenloher Freilandmuseums Wackershofen bei Schwäbisch Hall. «Es gibt im Lande kein anderes Beispiel aus dieser frühen Zeit.» Die Datierung konnte mit der Untersuchung des verwendeten Fachwerkhholzes, Dendrochronologie genannt, festgestellt werden.

«Bei den Besitzern handelte es sich um Bauern des gehobenen Mittelstands, die kurz davor waren, reich zu werden», ergänzt Museumsmitarbeiter Gerd Schäfer. In dem auf einem leichten Hügel an der Hauptstraße errichteten zweistöckigen Haus lebten die Bewohner im ersten Obergeschoß. Nur die heute 60 Quadratmeter große Stube war beheizt. «Dort haben sie gewohnt und geschlafen», weiß Schäfer. Der Rauch aus der benachbarten Küche stieg durch einen Dachschräg, also keinen Kamin, auf, in dem Wurstwaren geräuchert werden konnten. «Im Erdgeschoß gab es Lagerflächen und einen Stall für Ziegen und Federvieh», berichtet Schäfer.

Die Museumsleute aus Wackershofen waren bei einer Ortsbesichtigung auf das Bauernhaus gestoßen. Denn die Denkmalschutzbehörde verfügt über keinerlei Unterlagen. «Es gibt zwar in Gaildorf eine Inventarliste, nicht aber in Bröckingen», berichtet Bedal. «Es ist dort bisher kein Baudenkmal bekannt, obwohl Bröckingen der einzige Ort in der Region ist, der mit der Endung -ingen auf eine merowingische Gründung hinweist und somit der älteste Ort im Kreis Schwäbisch Hall sein muß», sagt Schäfer.

Um das Gehöft zeitlich einordnen zu können, stiegen die musealen Hausforscher auf die Bühne. «Der Dachraum ist der Schlüssel zum Haus. Selbst wenn das Haus stark verändert wurde, kann man feststel-

len, wo die Stube oder die Küche ist», erläutert Schäfer. «Ein Blick hinter die Tapete ist in den meisten Fällen nicht gestattet.»

Dabei mußte ein Vorurteil überwunden werden. «Bis vor wenigen Jahren herrschte die Meinung vor, im Hohenlohischen, also im Gebiet zwischen dem Neckar und der bayerischen Grenze, gibt es keine Bauernhäuser mehr aus der Zeit vor 1750», sagt Bedal. «Sie sind ausradiert worden durch Neubauten.» Denn der Pfarrer Johann Mayer hatte 1744 in einem Buch einen neuen Haustyp entwickelt, den fast alle Bewohner zu übernehmen suchten. Doch viele Häuser paßten sich nur äußerlich dem «Pfarrer-Mayer-Haustyp» an, behielten aber im Innern den mittelalterlichen Kern. Um den Schein wahren zu können, ließen die Hausbesitzer beispielsweise das Jahr der Renovierung am Türsturz einmeißeln.

Die Suche nach alten Gebäuden im Hohenlohischen ist noch nicht abgeschlossen. Spätestens 1994 will das Hohenloher Freilandmuseum eine vollständige Häuserliste vorlegen. «Dann wird man sehen, wie das Landesdenkmalamt reagiert. Wahrscheinlich nehmen sie die Liste zur Kenntnis und ordnen sie im Regal ein», sagt Bedal. Lehrmeinungen müßten zurechtgerückt werden. «Man kann nicht sagen, daß im Vergleich zur Stadt die Bauern in ärmlichen Hütten gelebt haben», meint Bedal.

Erstmals seit Jahren Lachse im Rhein

(STN) Im Rhein schwimmen zum ersten Mal seit rund 30 Jahren wieder Lachse. Kürzlich seien drei Exemplare im Rhein bei Köln gefangen worden, teilte die Internationale Kommission zum Schutz des Rheins bei einem Treffen in Metz mit. In Frankreich seien dieses Jahr bereits 80 000 Lachseier im Rhein ausgesetzt worden. Das Ziel dort wie im deutschen Teil des Stroms sei es, in den nächsten vier Jahren je eine Million Eier auszusetzen.

Zwei Ulmer mit besten Verbindungen:

„Wer wegen

Schalterstunden Zeit verliert,

ist schlecht beraten.“



G&K

Wir haben beide einen Beruf, der uns Spaß macht, aber auch Zeit kostet. Über Geld reden wir da nur selten. Und wenn, haben die Banken meistens schon geschlossen.

Der Kundenbetreuer der Baden-Württembergischen Bank dagegen ist flexibel. Er weiß, daß unsere Zukunft jetzt schon begonnen hat, und hilft uns, die knappe Zeit optimal für unsere Anlage- und Finanzierungsstrategie zu nutzen.

Ob in seinem oder meinem Büro, bei uns zu Hause oder nach dem Schlußvorhang im Theatercafé – er berät uns, wie wir unser wachsendes Vermögen

am besten anlegen. Wie reagieren wir mit unserer Anlagestrategie am besten auf die veränderte Steuersituation? Lohnen sich Festgeldanlagen für uns, Investitionen in Aktien, Investmentfonds oder Immobilien? Der Kundenbetreuer ist über unsere Wünsche informiert, kennt unsere Pläne und kann uns so helfen, die Weichen für die Zukunft richtig zu stellen.

Was Sie für Ihre Zukunft machen können, sagt Ihnen der persönliche Kundenbetreuer bei der Baden-Württembergischen Bank in Ihrer Nähe. Er meldet sich bei Ihnen, wenn Sie kurz anrufen: (07 11) 20 94-6 99.



Die Baden-Württembergische Bank.

Straßen zu Wiesen: Gemeinden sind dagegen

(swp) 1985 setzte das Landesinnenministerium ein Signal: Es stufte die Renaturierung nicht mehr benötigter Straßen als vorrangiges Ziel ein. Doch der dazu herausgegebene Erlaß blieb ohne durchschlagende Wirkung. Zwar bemühen sich die Straßenbaubehörden, die Anordnung zu befolgen und überflüssige Asphaltflächen wieder zu Grünland zu machen. Aber sie stoßen dabei häufig auf Widerstände. Lediglich 20 Prozent des Zuwachses an Versiegelungsflächen wird durch den Ab- und Rückbau bestehender Straßen kompensiert.

«Straßenrenaturierung ist ein schwieriges Geschäft», klagt Willy Junginger, oberster Straßenbauer des Regierungsbezirks Tübingen. Jungingers Erfahrung ist, daß er und seine Beamten mit ihren Renaturierungsvorschlägen in aller Regel auf Widerspruch stoßen. Landkreise, Gemeinden, Bus-, Transportunternehmer und Privatpersonen wenden sich mit unterschiedlichen Argumenten gegen die Aufhebung einer Straße, die durch einen Bau auf neuer Trasse überflüssig geworden ist.

Im vergangenen Jahr verhinderte der Verwaltungsgerichtshof Mannheim eines der größten Renaturierungsprojekte des Landes. Das Regierungspräsidium Tübingen beabsichtigte, die vierspurige Baidnter Steige im Kreis Ravensburg abzutragen und die frühere Straßenfläche dann zu bepflanzen. Auf sie sollte wegen des Neubaus der B 30 als Ortsumfahrung von Ravensburg, Weingarten, Baienfurt und Baidnt verzichtet werden. Gegen den Planfeststellungsbeschluß klagte jedoch ein Anlieger. Er trug vor, daß nach dem Wegfall der Baidnter Steige der Verkehr auf der Landstraße 284 als Zubringer zum geplanten Anschluß B 30 neu zunehmen und er dadurch belästigt werde. Mit seiner Klage setzte er sich vor der höchsten Verwaltungsgerichtsstanz Baden-Württembergs durch. Ein Ausgleich für den Eingriff, den die Straßenbauer mit dem Neubau der B 30 schaffen wollten, ist damit nicht mehr möglich. Die Folge: Der

Altdorfer Wald wird künftig gleich zweimal von Straßen durchschnitten. Zum einen von der alten B 30, zum andern von der neuen B 30. «Praktisch werden wir eine Vierteilung des Waldes bekommen», sagte Junginger. Zugleich befürchtet er, daß der gewünschte Effekt durch die Auflösung der Baidnter Steige, nämlich die Ortsdurchfahrten von Baidnt und Baienfurt zu entlasten, nur teilweise erreicht wird.

Das Beispiel Baidnt ist kein Einzelfall, nicht einmal für den Streckenverlauf der Ulm mit Friedrichshafen verbindenden B 30. So sollte zwischen Laupheim und Baltringen (Kreis Biberach) ein vier Kilometer langes Stück Bundesstraße aufgehoben und in Wiesenland zurückverwandelt werden. Die Gemeinden und der Landkreis erhoben erfolgreich dagegen Einspruch. Sie setzten durch, daß die alte B 30 zur Kreisstraße 7507 heruntergestuft und als Zubringer für ein neues Industriegebiet «verwertet» wurde.

Zuweilen wird die Renaturierung einer überflüssigen Straße abgelehnt, weil der Baulastträger höhere Unterhaltskosten für Straßen befürchtet, auf die der Verkehr gelenkt wird. Oder die Gegner äußern die Meinung, man sollte die Straße erhalten, weil man bei steigenden Zulassungszahlen grundsätzlich über jeden Quadratmeter Verkehrsfläche froh sein müsse, der den Autos zur Verfügung stehe.

Die Gemeinde Kirchentellinsfurt im Kreis Tübingen versuchte, die Renaturierung eines Abschnitts der B 297 zu verhindern, auf dem bis zur Fertigstellung der B 27 neu der Verkehr durch das Neckartal rollt. Der Bürgermeister begründete die Ablehnung damit, auf der alten B 297 hätten es die Kirchentellinsfurter näher zum Tübinger Vorort Lustnau und zum Norden Tübingens. Der Protest kam in diesem Fall zu spät: Die Renaturierung war bereits im gültigen Planfeststellungsbeschluß festgeschrieben. Nun kann ab 1994 damit begonnen werden, die 2,1 Hektar große, ökologisch empfindliche Zone zwischen Schönbuchhang und Talsohle, in der die B 297 verläuft, naturnah umzugestalten.

Die Widerstände, die häufig auch mit dem Argument finanzieller Nachteile begründet werden, bewirken, daß insgesamt die Fläche, die buchstäblich aus dem Verkehr gezogen wird, sehr klein ist. Zwischen 1976 und 1985 rekultivierte die Straßenbauverwaltung in Baden-Württemberg rund 300 Hektar Straßen. Das waren 18 Prozent der Fläche, die durch neue Straßen versiegelt wurde. Gegenwärtig werden etwa 20 Prozent der neu hinzukommenden Straßenflächen durch Rekultivierung kompensiert. Junginger hofft, in diesem Jahr sieben Hektar im Regierungsbezirk Tübingen entsiegeln zu können. Er selbst würde gerne eine bessere Bilanz vorlegen können. Aber: «Unser Bemühen um die Bereinigung des Straßennetzes wird konterkariert.»

Großes Interesse an Archäologie in Konstanz

(STZ) 40 Besucher hat die Mitte März eröffnete Zweigstelle des Archäologischen Landesmuseums in Konstanz bisher gezählt – bis zu dreizehn Führungen am Tag. Vor allem kommen Gruppen aus ganz Deutschland und dem Ausland. Damit hat sich bestätigt, daß dieses von Archäologen für an Archäologie Interessierte eingerichtete Museum einem Bedarf in der Bevölkerung entspricht, erklärte dessen Direktor Professor Planck in Konstanz. Mit allmonatlich wechselnden Sonderausstellungen soll die Attraktivität noch gesteigert werden. Jeweils zwischen Juni und August werden von 1993 an im Archäologischen Landesmuseum die Grabungsergebnisse des vergangenen Jahres gezeigt werden.

Von der Finanzierung durch Spenden abhängig ist der Plan eines Museumsanbaus, in dem ein im Flachwasser vor Immenstadt geborgenes Schiff als Mittelpunkt einer Darstellung der frühgeschichtlichen und mittelalterlichen Binnenschifffahrt präsentiert werden soll. Das Schiff wurde 1334 gebaut und ist eines der ältesten und wichtigsten Schiffe, die bisher geborgen wurden.

Alte Bauten neu genutzt

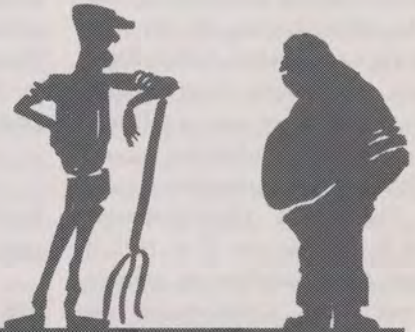
Ein Buch zur Denkmalpflege – initiiert und erarbeitet vom Schwäbischen Heimatbund, erschienen in der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart, 1981. Anhand zahlreicher Beispiele aus unserem Land wird gezeigt, wie wertvolle Kulturdenkmale erhalten und den heutigen Bedürfnissen entsprechend genutzt werden können. Hinweise zu allen wesentlichen Teilbereichen der Erneuerung denkmalgeschützter Gebäude machen das Werk zu einem wertvollen Ratgeber für alle »Denkmaleigentümer«. Durch die vielen Schwarz-Weiß-Fotos von Gebäuden aus allen Teilbereichen des Landes wird das Buch aber auch zur spannenden Lektüre für alle interessierten Bürger Baden-Württembergs.

Zu erhalten bei der **Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes** zum Sonderpreis von DM 10,-, zuzüglich Portokosten und Verpackung DM 4,-.

ALTE BAUTEN NEU GENUTZT



SCHWÄBISCHES HANDWÖRTERBUCH



H. Laupp'sche Buchhandlung
J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen

2., verbesserte Auflage 1991.
451 Seiten. ISBN 3-16-145724-2
Pappband DM 58,-

P. A. Bicheler

Kostbarkeiten der Natur

Ein Streifzug durch die Region Tübingen/Reutlingen



Ein Streifzug
durch die Region
Tübingen
Reutlingen

P. A. Bicheler

Kostbarkeiten der Natur

Das einzige Buch, das mit 130 brillanten Farbfotos die Region Tübingen/Reutlingen naturgetreu darstellt. Mit bildbegleitenden, erläuternden Texten. Ein außergewöhnliches Geschenk für jeden Naturfreund. Ein Buch, das den Leser zum Staunen bringt.

Broschur mit farbigem Kartonumschlag, Format 12,5x18,5 cm, Umfang 232 Seiten, Verkaufspreis 29,- DM.

Erhältlich im Buchhandel, beim Verlag Tübinger Chronik, Tübingen, August-Bebel-Straße 9, und beim Bürger- und Verkehrsverein Tübingen an der Neckarbrücke

s Wegge'taler Krippe



Dieser neue Band über die Krippe im Weggental bei Rottenburg ist eine Besonderheit: Nicht Fotografien, sondern die künstlerische Umsetzung ausgewählter Krippen-Szenen in farbenprächige Zeichnungen bilden das Kernstück. Es ist eingebettet in einen geschichtlichen Abriss über die Entstehung dieser barocken Attraktion und in eine Ausdeutung der weihnachtlichen Evangelientexte. Mit eingebunden in das Werk ist die faktisierte Wiedergabe des bekannten Gedichts "s Wegge'taler Krippe" von Sebastian Blau.

112 Seiten · 32 farbige Abb. · geb. · DM 28,-

Im Buchhandel erhältlich

Schwabenverlag

7302 Ostfildern · Telefon 0711/4406-162



Verlag
Tübinger
Chronik

Wasserentnahme aus der Donau neu geregelt

(Umi) Damit künftig Wasser aus der Donau für die Trinkwasserversorgung in Baden-Württemberg auch bei Niedrigwasser zur Verfügung steht, wurde zwischen dem Land Baden-Württemberg und dem Zweckverband Landeswasserversorgung eine Vereinbarung getroffen. Grundlage der Vereinbarung ist der neue Staatsvertrag zwischen Baden-Württemberg und Bayern «über die Entnahme von Wasser aus der Donau und die Zusammenarbeit bei wasserwirtschaftlich bedeutsamen Vorhaben». Dies teilte Umweltminister Harald B. Schäfer am 17. 8. 1992 in Stuttgart mit, nachdem er gemeinsam mit dem Vorsitzenden des Zweckverbandes Landeswasserversorgung, Oberbürgermeister Dr. h. c. Manfred Rommel, die Vereinbarung zur Durchführung eines neuen Staatsvertrages zwischen Baden-Württemberg und Bayern unterzeichnete. Dieser Staatsvertrag sei am 1. August 1992 in Kraft getreten, nachdem ihm die Landtage des Freistaates Bayern und Baden-Württembergs, einstimmig zugestimmt hatten. Er ermögliche gegenüber früher eingeschränkten Regelungen die Wasserentnahme zu jeder Zeit, also auch bei Niedrigwasser der Donau. Der im Jahr 1970 abgeschlossene Erste Staatsvertrag hatte zur Grundlage, daß die Landeswasserversorgung – eines der großen baden-württembergischen Fernwasserversorgungsunternehmen – Wasser aus der Donau für die öffentliche Trinkwasserversorgung des Landes nutzen kann. Allerdings war das Recht zur Wasserentnahme bisher mit einer Reihe von Auflagen und Ausgleichsmaßnahmen belegt, welche gerade beim Zusammentreffen von hohem Trinkwasserbedarf mit Niedrigwasser der Donau das Entnahmerecht auf 500 Liter pro Sekunde beschränkte. Durch intensive Verhandlungen im Jahre 1991 war es dem baden-württembergischen Umweltministerium gelungen, sich mit dem Freistaat Bayern auf eine Änderung des Staatsvertrages zu einigen. Der neue Staatsvertrag sichert dem Zweckver-

band Landeswasserversorgung nun zu jeder Zeit und ohne Einschränkung die Entnahme von 2300 Liter pro Sekunde Donauwasser zu.

Im Gegenzug garantiert Baden-Württemberg eine Mindestwasserrückführung im Flußbett der Iller, die aus gewässerökologischen Gründen dringend geboten ist. Außerdem ermöglicht Baden-Württemberg durch Ausgleichsleistungen an den Bayerischen Naturschutzfonds, daß der Wasser- und Naturhaushalt in dem in Bayern gelegenen schwäbischen Donaumoos verbessert wird.

Echaz-Kraftwerke sind revitalisierbar

(lsw) Die Wasserkraft der Echaz im Kreis Reutlingen ist mit hohen Energiegewinnen nutzbar. In einer Untersuchung des Stuttgarter Wasserbauinstituts, die im Mai dem Planungsausschuß des Regionalverbands Neckar-Alb in Lichtenstein-Unterhausen vorgelegt wurde, werden 13 stillgelegte Wasserkraftanlagen als revitalisierbar bezeichnet und zwei weitere Neuanlagen für möglich gehalten. Derzeit sind 15 Anlagen in Betrieb, die fast 2700 Megawattstunden Energie im Jahr erzeugen. Die 13 aktivierbaren Anlagen könnten über 2500, die beiden neuen 220 Megawattstunden liefern. Dies bedeute ein Arbeitsvermögen von fast 5500 Megawattstunden.

«Beachtlich ist das hohe Energiepotential der revitalisierbaren Anlagen», so die Studie. Da zu ihrer Reaktivierung wasserbaulich meist kaum Eingriffe in das Flußsystem nötig wären, «sind hier umweltfreundliche Möglichkeiten der Energieerzeugung gegeben». Das Institut hat für die Echaz als Oberwert der Wasserkraftnutzung insgesamt 30 400 Megawattstunden Jahresarbeitsvermögen errechnet. Dieses Potential wäre aber nur durch lückenlosen Ausbau nutzbar zu machen, was «aus vielerlei Gründen weder möglich noch wünschenswert» wäre.

Per pedes auf den Spuren der Waldenser

(epd) 21 Kilometer lang ist der jetzt eröffnete kulturhistorische »Waldenserweg« im Naturpark Stromberg-Heuchelberg. Er führt von Großvillars, einem typischen Waldenserdorf, bis nach Ötisheim-Schönenberg zum Zentrum der deutschen Waldenser, dem Henri-Arnaud-Haus. Zehn Texttafeln entlang des Wanderwegs informieren über die Vertreibungs- und Glaubensgeschichte der Waldenser, die nach 1699 aus den italienischen und französischen Alpen nach Württemberg in eine damals ausgeblutete Region kommen konnten. Unter dem württembergischen Herzog Eberhard Ludwig gründeten sie Ortschaften, die mit Namen wie Perouse, Pinache und Serres noch heute an die piemontesische Herkunft erinnern.

Das Waldensermuseum im Henri-Arnaud-Haus, das der Deutschen Waldenservereinigung gehört, ist dienstags und sonntags von 14 bis 17 Uhr geöffnet sowie nach telefonischer Absprache (070 41) 74 36. Informationen über den Waldenserwanderweg sind zu erhalten bei der Geschäftsstelle Naturpark Stromberg-Heuchelberg, Brettener Straße 42, 7137 Sternenfels.

Zusatzaufgaben für Naturschutzzentren

(lsw) Das Naturschutzzentrum Bad Wurzach wird mit dem Umzug in neue Räume des Klosters Maria Rosengarten weitere Aufgaben übernehmen. Nach einer in Stuttgart veröffentlichten Mitteilung werde dies durch einen Zuschuß des Umweltministeriums an die Stadt Bad Wurzach in Höhe von 1,5 Millionen Mark ermöglicht. Das 1985 eröffnete Naturschutzzentrum – das erste im Südwesten – könne damit durch einen ständigen Seminarbetrieb und mehr Ausstellungen Naturschutzthemen vertieft vermitteln. Mit der Inbetriebnahme des neuen Zentrums werde in der ersten Hälfte des kommenden Jahres gerechnet.

Münsterbaumeister beklagt Taktlosigkeit

(epd) Die blinde Zerstörungswut, die sich vor einem halben Jahr am Marien-Portal des Ulmer Münsters entlud, ist für Münsterbaumeister Gerhard Lorenz noch immer unfassbar. Fast 600 Jahre alte Steinfiguren wurden damals so stark beschädigt, daß die Gesamt-Restauration kaum noch möglich ist. Eigenhändig hatte der 59jährige Baumeister im Jahr 1977 vor dem 600-Jahr-Jubiläum des Münsters die Gesichter der Heiligen-Drei-Königs-Figuren in fünf Meter Höhe gesäubert. Zwei von ihnen wurden in einer März-Nacht von bisher Unbekannten buchstäblich geköpft. «Bildersturm, Dreißigjährigen Krieg und beide Weltkriege haben sie überstanden und dann dieser Vandalismus», empört sich Gerhard Lorenz. Freilich muß er täglich mit ansehen, wie respektlos sich manche Zeitgenossen in der Hallenkirche und auf dem (mit 161,53 Metern) höchsten Kirchturm der Welt «aufführen».

Ihr Bier-Fäße wollten zwei Männer in der abseits des Besucherstroms liegenden Besserer-Kapelle gerade öffnen, als sie entdeckt wurden. Säulen werden angepinkelt, und die Türmer fragen sich, wie es möglich ist, daß Touristen hoch über den Dächern der Stadt auf dem stark besuchten Turm ihr «Geschäft» hinterlassen. Touristen trinken sich in luftiger Höhe einen Rausch an und «lassen ihren Dreck einfach fallen», obwohl Müll-eimer bereitstehen, klagen die Turmwächter. Unten sehe es «oft schlimm aus». Zweimal fand Gerhard Lorenz die Altar-Bibel der Besserer-Kapelle auf dem Münsterplatz. Naß und dreckig. Er nahm sie mit nach Hause, reinigte sie, bügelte verknickte Seiten und schraubte sie fest an dem Pult, das er mit Blei füllen ließ. Bei einem Kruzifix wurden ein Arm und der Strahlenkranz abgebrochen, am Sebastians-Altar die Pfeile im Körper des Heiligen abgeschlagen. Mit resignierendem Ton schildert der Architekt den Diebstahl seiner Thermometer. Von einem Dutzend blieb eines übrig. Vor Jahren schickte eine Mutter einen der hundert Jahre alten

Temperaturmesser aus München zurück. Ihr Sohn habe es «mitgehen lassen». Jetzt sei es ihm leid. Lorenz hängte es wieder auf. Kurz darauf explodierte das gute alte Stück. Jemand hatte mit seinem Feuerzeug am Quecksilber gezündelt.

Schlimmer freilich als Kaugummi an Kirchenbänken und Cola-Dosen im gotischen Schnitzwerk ist für den Münsterbaumeister die um sich greifende Respektlosigkeit mancher Besucher. Immerhin waren es 910 000 Menschen, die 1991 das Münster betraten, unter ihnen zunehmend Senioren. Kinderwagen sind erlaubt, und gegen lebendige Dreikäsehochs schreitet niemand ein. Wenn um Säulen und Bänke unter großem Geschrei «Fangerles» gespielt wird und Eltern sich wundern über die Bitte um Ruhe, ist nach Ansicht von Lorenz eine Grenze überschritten.

Ohne Touristen müßte Lorenz seine Münsterbauhütte allerdings schließen, in der im Spätherbst mit dem Renovieren der Figuren des Marien-Portals begonnen wird. Mit den Kosten für Unterhaltung und Erhalt des gotischen Bauwerks (pro Jahr rund zwei Millionen Mark) steigt jährlich der Strom der Besucher, die den Großteil des Münsterbau-Etats durch Einkäufe am Kiosk, Spenden und Eintrittsgebühren (nur für die Turmbesteigung) aufbringen. Der Löwenanteil der Besucher ist seriös, weiß der Münsterchef, auch wenn das Defizit am Bücher- und Schriften-Tisch jährlich etwa 3000 Mark beträgt. Die wenigen schwarzen Schafe indes schlagen immer heftiger zu.

Heiße Debatten um das «Kalte Feld»

(SZ) Das »Kalte Feld«, eine südlich von Schwäbisch Gmünd gelegene, bei Wanderern, Segelfliegern und Skiläufern sehr beliebte Hochfläche der Schwäbischen Alb, liefert im Gmünder Ortsteil Degenfeld Stoff für heiße Debatten.

Auf einer Bürgeranhörung der Stadt Schwäbisch Gmünd und des Regierungspräsidiums äußerten Landwirte, Vertreter des Luftsportrings Baden-Württemberg, der Skiläufer

und Wandervereine sowie der Jagdpächter heftige Kritik und schwere Bedenken gegen die Absicht des Regierungspräsidiums Stuttgart, das 644 Hektar große Gelände mit dem Hornberg, Galgenberg und Eierberg künftig als Naturschutzgebiet auszuweisen.

Die Kritiker befürchten durch die geplanten Verbote eine Einengung und Beschränkung ihrer bisherigen Tätigkeiten bis hin zur gänzlichen Aufgabe. Für die Erhaltung der Naturschönheiten des »Kalten Feldes«, das zu einem knappen Drittel im Landkreis Göppingen und zu mehr als zwei Dritteln im Ostalbkreis liegt, hätten sie bisher schon viel auf freiwilliger Basis getan. Sie wollen sich dies künftig nicht vom Staat verordnen lassen, erklärten sie.

Demgegenüber betonten die staatlichen Naturschützer und das Regierungspräsidium die Notwendigkeit von rechtlichen Handhaben, wie sie nur in einem Naturschutzgebiet gegeben seien. Während bestehende Verhältnisse weitgehend unangetastet bleiben sollen, wenden sich die neuen Bestimmungen gegen negative Veränderungen wie Zerstörung der Biotope mit ihren seltenen Tieren und Pflanzen, die Lagerung von Abfällen aus Land- und Forstwirtschaft, bauliche Maßnahmen und Entwässerung als Gefahr für den Gewässerschutz.

Das »Kalte Feld« sei eines der wenigen Gebiete Baden-Württembergs, wo man noch großflächige Wacholderheiden, Halbtrockenrasen mit Enzianen und Orchideen, seltene Ackerwildkräuter sowie Ahorn- und Eschenwälder antreffe, erläuterten die Naturschützer. 21 Prozent aller vom Aussterben bedrohten Pflanzen, die auf der »roten Liste« des Landes stehen, seien hier noch existent.

Außer dem Bestandsschutz für die bestehenden Einrichtungen der Naherholung sollen auch die Landwirte weitgehend geschont werden. Für die angestrebte Umwandlung von Ackerflächen in Heidelandschaft bekommen sie von der Landesregierung Ausgleichszahlungen. Für Einzelregelungen werden sogenannte Extensivverträge mit den Landwirten abgeschlossen.

Der Landtag zeigt sich den Bürgern

(STZ) Den Bürgern und zumal den jungen Leuten öffnet sich der baden-württembergische Landtag aus Anlaß des 40-Jahr-Landesjubiläums. Seit 22. September zeigt eine Ausstellung mit dem Titel «Parlament im Wandel» die Rolle des Landtags als Zentrum wichtiger landespolitischer Entscheidungen, dargestellt auf «plastische Weise» anhand der Arbeitsplätze der Abgeordneten, wie Landtagspräsident Fritz Hopmeier erläuterte.

Die Ausstellung «Parlament im Wandel» kann täglich außer sonntags besichtigt werden (9 bis 20 Uhr, samstags bis 15 Uhr), und zwar bis 23. Dezember. Die Schau benutzt die Arbeitsmöglichkeiten der Abgeordneten in den 40 Jahren als Folie, um den Funktionswandel des Landtags vom Gesetzgeber zum Kontrollorgan der Regierung vorzuführen. Als «einzigartiges Darstellungselement» bezeichnete Präsident Hopmeier den Info-Tower, der die biografischen Daten aller Abgeordneten seit 1952 verarbeitet habe. Über die Arbeit des neuen, elften Landtags von Baden-Württemberg informiert der neue offizielle Landtagsfilm, der rechtzeitig zu Ausstellung und Fest vorgestellt wurde. Der auch als Videokassette für Bildungszwecke erhältliche Film kostete nach Angaben des Landtags rund 65 000 Mark und bietet «im Stil einer dynamischen Fernsehreportage», wie es hieß, annähernd 22 Minuten Dokumentaraufnahmen aus dem Landtagsplenum von der Vereidigung der Regierung bis zu längeren Redeausschnitten.

Uneinigkeit bei Verbandsklagerecht

(lsw) Weiterhin Uneinigkeit besteht im baden-württembergischen Landtag hinsichtlich der Einführung eines Verbandsklagerechts für Naturschutzverbände. Dafür setzten sich bei der Debatte über einen entsprechenden FDP-Gesetzesentwurf die Grünen und die SPD ein. Die CDU wandte sich gegen ein solches Klage-

recht, während es von den Republikanern (REP) als wirkungslos bezeichnet, aber nicht abgelehnt wurde.

Der FDP-Abgeordnete und Fellbacher Oberbürgermeister Friedrich Wilhelm Kiel sagte, den anerkannten Naturschutzverbänden müsse neben dem bisherigen Mitwirkungsrecht bei Verwaltungsverfahren, die den Natur- und Landschaftsschutz betreffen, auch ein Klagerecht eingeräumt werden. Für eine bessere Kontrolle der Verwaltung bei der Planung von Anlagen der Müllentsorgung, der Atomenergie oder des Straßenbaus sprach sich der Grünen-Abgeordnete Johannes Buchter aus.

Das Ziel der FDP-Initiative gehe an der Wirklichkeit vorbei, meinte der CDU-Abgeordnete Karl Göbel, da die Bürger durchaus genug Einwirkungsmöglichkeiten auf Verwaltungsverfahren hätten. Der Bau von Müllverwertungsanlagen, von Straßen oder Wasserwegen würde durch ein Verbandsklagerecht nur erschwert. Umweltminister Harald Schäfer (SPD) und der SPD-Abgeordnete Walter Caroli plädierten beide mit Blick auf fortschreitende Naturzerstörung und Umweltverschmutzung für ein Verbandsklagerecht. In der Koalitionsvereinbarung mit der CDU sei hierüber jedoch keine Einigung gefunden worden. Der Minister sagte, er gehe davon aus, daß sich der Koalitionspartner in diesem Punkt noch bewege. «Die Koalitionsvereinbarung ist keine Bibel», meinte Schäfer.

Klosterkirche Obermarchtal saniert

(STN) Nach dreijährigen Renovierungsarbeiten feierte die 300 Jahre alte Klosterkirche Obermarchtal im Alb-Donau-Kreis am 4. Oktober ihre Wiedereröffnung. Das Projekt verschlang 8,5 Millionen Mark. Nachdem sich die Anlage 170 Jahre im Besitz der Fürsten von Thurn und Taxis befunden hatte, konnte die Diözese Rottenburg 1973 das Anwesen zurückerwerben und sanierte das Kloster.

Wasserkraftwerk nimmt Erzeugungsverluste hin

(lsw) Die Wasserkraftwerke in Enzberg an der Enz haben sich als »beispielgebende Pilotanlagen« für umweltfreundliche Energiegewinnung bewährt. Diese Bilanz zog im August der Chef der Energieversorgung Schwaben AG (EVS) Betriebsverwaltung Herrenberg – Hans-Gert Czygan. Im Einvernehmen mit dem Naturschutz konnte ein «ökologisches und ökonomisches Gleichgewicht» zwischen Tier, Natur und Energieversorgung geschaffen werden.

Statt schmaler, stufenförmig angeordneter Becken, in denen sich die Fische mühsam hocharbeiten müßten, sprudelt in diesem naturnahen Fischpaß das Wasser zwischen Natursteinen und Felsbrocken vorbei. Der Vorteil dieser Anlage sei, daß nun auch Kleinstlebewesen wie Krebse vom Unter- in das Oberwasser wandern könnten, sagte Czygan. Ein Modell, das bei vielen Wasserbauern als nachahmenswert empfunden wird. Der Amtsbezirk Freudenstadt, der den gesamten Nordschwarzwald mit dem Enzkreis, Pforzheim, den Kreisen Calw und Freudenstadt umfaßt, wünscht sich nun beim Um- oder Neubau von Wasserkraftwerken ähnliche Fischaufstiegsanlagen wie in den Enzberger EVS-Wasserkraftwerken. Neben den Baukosten, für die Wasserkraftwerke I und II in Enzberg wurden rund 35 000 Mark investiert, bedeuten Fischpässe «immer auch Erzeugungsverluste», meinte Czygan. Denn das Wasser, das den Fischpaß hinunterfließe, gehe der Stromerzeugung im Kraftwerk verloren. Czygan bezifferte die Erzeugungsverluste durch den Fischpaß am Wehr (I) und den beim Wasserkraftwerk II in Enzberg auf zusammen rund 20 000 Kilowattstunden pro Jahr. Dieser «verlorene Strom» wird im steinkohlebefeuerten EVS-Kraftwerk Heilbronn bereitgestellt. Dies bedeute aber eine jährliche Mehrbelastung der Umwelt mit rund 20 Tonnen Kohlendioxid. «Was gut ist für die Gewässerfauna, schlägt bei den Emissionen eben negativ zu Buche», fügte Czygan hinzu.

Ein Weihnachtsgeschenk für 365 Tage –

Ein Geschenk-Abonnement der Zeitschrift Schwäbische Heimat

GESCHENK-GUTSCHEIN

über ein Abonnement
für die
Zeitschrift

SCHWÄBISCHE HEIMAT

– 4 Ausgaben –

im Jahre:

1993

von: _____

Ort: _____

für: _____

Ort: _____

Die Geschäftsführung: _____

*für Enkel
für Kinder
für Eltern
für gute Freunde
für Tanten und Onkels
für aufmerksame Nachbarn*

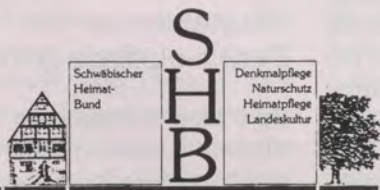
• für alle bietet der Schwäbische Heimatbund ein passendes Weihnachtsgeschenk – ein Geschenk-Abonnement der Zeitschrift Schwäbische Heimat. Dazu brauchen Sie sich auch nicht in den vorweihnachtlichen Einkaufstrubel zu stürzen – das Geschenk-Abonnement kommt (beinahe) ohne Ihr Zutun ins Haus. Die Zeitschrift Schwäbische Heimat erinnert 365 Tage im Jahr an Ihre gute Geschenk-Idee.

Und so bestellen Sie ein Geschenk-Abonnement:

- Sie bestellen formlos – bitte schriftlich – ein Geschenk-Abonnement beim Schwäbischen Heimatbund.
- Sie nennen uns Ihre Anschrift sowie Name und Anschrift des Beschenkten.
- Sie erhalten vom Schwäbischen Heimatbund einen Geschenkgutschein, den Sie selbst ausfüllen und dem Empfänger überreichen können.
- Mit dem Gutschein geht Ihnen auch die Rechnung für das Geschenk-Abonnement zu. Jährlicher Bezugspreis: DM 44,- inklusive Porto.
- Der von Ihnen Beschenkte erhält für ein ganzes Jahr (4 Ausgaben) kostenlos unsere Zeitschrift Schwäbische Heimat.

Sollten Sie noch Fragen oder besondere Wünsche haben, so wenden Sie sich an die Geschäftsstelle. Wir helfen Ihnen gerne weiter.

SCHWÄBISCHER HEIMATBUND



Charlottenplatz: 17 ● 7000 Stuttgart 1
Telefon: 07 11 / 22 16 38 ● Telefax: 07 11 / 29 34 84

Bitte richten Sie Ihre schriftliche Bestellung an unsere Geschäftsstelle:

Schwäbischer Heimatbund, Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1, Telefon (0711) 221638

Baustopp für Deponie Bernhartshöhe

(STZ) Die Stuttgarter Naturschutzverbände haben den gerichtlich verfükten Baustopp auf der Bernhartshöhe einhellig begrüßt und als Erfolg bezeichnet. Das Verwaltungsgericht hatte der Klage der Naturschützer gegen den Sofortvollzug der Deponierweiterung stattgegeben.

Die Stadt und das Regierungspräsidium wollen diese Entscheidung auf jeden Fall vor dem Verwaltungsgerichtshof in Mannheim anfechten. «Die Ablagerung von Bauschutt auf der Deponie Rennstrecke im Landkreis Böblingen ist nur noch bis zum Jahresende möglich», erklärte Bürgermeister Hans-Dieter Künne.

In diese Notlage habe sich die Stadtverwaltung durch ihr Verhalten selbst hineinmanövriert, heißt es hingegen in einer Presseerklärung des Landesnaturschutzverbandes Baden-Württemberg zu dem Gerichtsurteil. Das Votum des Verwaltungsgerichts zeige auch, daß «dem Regierungspräsidium als zuständiger Genehmigungsbehörde erhebliche Verfahrensfehler unterlaufen sind». Statt ein vom Gesetzgeber vorgesehenes Planfeststellungsverfahren mit umfassender Bürgerbeteiligung zu beginnen, habe die Behörde die Genehmigung unter Ausschluß der Öffentlichkeit vorangetrieben. Den Naturschutzverbänden sei damit die Möglichkeit genommen worden, auf die schwerwiegenden Folgen hinzuweisen, die durch den Bau einer Erddeponie in dem wertvollen Landschaftsraum entstünden. Neben der Zerstörung von acht Hektar Waldfläche gefährde die geplante Deponierweiterung vor allem auch das einzige Stuttgarter Wasserschutzgebiet. Dies sei nicht zu rechtfertigen und auch nicht notwendig, so die Naturschützer. Der Schutt könne auch ohne den Bau neuer Deponien entsorgt werden.

Künne hingegen hofft, daß der Verwaltungsgerichtshof rasch das Urteil zugunsten der Stadt revidiert. Der Baustopp habe für die Stadt keine direkten finanziellen Konsequenzen, weil auf der Bernhartshöhe noch nicht mit den Bauarbeiten begonnen worden sei.

Landschaftsschutz behält Vorrang vor Golf

(STZ) Die Rastatter Firma Public Golf hat kaum noch Chancen, ihre Pläne für eine 18-Loch-Golfanlage im Landschaftsschutzgebiet Rohrbachtal bei Steinheim zu verwirklichen. Einstimmig hat der Gemeinderatsausschuß für Technik und Umwelt die Bauvoranfrage zurückgewiesen und dem Landschaftsschutz im Naherholungsgebiet am Rande der Stadt Vorrang eingeräumt. Damit folgte das Gremium der Empfehlung von Bürgermeister Alfred Ulrich, der sich schon im Juni gegen das Projekt ausgesprochen hatte, als die Bauvoranfrage erstmals im Rathaus und im Ortschaftsrat von Kleinbottwar zur Sprache kam.

Verwaltung und Gemeinderatsmitglieder sind sich einig, daß eine solche großflächige Freizeitanlage nicht in ein Landschaftsschutzgebiet paßt. Ähnlich hatten auch Naturschützer vom BUND argumentiert, die mit aller Deutlichkeit gegen den Golfplatz im Rohrbachtal Stellung bezogen haben. Als wichtiges Argument gegen das rund zwei Millionen Mark teure Projekt führen Verwaltung und Gemeinderatsmitglieder auch die schlechte Erschließung des vorgesehenen Sportgeländes an, das ausschließlich über die schmale Straße durch das Otterbachtal zu erreichen ist. Schon Anfang der achtziger Jahre hatte ein privater Golfclub versucht, in unmittelbarer Nachbarschaft einen Golfplatz anzulegen, war damals aber am Widerstand des Naturschutzes und des Regierungspräsidiums gescheitert. Diesmal wollte die Rastatter Firma das zum Besitz der Familie Graf Adelman gehörige, landwirtschaftlich genutzte Gelände pachten und darauf einen platzsparenden Intensivparcours mit Kunst-rasenbelag und Clubhaus bauen.

200 Jahre Barockkirche Neresheim

(Schwäpo) Eine der großen Kirchen im Süden Deutschlands, die vor 20 Jahren noch einsturzgefährdete Klosterkirche Neresheim auf dem Härts-

feld (Ostalbkreis), wurde 200 Jahre alt. 1792 wurde in diesem großartigen Bau des Barock-Architekten Balthasar Neumann und des Malers Martin Knoller, der im wesentlichen schon zehn Jahre früher vollendet war, am Sonntag nach Mariä Geburt Kirchweihe gefeiert. Die Kunsthistoriker sind sich einig, daß «die Barockarchitektur nicht nur Deutschlands, sondern auch Europas nur wenig hat, was sich mit diesem Bau messen kann». Benediktiner und Stadt feierten das Kirchenjubiläum, drei Jahre vor dem großen Jubiläum der Gründung des Klosters vor 900 Jahren, mit einem Pontifikalamt mit dem Augsburger Weihbischof Rudolf Schmid, wie vor 200 Jahren, als Neresheim noch zum Bistum Augsburg gehörte und das Geläut der Glocken unter dem Gedröhn der Böller in Neresheim einzog.

Der Rottenburger Bischof Walter Kasper verlieh dem Vorsitzenden des Vereins zur Erhaltung der Abteikirche, Staatssekretär Gustav Wabro, das Großkreuz des päpstlichen Silvesterordens. Der Verein hat die durch Konstruktionsfehler nach Balthasar Neumanns Tod und Umwelteinflüsse wie die Überschallknaller von Düsenjägern gefährdete Neresheimer Abteikirche in einer Gemeinschaftsleistung von Mönchen, Bevölkerung und Staat vor dem Verfall gerettet. 1966 wurde das Gotteshaus von der Baupolizei geschlossen. 1975 war die Wiederherstellung mit einem Aufwand von über 26 Millionen Mark abgeschlossen.

«Kultursteuer» für Denkmalpflege gefordert

(epd) Eine «Kultursteuer» für Nicht-Kirchensteuerzahler zur Erhaltung von Baudenkmalen hat der Mainzer Kunsthistoriker und Theologe, Professor Rainer Volp, am Rande einer Fachtagung der Konrad-Adenauer-Stiftung in Schwäbisch Gmünd gefordert. Es sei ein Skandal, daß der Staat seine Verantwortung für alle Baudenkmale der Vergangenheit nicht voll wahrnehme, so Volp gegenüber dem Evangelischen Pressedienst (epd). Als einzige Institution

betrieben die Kirchen in allen Bevölkerungsschichten Kulturarbeit und hätten daher weiterhin die gesamtgesellschaftliche Verpflichtung, auch mit zeitgenössischen Künstlern zusammenzuarbeiten. Dem Argument von kirchlicher Seite, wegen ihrer vielen denkmalpflegerischen Aufgaben keine Mittel für moderne Kunst freizuhaben, muß nach Meinung Volps der Boden entzogen werden. Zuvor hatte der Theologieprofessor, der dem Arbeitsausschuß Evangelischer Kirchbautag vorsteht, die Kirchen aufgefordert, als Anwälte geistiger Liberalität die «massive Kulturbeschneidung» in öffentlichen Haushalten und eine schleichende «Exekution» der Geisteswissenschaften nicht länger hinzunehmen. Wer bildende Kunst, Musik und Religion als bloße schulische Randfächer betrachte, bewege sich «in Hitlers Spuren», der musische Fächer aus dem Zentrum gymnasialer Lehrpläne verdrängt habe. Wie weiter bekannt wurde, belaufen sich die Ausgaben der württembergischen Landeskirche für die bauliche Erhaltung denkmalgeschützter Bauten zur Zeit auf jährlich rund 40 Millionen Mark.

Denkmale im Mittelpunkt eines Schülerwettbewerbs

(PM) Im Schülerwettbewerb Deutsche Geschichte um den Preis des Bundespräsidenten ruft Richard von Weizsäcker Schüler und Schülerinnen bis 21 Jahre wieder zur historischen Spurensuche vor Ort auf. Das neue Thema lautet: «Denkmal: Erinnerung – Mahnung – Ärgernis ...». Vieles, was alt ist oder an Vergangenheit erinnert, kann Denkmal sein und von den Schülern erforscht werden: Standbilder und historische Bauwerke, Gedenkstätten und Mahnmale, kirchliche, archäologische und technische Stätten, aber auch Naturdenkmale. Der Schülerwettbewerb will mit diesem spannenden und oft brisanten Thema Jugendliche dazu anregen, sich mit einem Kapitel ihrer lokalen Geschichte zu beschäftigen. Gleichzeitig soll aber auch die öffentliche Diskussion um Erinnerungsstiftung

durch Gedenkort, um Sinn und Nutzen von Denkmälern und Denkmalschutz oder um die Gefährdung von Naturräumen und historischer Bausubstanz neu beflügelt werden. Die Körber-Stiftung, die den Wettbewerb seit 1973 für den Bundespräsidenten ausrichtet, hat über 400 Preise im Gesamtwert von mehr als einer Viertelmillion Mark ausgeschrieben. Einsendeschluß ist der 28. Februar 1993. Mitmachen können Kinder und Jugendliche aller Schularten.

Jede Menge Projektideen und praktische Tips, dazu ungewöhnliche historische Fotos und Geschichten zum Thema sowie die komplette Ausschreibung bietet das 66seitige farbige Geschichtsmagazin SPUREN SUCHEN Nr. 6. Einzelhefte gibt es für 2 DM in Briefmarken, Klassenpakete mit 25 Heften für 10 DM gegen Rechnung bei der Körber-Stiftung, Kampchausee 10, 2050 Hamburg 80.

Neue Methode: Hochwasser versickert

(lsw) Ein völlig neuartiges Hochwasserrückhaltebecken wird bei Leutkirch-Urlau gebaut. Der Tübinger Regierungspräsident Max Gögler betonte beim ersten Spatenstich im August, die neue Konzeption zeige, «daß Straßenbau, Naturschutz und Hochwasserschutz durchaus harmonieren können». Das Becken ist Kernstück des Hochwasserschutzsystems Eschach-Aitrach für Leutkirch und die umgebenden Orte.

Während bei herkömmlichen Becken ein Damm quer über das Tal das Hochwasser staut, entsteht hier ein Erdbecken mit einer Million Kubikmeter Auffangvolumen. Das Besondere: Bevor das Becken voll ist, sind im Untergrund schon eine Million Kubikmeter Wasser versickert. Das Auffangvolumen hat so die Wirkung von zwei Millionen Kubikmeter Rückhalteraum.

Die Kosten betragen etwa die Hälfte der für herkömmliche Becken (bis 20 Mark/Kubikmeter), mit gleicher Fläche wird fast das dreifache Auffangvolumen erreicht. Der Beckenaushub wird für den Bau der Autobahn 96 verwendet und vermei-

det so erhebliche Eingriffe in die Endmoränellandschaft. Zum Hochwasserschutz kommt ein wasserwirtschaftlicher Gewinn: Das versickerte Wasser fließt unterirdisch der Leutkircher Heide zu, deren Grundwasser als mögliches Trinkwasserversorgungsgebiet gilt. Wasserqualität und Sickervermögen werden in einer vierjährigen Reihe getestet.

Richtfest am Ulmer Stadthaus

(lsw) Über dem Rohbau des Stadthauses auf dem Ulmer Münsterplatz schwebte im August die Richtkrone. Das in der Ulmer Öffentlichkeit noch immer umstrittene Bauwerk des New Yorker Architekten Richard Meier, das 30 Millionen Mark kosten wird, soll im Herbst 1993 fertiggestellt sein. Gleichzeitig wird auch der Münsterplatz mit einem Kostenaufwand von 15 Millionen Mark neu gestaltet. Seine Fertigstellung ist im Frühjahr 1994 geplant.

Oberbürgermeister Ivo Gönner wertete das »Pro und Kontra« um das Stadthaus beim Richtfest als »Zeichen einer lebendigen Stadtgesellschaft«. Das Stadthaus soll nach seinen Vorstellungen »die Drehscheibe der Ulmer Geschichte, Gegenwart und Zukunft« werden. Der Bau des Stadthauses war vom Gemeinderat 1987 nahezu einstimmig beschlossen worden. Das Preisgericht bezeichnete den Entwurf von Richard Meier damals als »herausragenden Beitrag fürs Bauen in unserer Zeit«. Ein von dem Verein »Alt-Ulm« angestrebter Bürgerentscheid versuchte vergeblich, das Projekt zu verhindern. Die Gegner argumentierten, der moderne Bau passe nicht zum gotischen Münster, er verschandele den Platz und versperre zudem die freie Sicht auf das Münster.

Das Stadthaus mit einer Gesamtnutzfläche von knapp 3000 Quadratmetern soll hauptsächlich repräsentativen Zwecken dienen. Versammlungen, Ausstellungen und Konzerte sollen in ihm veranstaltet werden. Auch ein Café sowie ein Reisebüro werden in ihm untergebracht.

Museum Villa Rot: Religion und Wohnkultur

(HT) Museen, Kirchen und Kulturgüter von unterschiedlichstem Rang gibt es an der (beinahe endlosen) Oberschwäbischen Barockstraße reichlich. Doch nun gibt es ein Novum: In Rot bei Burgrieden wurde das Museum Villa Rot eröffnet, das unter anderem asiatische Kunst ausstellt. Das Prunkstück der Sammlung ist eine nepalesische Tara-Figur aus dem 17. Jahrhundert. Doch ganz verleugnet das Museum seinen Standort nicht: Der buddhistischen Figur direkt gegenüber steht eine Madonna mit Kind, denn Leitmotiv des Museums ist die Begegnung christlicher und buddhistischer Kunst. Dabei stellen sich für den Betrachter erstaunliche Parallelen ein. Daneben zeigt das Museum unter anderem auch ausgewählte Möbel aus drei Jahrhunderten Wohnkultur schwäbischer Adelsfamilien.

Den Grundstock für das Museum legte das Sammlerehepaar Feodora und Hermann Hoenes, das 1932 in das sogenannte Fuggerschloßchen bei Rot (Villa Rot) einzog. Vor allem Hermann Hoenes, der bis 1936 Cellist und später Industrieller war, sammelte leidenschaftlich Skulpturen und Porzellan aus Asien, überwiegend aus China. Leitmotiv war dabei der Versuch, Kunst und Kunsthandwerk asiatischer und europäischer Herkunft zu einer kunstgeschichtlichen Begegnung zusammenzuführen. Nach dem Tod ihres Mannes gründete Feodora Hoenes eine Stiftung, deren Zweck es ist, die Villa und Sammlung künftig als Museum zu erhalten.

Neben religiöser Kunst sind in die Sammlung Hoenes auch Werke der Wohnkultur schwäbischer Adelsfamilien, der Reichsherren von Hornstein und von Roth eingegangen.

Dies ist dem Umstand zu verdanken, daß Feodora Horn von ihrer Freundin Alexandra von Hornstein – deren Familie im 18. Jahrhundert das Schloß Orsenhausen erworben hatte und später einige Möbel und Bilder daraus ins Fuggerschloßchen stellte – die Villa samt Inventar geerbt hat.

Bezeugen die Möbelstücke als Wohnungseinrichtung eine recht beliebige Zusammenstellung, so demonstrieren

sie als Ausstellungsstücke exemplarisch historische Stilrichtungen. Eine Barockkommode mit Bandelwerkeinlagen und reichem Bronzebeschlag, ein Fassadenschrank mit Akanthuskapitellen, Uhrgehäuse und Nußbaumfurnier oder ein Ulmer Halbschrank mit Putto sind Möbel, welche die Entwicklung vom schweren Barock bis hin zum schlichten Biedermeier aufzeigen.

Als kleines Schmankerl rundet eine Nachtopfsammlung das Thema Wohnkultur im erweiterten Sinn ab. Dabei schließt diese wieder den Bogen zur asiatischen Kultur, denn Nachtopfe gab es, wie zu sehen ist, auch dort schon lange (Öffnungszeiten: Dienstag bis Sonntag, 14–17 Uhr).

Großes Haus aus der Jungsteinzeit im Moor

(lsw) Ein ungewöhnlich großes Haus der ausgehenden Jungsteinzeit (ca. 3300 bis 2500 v. Chr.) haben Archäologen des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg im Moor bei Seckirch freigelegt. Wie es in einer Mitteilung am 31. August hieß, hat das Rechteckhaus, dessen Funktion noch ungeklärt ist, eine Grundfläche von etwa 5 mal 15 Meter. Die bisher bekannten Wohnhäuser aus dieser Zeit in Südwestdeutschland messen nur etwa vier mal fünf Meter.

Das Moor hat Schwellenrost, Holzfußboden, Feuerstelle und Pfosten des Gebäudes über Jahrtausende konserviert. Sogar der Rindenbelag des Fußbodens sei teilweise erhalten geblieben, berichteten die Archäologen der Arbeitsstelle Hemmenhofen (Bodensee), die auch die Ausgrabungen bei Biberach betreuen. Das Gebäude gehört zu einer noch wenig erforschten Siedlung, die man vor einigen Jahren bei der Aushebung von Entwässerungsgräben entdeckte. Wie es hieß, bedrohten sinkende Grundwasserstände die archäologischen Stätten. Bei den Ausgrabungen wurde außerdem ein Teil eines hölzernen Vollscheibenrades entdeckt, das Aufschlüsse über das vorgeschichtliche Transportwesen mit zweirädrigen Transportkarren gebe, berichteten die Archäologen weiter.

Auf 15 Meter hohem Damm durch das Schaichtal

(STZ) Beim Schaichhof westlich der Bundesstraße 464 zwischen Böblingen und Tübingen sind die Bagger am Werk. Auftraggeber für die umfangreichen Erdbewegungen ist nicht der Golfclub Schönbuch, sondern die Straßenbauverwaltung. Unmittelbar neben dem Freizeitgelände der Golfer soll künftig die Bundesstraße auf einer neuen Trasse verlaufen, die mehr Verkehrssicherheit verspricht. Die Kosten dafür werden auf 4,6 Millionen Mark veranschlagt. Nach jahrelangen Vorbereitungen haben die Bauarbeiten für die Verlegung der B 464 auf einem eineinhalb Kilometer langen Abschnitt begonnen. Die scharfe Kurve der Bundesstraße im Schaichtal westlich von Weil im Schönbuch (Kreis Böblingen) verliert damit ihren Schrecken – sie wird dann nicht mehr gebraucht. Künftig wird die Bundesstraße südlich des Schaichhofs nach Westen abschwanken und auf einem kurzen Stück durch bisheriges Ackerland führen. Das Schaichtal wird die neue Straße auf einem 15 Meter hohen Damm überqueren. Dann verläuft die B 464 auf weniger als einem Kilometer Länge auf einer neugeschlagenen Schneise durch den Waldteil Schafhau am Schönbuchrand und wird schließlich auf die alte Trasse einmünden. Als Ausgleich für die Flächeninanspruchnahme läßt die Straßenbauverwaltung später ein 1,2 Kilometer langes Straßenstück der alten Bundesstraße, das dann überflüssig wird, vollständig rekultivieren. Außerdem haben sich die Straßenbauer noch zur Anlegung von zwei Feuchtbiotopen für 100 000 Mark verpflichtet – einer Ausgleichsmaßnahme im Rahmen der Naturschutzbelange. Nicht nur die verhältnismäßig vielen Unfälle, zu denen es in der Schaichtalkurve kam, haben die Straßenbauverwaltung bewogen, eine bessere Streckenführung zu suchen. Hinzu kommt, daß die Kurve eine geologisch instabile Schicht anschneidet, so daß es immer wieder zu Rutschungen kam. Bis zum Herbst 1993 soll die neue Strecke für den Verkehr zur Verfügung stehen.



dreisprachig

Format 23,5 × 35 cm, 27 farbige Großfotos, DM 22,-.

Schwabenkalender

Attraktion Heimat: Anheimelnde Architektur historischer Stadtansichten und idyllische Landschaftsbilder zeichnen diesen Kalender aus. Er enthält ausführliche Bildbeschrei-

bungen, dazu englische Kurztexte und 27 neue Wandervorschläge. Der Wandschmuck und Heimatgruß für Freunde in nah und fern. Ein toller Fotokalender und zugleich ein kleines schwäbisches Kompendium über Land und Leute.

Format 30 × 43,5 cm, 13 farbige Großfotos, DM 24,-.

Baden-Württemberg

Ein Kalender der Spitzenklasse. Brillante Farbfotos, die durch ihre Farbenpracht und eingefangene Stimmung be-

geistern. Sie erinnern an Urlaub, schöne Stunden und zeigen den Reichtum an historischen Bauten, Städten und eindrucksvollen Landschaften in Baden-Württemberg.

DRW-Verlag Weinbrenner GmbH & Co., Postfach 10 11 43, 7000 Stuttgart 10

DRW

Landesgeschichtliches bei Attempo



Attempo Verlag Tübingen

Josef Störzer

Von unten nach oben,
vom Notstand zum Wohlstand.
Meine »schwäbische« Geschichte

252 Seiten. br. 29,90 DM
ISBN 3-89308-141-0

Diese Autobiographie ist der sachlich-schnörkellose, gleichwohl bewegende Rückblick eines Mannes, dem seine (scheinbar) so glänzende Laufbahn zum wohlhabend-arrivierten Fabrikanten nicht in die Wiege gelegt worden war. Gewiß, wer das Buch liest, wird am Ende Josef Störzers Lebenswerk, den gewonnenen Lebenslauf »von unten nach oben« gehörig bestaunen. Aber faszinieren-der noch als der bloße Umstand, daß er sein Ziel geschafft hat, ist seine Entwicklung, ist sein Weg dorthin: wie er sein Ziel erreichte, welche Menschen und Einflüsse ihn prägten, ihm Anreiz waren, durch welche »Lebensschule« er ging, wie er mit seinen (wirklich zahlreichen) privaten und geschäftlichen Rückschlägen und

Enttäuschungen fertig wurde. Und beeindruckend, »der Erfolg hatte durchaus seinen Preis«, ist zum Schluß seiner niedergeschriebenen Geschichte die Summe, die Bilanz, die er zieht.

Seine »schwäbische« Geschichte ist ein »bürgerliches« Selbstzeugnis im allerbesten Sinne. (Nicht nur für Schwaben.)

Michael Weiß

Bücher, Buden, Burschenschaften.
Tausend Semester Tübinger
Studentenleben.

165 Seiten. br. 26,80 DM
ISBN 3-89308-124-0

Gabriele Junginger (Hrsg.)

Maria Gräfin von Linden.
Erinnerungen der ersten
Tübinger Studentin.

160 Seiten. br. 26,80 DM
ISBN 3-89308-125-9

Weissach beschäftigt 20 gemeindeeigene Schafe

(STZ) Am «Hartmannsberg» im Weissacher Ortsteil Flacht werden künftig Schafe wieder häufiger anzutreffen sein. Mit ihrer Hilfe soll die charakteristische Kuppe am Flachter Ortseingang von Rutesheim her wieder zu dem werden, was sie noch vor Jahrzehnten gewesen war: eine typische Wacholderheide, auf der sich Orchideen ebenso wohl fühlen wie seltene Laufkäfer, Tagfalter, Heuschrecken, Bockkäfer und andere vom Aussterben bedrohte Tiere. Aber nicht nur die unermüdlich mampfenden Wollträger sind gefragt, wenn es ums Überleben des «Hartmannsbergs» geht. Die amtlichen Naturschützer haben eine Gebrauchsanweisung zusammengestellt.

Das Stuttgarter Regierungspräsidium hat unterdessen mitgezogen und jetzt rund 26 Hektar des «Hartmannsbergs» unter Naturschutz gestellt. Naturfrevlern, Grundstücksspekulanten, Golfplatzplanern und düngewütigen Landwirten werden damit dauerhaft die Hände gebunden. Der «Hartmannsberg» ist das dreizehnte Naturschutzgebiet im Industrielandkreis Böblingen. Das jüngste Schutzgebiet eingerechnet, stehen lediglich rund 0,7 Prozent des gesamten Kreisgebiets unter Naturschutz.

In der Würdigung des neuen Naturschutzgebiets wird das «Hekengäu»-Areal im Südosten von Flacht schräg gegenüber des «Gaiern»-Gewerbegebiets an der Einmündung der Straße von Perouse als «das größte noch zusammenhängende ehemalige Schafweidegebiet in diesem Raum» gepriesen.

Mehrere Studien, darunter eine Diplomarbeit an der Universität Freiburg, haben Mitte der achtziger Jahre die schützenswerte Flora und Fauna am «Hartmannsberg» dokumentiert. So sind allein 150 Pflanzenarten beschrieben worden. Unter den Lebewesen am «Hartmannsberg» haben es vor allem die Insekten der warmen, sonnigen und mageren Muschelkalk-Standorte den Naturschützern angetan. So sind immerhin 58

Tagfalter-Arten nachgewiesen worden. Fast alle genießen nach der Artenschutzverordnung des Bundes besonderen Schutz. 16 Arten sind bundes- oder landesweit als gefährdet eingestuft. Zu diesen Raritäten gehören Schwalbenschwanz, Heufalter, Ockerbindiger Samtfalter, Blauäugiger Waldportier, Rostbraunes Wiesenvögelchen, Großer Fuchs, Märzveilchenfalter, Birkenzipfelfalter, Eichenzipfelfalter, Akazienzipfelfalter, Graublauer Bläuling, Schwarzgefleckter Bläuling, Dunkelbrauner Bläuling und Himmelblauer Bläuling. Unter den 21 bisher entdeckten Laufkäferarten gilt die Hälfte als typische Vertreter von Halbtrockenrasenflächen. Zwei sind in der regionalen «Roten Liste» der vom Aussterben bedrohten Arten enthalten. Bei der Fauna-Inventur sind außerdem elf Heuschreckenarten aufgelistet worden. Ebenso mehrere Arten von Bockkäfern, darunter drei besonders gefährdete, der Weißbindige Widderbock, der Graufüßige Erdbock sowie der Schwarzfüßige Wurzelhalsbock.

Daß der «Hartmannsberg» zum Naturschutzgebiet werden konnte, verdankt er nicht nur der akribischen Bestandsaufnahme von Naturschützern. Weil sich das karge Areal, durchzogen von heckengesäumten Lesesteinriegeln, nie sonderlich für die intensive landwirtschaftliche Nutzung eignete, blieb es über Generationen Schafweide. Angesichts zurückgehender Erlöse aus der Schafhaltung machten sich die tierischen Landschaftspfleger jedoch in jüngster Zeit am «Hartmannsberg» rar. Die Wacholderheide wuchs alsbald zu. Inzwischen ist von Menschenhand und unter Einsatz von Maschinen in wenigen Tagen das nachgeholt worden, was Schafe sonst übers Jahr erledigen: Die Wacholderheide wurde ausgelichtet. Diese Arbeit werden künftig etwa 20 gemeindeeigene Vierbeiner, die am «Hartmannsberg» einen Stall bekommen sollen, erledigen.

Baden-Württemberg trat Arge Alp bei

(lsw) Baden-Württemberg ist als elftes Mitgliedsland der Arbeitsgemeinschaft Alpenländer (Arge Alp) beigetreten. Ministerpräsident Erwin Teufel betonte in einer Mitteilung des Staatsministeriums, dies sei ein wichtiger Schritt auf dem Weg zu einem Europa der Regionen und ein zentrales Element der künftigen interregionalen Zusammenarbeit.

Die Arge Alp habe eine Vorreiterrolle für das Modell eines Europa der Bürger übernommen, sagte Landeshauptmann Luis Dürnwaldner (Provinz Bozen-Südtirol) als derzeitiger Vorsitzender der Arge Alp, die in St. Ulrich ihr 20jähriges Bestehen feierte. Weiterhin sind in der Arbeitsgemeinschaft noch Bayern, die österreichischen Bundesländer Salzburg, Vorarlberg und Tirol, die schweizerischen Kantone Graubünden, St. Gallen und Tessin, die Region Lombardei und die autonome Provinz Trient vertreten.

Fünf Jahre Ökomobile in Baden-Württemberg

(Umi) Als überaus beliebt und erfolgreich in der praktischen Naturschutz-Bildung für jung und alt haben sich die Ökomobile der Bezirksstellen für Naturschutz und Landschaftspflege in Tübingen und Karlsruhe erwiesen. Als «Rollende Klassenzimmer» kommen sie auf Bestellung überall hin, wo Schulklassen, Gemeinden, Verbände oder Volkshochschulen in direktem Kontakt mit der Natur etwas über ökologische Zusammenhänge und umweltgerechtes Handeln erfahren möchten.

Wie Umweltminister Harald B. Schäfer am 25. August 1992 in Stuttgart mitteilte, bewiese allein die lange Liste an Vorbestellungen, wie begehrt die «Naturschutzlabors auf Rädern» seien. Um den steigenden Bedarf weiterhin zu decken und die Wartezeiten möglichst kurz zu halten, würden noch in diesem Jahr zwei weitere Ökomobile an den Bezirksstellen für Naturschutz und Landschaftspflege in Stuttgart und Freiburg eingesetzt.

Basilika auf dem Dorf gibt Rätsel auf

(swp) Da schlagen Handwerker ein Loch in den Wandverputz einer Kirche, um festzustellen, wie weit das Mauerwerk feucht ist. Dabei entdecken sie die Überreste einer dreischiffigen romanischen Basilika aus dem 11. oder 12. Jahrhundert. So ist es geschehen in der Hochstraßgemeinde Pappelau bei Blaubeuren. Klaus Scholkmann vom Landesdenkmalamt Tübingen bezeichnet den Fund als etwas «übermäßig Aufregendes». Der Architekt hält die Entdeckung für eine Sensation: Es sei absolut ungewöhnlich, daß in einer so kleinen Gemeinde einmal eine Basilika aus der Romanik die Menschen im Gottesdienst vereint hat.

Bedauerlicherweise hat das Landesdenkmalamt derzeit kein Geld übrig, um weitere Untersuchungen vornehmen zu können. Die freigelegten romanischen Arkadenbögen sollen deshalb nur im Verputz sichtbar eingeritzt werden.

Die evangelische Kirche in Pappelau ist in die Jahre gekommen: Die Feuchtigkeit zog sich in den Mauern hoch; Schäden waren allgegenwärtig. Zuletzt war die Kirche in den Jahren 1960 bis 1963 innen und außen renoviert worden: Der Oberkirchenrat in Stuttgart übertrug dem Blaubeurer Architekten Manfred Kurz den Sanierungsauftrag. Er hat die Kirchen in Blaubeuren, Soppingen und in Asch saniert. Die Renovierungsarbeiten haben im Juni begonnen.

Der Kostenvoranschlag für alle Arbeiten beläuft sich auf 400 000 Mark. Genau die Hälfte dieses Betrages entfällt auf die Sanierung von Schiff und Chor, die andere auf die des Turmes. An den Sanierungskosten für den Turm beteiligt sich auch die bürgerliche Gemeinde, also die Stadt Blaubeuren.

Die Geschichte der Pappelauer Kirche weist den Chor aus dem 14. Jahrhundert stammend aus. Für das jetzige Langhaus gilt als Umbaudatum das 15. Jahrhundert. Das einschiffige Gotteshaus hat einen nicht eingezogenen, kreuzgewölbten Dreiachtelchor. Chor, Turm und Langhauswestwand haben stark abgestufte

Streben in unterschiedlicher Ausführung. Alle Fenster im Chor und die Hauptfenster im Schiff sind spitzbogig. Die höherliegenden kleinen Emporenfenster sind rundbogig. Die Eingangsportale sind mit Rundbögen abgedeckt. Der Turm weist am unteren Ende Buckelquader auf.

Der Fußboden der Kirche liegt im Norden des Schiffes unter dem Gelände, westlich und südlich nur knapp über dem anstehenden Boden. Rings um die ganze Kirche sind eine Betonplatte oder ein dicht verlegter Betonplattenbelag eingebaut. Dadurch wird die aus dem Erdreich aufsteigende Feuchtigkeit in das poröse Kalksteinmauerwerk des Gebäudes gezwungen. Beim Abschlagen des Außenputzes kamen merkwürdigerweise Pfeiler und Halbrundbögen zutage. Die beiden freigelegten Rundbögen sind mit behauenen Feldsteinen gemauert und mit Feld- sowie Backsteinen aufgeteilt.

Darauf konnte sich Architekt Manfred Kurz keinen Reim machen und informierte das Landesdenkmalamt. Aus Tübingen kam Oberkonservator Klaus Scholkmann. Nach eingehender Untersuchung stellte er zu seiner großen Überraschung fest, daß an der Süd- und Nordwand eine ganze Reihe von Arkaden vorhanden waren. Dem Westgiebel der Kirche ist anzusehen, daß er früher niedriger gewesen sein muß. Aus allen diesen Befunden schloß der Beauftragte des Landesdenkmalamtes, daß es sich hierbei um eine dreischiffige romanische Basilika gehandelt haben muß. Die Annahme wurde dadurch untermauert, daß vom südlichen Seitenschiff noch ein Fundament erhalten ist.

Insgesamt gehen die Fachleute davon aus, daß auf beiden Seiten des Gebäudes jeweils fünf Arkadenbögen vorhanden waren. Es ist allerdings durchaus möglich, daß es zusätzlich noch zwei weitere Bögen gegeben hat. Scholkmann kann keine genaue Jahreszahl nennen. Jedoch datiert er den Bau auf das 11. oder 12. Jahrhundert.

Ein absolutes Rätsel ist es für die Fachleute, warum ausgerechnet in der verhältnismäßig kleinen Gemeinde Pappelau ein solcher Sakral-

bau errichtet worden ist, zumal das Kloster Blaubeuren in Pappelau keinen alten und nennenswerten Besitz hatte.

Letztes Uranbergwerk im Schwarzwald geschlossen

(lsw) Die Ära des Uranbergbaus im Südschwarzwald ist zu Ende. Die Rekultivierungsarbeiten beim Bergwerk Menzenschwand sind abgeschlossen, die Auflagen des Schlußbetriebsplanes wurden nach Angaben des Freiburger Landesbergamtes erfüllt. Das Bergwerk wird damit aus der Aufsicht des Landesbergamtes entlassen. Es war das letzte Uranbergwerk auf dem Gebiet der alten Bundesrepublik.

Inzwischen wurde die Schranke entfernt, die bislang den Zufahrtsweg zum Bergwerksgelände versperrt hatte. Das im Naturschutzgebiet Feldberg liegende Gelände, von dem aus seit 1961 Bergbau betrieben wurde, wurde in seinen früheren Zustand zurückversetzt. Die im Abschlußbetriebsplan festgesetzten Grenzwerte werden – so das Landesbergamt – an allen Meßstellen eingehalten oder sogar unterschritten. Die Landesanstalt für Umweltschutz wird ihre Messungen zum Jahresende einstellen.

Die Schließung des Uranbergwerks hatte nach dem Konkurs der Betreiberfirma Gewerkschaft Brunhilde das Land Baden-Württemberg vornehmen lassen. Die Kosten der Grubenstilllegung werden vom Landesbergamt mit rund 4,5 Millionen Mark angegeben, wovon rund 60 Prozent durch den Verkauf von bereits gebrochenen Uranerzen gedeckt werden konnten, die vor der Grubenschließung noch gefördert werden mußten.

Das Menzenschwander Uranbergwerk war das letzte Bergwerk, das in der einstigen Bergbauregion Südschwarzwald noch bestanden hatte. Landesweit werden vom Freiburger Landesbergamt jetzt nur noch sieben Bergwerke betreut.

Anschriften der Autoren

Dieter Dziellak, Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1

Christian Glass, M. A., Schlehenweg 21, 7300 Esslingen

Susanne Goebel, M. A., Maschenmuseum, Postfach 125,
7470 Albstadt 1

Ulrich Gräf, Oberkonservator, Wolfsbergweg 3,
7121 Freudental

Gottlob Haag, Haus Nr. 62, 6994 Niederstetten-Wildentierbach

Hardy Krämer, Dipl.-Ing., Luziengasse 8,
7770 Überlingen

Claus Krüger, Dipl.-Ing. (FH), Freier Architekt, Erbsenbrunnengasse 17, 7000 Stuttgart-Bad Cannstatt

Jörg-Uwe Meineke, Dr., Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege, Konrad-Adenauer-Straße 20,
7400 Tübingen

Gerhard Prinz, M. A., Hohenheimer Straße 63,
7300 Esslingen

Harald Schukraft, Gutenbergstraße 106, 7000 Stuttgart 1

Alfred Schuler, Dr., Frankenring 80, 4150 Krefeld 1

Bildnachweis

Titelbild + S. 332–341: Ulrich Gräf, Freudental; S. 331: Projektphoto Sach und Schnetzler, Marbach a. N.; S. 342–347: Hardy Krämer, Überlingen; S. 349–354: Maschenmuseum Albstadt-Tailfingen, S. 352 unten ist entnommen Hermann Bizer: Tailfinger Heimatbuch, Tailfingen 1953; S. 357, linke Spalte: Heinrich Valet, Göppingen; S. 357, rechte Spalte: Schwäbische Lebensbilder, Band 1, Stuttgart 1940, S. 179 ff.; S. 358: Institut für Urgeschichte der Universität Tübingen; S. 359–361: Alfred Schuler, Krefeld; Fundverbleib: Stuttgarter Museum für Naturkunde und Privatbesitz Heinrich Valet, Göppingen; S. 362: Olympus-Kalender 1990; S. 364: Zeichnung nach Angaben von Manfred Schuler von Petra Schiller, Römisch-Germanisches Zentralmuseum, Forschungsbereich Altsteinzeit, 5450 Neuwied 13; S. 366–372: Museum der Stadt Waiblingen; S. 373: Stadtarchiv Stuttgart; S. 376 und 380: Harald Schukraft, Stuttgart; S. 384: Sammlung Gerhard Prinz, Esslingen; S. 386, 387 und 390: Landesbildstelle Württemberg; S. 389: Stadtarchiv Rottenburg a. N.; S. 394/395: Eberhard Hehl, Tiefenbronn; S. 396: Privatfoto; S. 397: Ulrike Dziellak, Tübingen.

SPENDENAUFTRUF

Bei der Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes am 11. April 1992 in Herrenberg wurde das Projekt vorgestellt. Es wurden auch verschiedene Finanzierungsmodelle besprochen, und es bestand die einhellige Meinung bei den Anwesenden, daß man von Baukostenumlagen, Baudarlehen der Mitglieder oder Beitragserhöhungen absehen und an die Spendenbereitschaft der Mitglieder appellieren sollte. Dies wollen wir hiermit tun. Wir müssen ca. 1,2 Millionen DM auf diese Weise aufbringen, wobei wir uns natürlich auch um weitere andere Finanzierungsmittel bemühen. Der Verein hat rund 6000 Mitglieder; es wäre eine einfache Rechnung: Wenn jeder 200,- DM spenden würde, käme die fehlende Summe zusammen.

Wir wissen, daß eine Spende in dieser Höhe für manches Mitglied nicht möglich ist, wir wissen aber auch, daß es Vereinsmitglieder gibt, die durchaus bereit sind, mehr zu spenden.

Vorstand und Geschäftsführung sind sich darüber im klaren, daß dies eine gewaltige Kraftanstrengung für den Verein und seine Mitglieder darstellt. Zum ersten Mal werden die Mitglieder zu einem solchen Solidaritätsakt aufgerufen, der aber notwendig ist, um das Ziel zu erreichen. Wir wissen auch, daß viele Mitglieder sich außerordentlich mit den Zielen des Heimatbundes identifizieren und viele schöne und reiche Erfahrungen bei den Veranstaltungen und Reisen sammeln konnten. Wir sind deshalb zu der Überzeugung gelangt, daß es bei solch großer Identifikation mit dem Verein und mit den Verantwortlichen möglich sein muß, diese außergewöhnliche Kraftanstrengung zu wagen und zu leisten.

Nur wenn durch die Spenden die Finanzierung sichergestellt ist, wird mit dem Bau begonnen. Wir müssen uns daher vor Baubeginn im März/April 1993 der Mittel sicher sein, sonst können wir nicht anfangen. Selbstverständlich werden alle Spenden zurückbezahlt, wenn nicht gebaut werden kann. Die Spenden sind steuerlich abzugsfähig und gehen an die Stadtkasse Stuttgart, die sie umgehend an uns weiterleitet und eine Spendenbescheinigung ausstellt, wobei bei Spenden von 100,- DM und darunter der Einzahlungsbeleg von den Finanzämtern anerkannt wird.

Wir sind überzeugt, daß diese einmalige Aktion von einer breiten Zustimmung getragen wird, denn wir betreiben hier aktiven Denkmalschutz und lösen zugleich die Raumprobleme unserer Geschäftsstelle. Darüber hinaus erweitern wir das Angebot des Schwäbischen Heimatbundes durch einen Mehrzweckraum, die Bücherei und das Archiv.

Wir bitten Sie deshalb herzlich um Ihre Spende für dieses Projekt unseres Vereins. Wir danken Ihnen dafür.

Der Vorstand: Martin Blümcke, Dr. Oswald Rathfelder, Dr. Wilfried Setzler, Gerhard Weygandt, Ursula Zöllner, Fritz Oechßler, Ulrich Gräf.

Die Geschäftsführung: Dieter Dziellak, Harald Schukraft, Sabine Langguth